DER STECKBRIEF

Roderich Benedix

Preis 1 Mk.

Roderich Benedix

Volkstheater.

II. Band.

Die alte Jungfer.

Lustspiel in 4 Aufzügen.



Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1882.

F. BAUMGARTEN. del.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Roderich Benedix
Volkstheater.

Ausgewählte grössere Lustspiele.

Inhaltsübersicht.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Roderich Benedix:

Volkstheater.

Ausgewählte grössere Lustspiele.

Elfter Band:

Die alte Jungfer.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1882

Die alte Jungfer.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Von

Roderich Benedix.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1882

Der Besitz dieses Buches giebt keiner öffentlichen Bühne das Recht zur Aufführung eines der darin enthaltenen Stücke. Dieses Recht muß von den unterzeichneten Rechtsnachfolgern des verstorbenen Verfassers besonders erworben werden.

Die Roderich Benedixschen Erben.

Die alte Jungfer.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Präsident von Berg.
Klotilde, seine Tochter.
Kammerrat von Schwadorf.
Felix, sein Sohn.
Oberst von Grünau.
Ewald Eschenburg, Landwirt.
Margarethe Osten.
Lotte, deren Magd.
Dietrich, Schreiber.
Ordonnanz.
Diener des Kammerrats.
Unteroffiziere.

Das Stück spielt in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

Zimmer bei Margarethe Osten, altmodisch möbliert. Rechts *) Fenster, links Seitenthüre, Mittelthüre.

Erster Auftritt.

Lotte (bringt Kaffee herein, und stellt ihn auf den Tisch links). Na, ist denn die Mamsell noch nicht fertig? Ich glaube sie braucht alle Tage mehr Zeit zum Anziehen. (Oeffnet die Seitenthüre und ruft laut hinein.) Mamsell, der Kaffee ist da, es wird Zeit zur Kirche! — Man sollte es nicht glauben daß alte Jungfern sich so gern noch putzen mögen, und wenn ein Mädchen in meinem Alter etwas auf sich hält, so wissen sie nicht genug über Eitelkeit zu schelten.

Zweiter Auftritt.

Lotte. Margarethe.

Margarethe (kommt sonntäglich geputzt von links. Sie setzt sich an den Tisch und trinkt eine Tasse Kaffee, wobei sie sich auffallend in acht nimmt sich nicht zu beschmutzen. Dann vollendet sie im Laufe des folgenden Auftritts ihren Anzug, indem sie ihre Handschuhe anzieht, Nadeln steckt, Bänder bindet, u. s. w.). Schreie doch nicht so, Lotte! Der gute Karo ist eben ein

*) Rechts und links sind immer vom Zuschauer aus angenommen.

wenig eingeschlummert, hoffentlich wird ihm der Schlaf wohl thun; er war recht krank und ich hatte ernstliche Sorge um ihn.

Lotte. Je nun, der Hund ist alt, wenn er krepiert kaufen Sie sich einen andern.

Margarethe. O du fühlloses Geschöpf! Ich habe den Hund fünfzehn Jahre, sollte es mir nicht wehe thun wenn ich ihn verlöre?

Lotte. Na sonderlich hübsch ist er nicht mit seinem einen blinden Auge. Ich habe oft nicht begreifen können wie Sie das Tier so hätscheln mögen.

Margarethe. Das begreifst du nicht? Ich will es dir sagen. Den Hund erhielt ich vor fünfzehn Jahren von einer Freundin, die nun auch schon lange gestorben ist. Der Karo ist das einzige Andenken, das ich von ihr besitze. Und das eine Auge verlor er durch den Stockschlag eines Diebes, der bei mir einbrechen wollte und nur durch sein mutiges Bellen verscheucht wurde. Soll ich den Hund nun nicht lieb haben?

Lotte. Nun ja, aber ein Hund ist kein Mensch und imgrunde ist er doch ein häßliches Vieh.

Margarethe. Lotte!

Lotte. Das zottige Fell und das heisere, widerliche Bellen!

Margarethe (scharf). Jetzt bist du still! Und wenn dir mein Hund nicht gefällt, so kannst du gehen und dir eine Herrschaft suchen, die einen schönern hat.

Lotte (begütigend). Nun nun, Mamsell! —

Margarethe (heftig, doch nicht zu stark). Wer meinen Hund nicht liebt, wie kann der Anhänglichkeit für mich haben? Ich mag mit niemandem unter Einem Dache leben, der so herzlos ist.

Lotte. Sie nehmen das auch gleich so schlimm, Mamsell, ereifern sich am Sonntagmorgen —

Margarethe (ruhiger). Ja ich ereifere mich, wenn ich sehe daß jemand kein Mitgefühl für ein treues Tier hat.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes sagt die heilige Schrift.

Lotte. Ich habe es so böse nicht gemeint.

Margarethe. Nun es mag gut sein, ich will nicht zornig werden ehe ich in das Haus Gottes gehe. (Steht auf und ordnet ihren Anzug.) Aber Lotte, das sage ich dir: bessere dich! Du bist schnippisch und naseweis, das steht einem Mädchen gar nicht an, am wenigsten aber einer Magd — zupfe mir den Kragen zurecht — du bist höhnisch und machst dich gern über alles lustig, das ziemt sich nicht für ein christliches Gemüt — da oben ist mir ein Haken losgegangen, — du bist schadenfroh und lachst, wenn andern Leuten ein Unglück geschieht —

Lotte. Aber Mamsell —

Margarethe. Habe ich dich nicht neulich lachen sehen, als der Kammerrat Schwadorf stolperte und bald gefallen wäre?

Lotte. Ei er trägt die Nase so hoch daß er nicht sieht was ihm vor die Füße kommt — und daß er fiel war ja eben auch kein großes Unglück.

Margarethe. Genug, Lotte, genug, du mußt noch vieles an dir ändern — stecke mir hinten die Nadel fest — noch vieles an dir ändern, ehe dein Wandel wohlgefällig wird vor den Augen des Herrn. Gieb mir auf das Haus ordentlich acht, so lange ich in der Kirche bin; du machst niemandem auf, es mag klingeln wer will.

Dritter Auftritt.

Vorige. Dietrich (mit einem kleinen Milchtöpfchen).

Dietrich (demütig, freundlich). Guten Morgen, liebwerteste Mademoiselle.

Margarethe. Guten Morgen, guten Morgen, Herr Dietrich!

Dietrich. Sie wollen schon ausgehen? Ich komme mir mein bischen Milch auszubitten.

Margarethe. Ei wie spät, Herr Dietrich! Haben Sie so lange geschlafen daß Sie erst jetzt frühstücken wollen?

Dietrich. Ja liebe Mademoiselle, ich habe bis tief in die Nacht hinein schreiben müssen, um das fertig zu bekommen, was ich heute morgen abliefern muß; da steht es sich denn nicht so leicht früh auf.

Margarethe. Lotte, meine Handschuhe! Das ewige Nachtsitzen, Herr Dietrich, taugt nichts, ich habe es Ihnen schon so oft gesagt. Vor zwanzig Jahren habe ich einen Studenten gekannt, der auch immer die Nächte durch arbeitete, um sein Examen gut bestehen zu können. Und als das Examen vorbei war bekam er die Schwindsucht und starb. Was half ihm nun die erste Zensur? Das Nachtsitzen taugt nichts, Herr Dietrich!

Dietrich (lächelnd, wehmütig). Ja, liebe Mademoiselle, Muß ist eine harte Nuß. Mir geht das Abschreiben nicht so flink von der Hand wie jungen Leuten und meine Arbeit wird schlecht bezahlt; ich muß recht viel arbeiten, wenn ich mich ehrlich durchbringen will.

Margarethe. Hm hm, das mag wohl sein, aber ich kann das lange Nachtsitzen doch nicht mehr dulden. Lotte, zupfe mir das Tuch zurecht, — wenn Sie einmal einschliefen, das Licht brännte herunter und wir gingen alle in Feuer auf — besser nach unten, Lotte — ich habe wahrhaftig schon daran gedacht Ihnen Ihr Stübchen aufzukündigen.

Dietrich (erschrocken). Aufzukündigen?

Margarethe. Ja ja, Herr Dietrich, ich will es Ihnen nur sagen, ich kann oft des Abends vor Besorgnis und Unruhe nicht einschlafen, wenn ich Sie noch an der Arbeit weiß. Da war vor siebenzehn Jahren des Postmeisters Sohn, der hatte auch im Bette gelesen, war eingeschlafen, das Licht brannte herunter, es brach Feuer aus und der Postmeister war ein armer Mann. Sollte mir das auch geschehen? Sollte mein Häuschen und mein bischen Armut verbrennen

und ich in meinen alten Tagen nackt und bloß in die Welt gesetzt werden? Nein nein, lieber will ich das Stübchen leer stehen haben, als in steter Unruhe leben.

Dietrich (wehmütig, bittend). Ach liebwerteste Mademoiselle, lassen Sie diesen Gedanken fahren. Ich schlafe ja nicht bei der Arbeit. Wenn ich von Ihnen fort müßte, wie sollte es mir denn da ergehen? Wo fände ich wieder ein so hübsches, stilles Stübchen und eine so freundliche Wirtin, die nicht spottet über meine Armut und mir gern zurhand geht meinen kleinen Haushalt zu führen. Ach wenn Sie mir aufkündigten, es wäre mir als würde ich auf die Straße hinaus gestoßen.

Margarethe (gutmütig). Na na, Herr Dietrich, es war so ganz ernstlich doch nicht gemeint, aber sein Sie vorsichtig mit dem Lichte! Lotte, mein Schnupftuch, meinen Fächer!

Lotte (links ab).

Dietrich (kopfschüttelnd, halb laut). Aufkündigen!

Margarethe. Nehmen Sie sich dort Ihre Milch und Ihre Brödchen. Aber wollen Sie denn nicht in die Kirche gehen, Herr Dietrich! Ei ja, wie ist mir denn, ja ja, jetzt fällt es mir auf, Sie sind ja lange nicht in der Kirche gewesen, Herr Dietrich, ei, es ist fast ein Vierteljahr. Steht es so schlecht um Ihr Christentum?

Dietrich (verlegen lächelnd). Wenn ich meinen neuen Rock habe, liebe Mademoiselle, gehe ich wieder hinein; in meinem alten, abgetragenen, da schäme ich mich vor den Leuten. In einer Woche, liebe Mademoiselle, werde ich so viel zusammen haben daß ich den neuen bezahlen kann.

Lotte (bringt Tuch und Fächer).

Margarethe. Hm mit Ihrem neuen Rocke — nicht das Tuch, Lotte, das mit dem Spitzenrändchen und den anderen Fächer, den von Elfenbein!

Lotte. Sie putzen sich ja gewaltig heraus, Mamsell, wollen Sie denn noch vornehme Besuche machen?

Margarethe. Was schwatzest du wieder für albernes Zeug! Wenn man in die Kirche geht, macht man den vor-

nehmsten Besuch, den es giebt, und vor unserem Herrgott muß man immer in seinem besten Staate erscheinen. Geh, hole das andere Tuch!

Lotte (ab).

Dietrich (für sich kopfschüttelnd). Aufkündigen!

Margarethe (fortfahrend). Ja ja, mit Ihrem Rocke ist es schlecht bestellt, Herr Dietrich, das ist wahr — hm hm, ich werde einmal mit dem Schneider sprechen; Sie sind ja ein ordentlicher Mann, ich werde ihm das sagen.

Lotte (bringt das andere Tuch).

Margarethe (fortfahrend). So, Lotte. (Ist mit ihrem Anzug jetzt ganz fertig.) Ei was für schönes Wetter heute! (Oeffnet das Fenster.)

Dietrich (wie oben). Aufkündigen!

Margarethe. Und da geht auch unsre Nachbarin wieder spazieren.

Dietrich. Welche Nachbarin?

Margarethe. Ei sehen Sie doch, das hübsche schlanke Mädchen dort, — sie grüßt! (Macht einen tiefen Knix, nicht laut, mehr für sich.) Gehorsamste Dienerin, mein gnädiges Fräulein!

Dietrich. Ein Fräulein?

Margarethe. Ja doch, ja doch, die Tochter des neuen Präsidenten, der seit vierzehn Tagen hieher versetzt ist, sie wohnen vorläufig dort bei dem Obersten von Grünau.

Dietrich. So so. Ein recht ansehnliches Fräulein!

Margarethe. Und ein recht liebes Kind. Sehen Sie, da kommt sie näher.

Dietrich. Sie hat einen Blumenstrauß gepflückt.

Margarethe. Der ist für mich bestimmt, geben Sie acht.

Dietrich. Sie bindet ihn an einen Stock.

Margarethe. Um ihn mir zum Fenster herauf zu reichen. (Tritt ans Fenster, beugt sich hinaus und horcht, als wenn unten jemand spräche, kurze Pause.) Mich schönstens für gütige Nachfrage zu bedanken, mein gnädiges Fräulein, recht wohl, recht wohl.

(Horcht hinaus, dann.) Ja, ein herrlicher Morgen! (Horcht hinaus, dann spricht sie in das Zimmer zurück.) Ach wie schön!

Dietrich. Was hat sie gesagt?

Margarethe. Die Blumen im Garten bringen ihre schönsten Düfte dem lieben Gott als Morgenopfer dar. (Zum Fenster hinaus.) Ja, gnädiges Fräulein, die ganze Natur lobt ihren Schöpfer immerfort, nur die Menschen vergessens zuweilen. (Horcht hinaus, dann.) Ei, wenn Sie so gütig sein wollen! (Empfängt einen Strauß durch das Fenster.) Meinen schönsten Dank! (Horcht hinaus, dann.) Mich bestens zu empfehlen. (Macht einen tiefen Knix.)

Dietrich. Sie geht fort!

Margarethe. Ihr Vater verlangt nach ihr, sagt sie. Sehen Sie einmal, Herr Dietrich, wie stolz und gemessen sie dahin geht und ist doch so freundlich.

Dietrich. Also des Präsidenten Tochter?

Margarethe. Fräulein von Berg.

Dietrich. Und woher kennen Sie sie?

Margarethe. Je nun, durch das Fenster. Ich sah hinaus, während sie im Garten war, Blumen anband oder arbeitete, sie grüßte zuerst, ich dankte und so gab ein Wort das andere. Es scheint ein braves Fräulein zu sein, ein liebes, gutes Mädchen. (Sinnend.) Sie hat etwas in ihrem Gesichte, was mir bekannt vorkam beim ersten Augenblicke, es ist mir als hätte ich sie schon einmal gesehen und ich kann mich doch nicht entsinnen, kann keine Aehnlichkeit auffinden, aber es ist mir als ob sie mir es angethan hätte, ich freue mich immer, wenn sie in den Garten kommt. Hm da stehe ich und verplaudere die Zeit und muß doch in die Kirche. Lotte, das Gesangbuch, — Herr Dietrich, denken Sie an das Licht des Abends, — Lotte, vergiß nicht den Kanarienvögeln frisches Wasser zu geben, — und mit dem Schneider will ich reden, Herr Dietrich, — Lotte, nach dem Karo sieh auch ein paarmal und gieb ihm eine Tasse Milch, wenn er wach ist, — der Hund war recht krank, Herr Dietrich, aber es geht jetzt besser, — setze das Fleisch auf, Lotte, wenn ich

fort bin, — hm hm, Herr Dietrich, Sie könnten einen Teller Suppe mit mir essen.

Dietrich. Ei, Mademoiselle —

Margarethe (fortfahrend). Es ist nur, damit Sie sehen daß ich es mit dem Aufkündigen nicht so schlimm gemeint habe, und wenn ich vor meinen Schöpfer trete möchte ich nicht daß jemand mit Mißbehagen an mich denke. Also bis Mittag, Herr Dietrich, guten Morgen, guten Morgen. (Geht ehrbar ab.)

Vierter Auftritt.

Lotte, Dietrich.

Dietrich. Sie hat doch ein vortreffliches Herz, die Mamsell!

Lotte. Hm hm, es geht wohl an, sie keift den ganzen Tag.

Dietrich. Nicht doch, Jungfer Lottchen, sie hält auf Ordnung und wenn sie auch einmal ein hartes Wort sagt, es ist so bös nicht gemeint.

Lotte. Na ja, sie gehört nicht zu den schlimmsten; alte Jungfern sind sonst gewöhnlich grimmig böse. Da nehmen Sie Ihre Milch, Herr Dietrich. (Füllt ihm sein Töpfchen.)

Dietrich (faltet die Hände). Böse? Ach du lieber Gott, wer das von der Mamsell sagen wollte würde sich schwer versündigen. Wie handelt sie an mir! Giebt sie mir nicht mein Stübchen für eine billige Miete? Sie könnte von andern mehr haben.

Lotte. Aber wenn Sie nicht pünktlich zahlen, brummt sie und sie hat es wahrhaftig nicht nötig so auf die paar Thaler zu sehen, denn sie hat ein ganz gutes Auskommen von ihrem Vater selig.

Dietrich. Je nun, sie hält auf Ordnung und das muß sein. Nein, sie ist gut, seelengut. Läßt sie mir nicht des

Morgens von ihrer Milch ab für ein Billiges? Erlaubt sie mir nicht meinen Kaffee, mein Süppchen an ihrem Feuer zu kochen, verplaudert sie nicht manches Abendstündchen mit mir in ihrer Stube, wo ich Heizung und Licht spare? Sie weiß nicht, Jungfer Lottchen, wie das einem blutarmen alten Manne, wie ich bin, zu gute kommt und wie wohl es jemandem thut, der so ganz allein in der Welt steht wie ich, freundlich behandelt zu werden. Ich fühle mich auch so wohl in dem Hause wie in der Heimat und machte sie Ernst damit mir aufzukündigen, ich wüßte nicht was aus mir werden sollte.

Lotte (pfiffig, aushorchend). Je nun, Sie haben ja noch Verwandte.

Dietrich (erschrocken). Ich? Keinen Menschen auf der Welt.

Lotte. Leugnen Sie nur nicht, ich weiß es doch.

Dietrich (mit immer steigender Angst). Jungfer Lottchen, ich bitte Sie —

Lotte. Ei Sie haben es ja neulich Abend der Mamsell selbst erzählt.

Dietrich. Um Gotteswillen!

Lotte. Wie es Ihnen so schlecht gegangen ist und wie Sie zwanzig Jahre in Amerika oder Afrika, was weiß ich, gewesen sind, bei den wilden schwarzen Menschen, und wie Sie endlich mit genauer Not in Ihre Heimat zurückgekehrt sind und Ihre alten Tage mühselig unter Sorgen verbringen und wie Sie sich vor Ihren Verwandten fürchten und selbst der Mamsell Ihren wahren Namen nicht sagen wollen, so gern ihn diese auch wüßte. He ist das nicht wahr?

Dietrich (begleitet Lottens Reden mit lebhaften Geberden der Angst). Ach Gott ach Gott, Jungfer Lottchen, Sie macht mich unglücklich!

Lotte. Nun nun, Herr Dietrich!

Dietrich. Ich habe mein Geheimnis so sorgfältig bewahrt und nun ist es in Ihren Händen.

Lotte. Ei ich werde ja schweigen, Herr Dietrich!

Dietrich. Ja ja, ich kann es mir denken! Im tiefsten Vertrauen habe ich es der Mamsell mitgeteilt und die hat nicht geschwiegen, was soll ich erst von Ihr erwarten. Ach es ist nur zu wahr, die Frauenzimmer können nichts für sich behalten!

Lotte. Jammern Sie doch nicht so, Herr Dietrich, ich verspreche Ihnen —

Dietrich. Was hilft das? Die Mamsell hat mir auch versprochen —

Lotte. Nun, sie hat auch nichts gesagt und ich kann so gut schweigen wie sie.

Dietrich. Wie? Die Mamsell hätte nichts gesagt?

Lotte. Nein.

Dietrich. Nicht? Woher weiß Sie es denn?

Lotte. Je nun, ich nähte nebenan die neuen Vorhänge und als Sie so erzählten —

Dietrich (erschrocken). Hat Sie gehorcht?

Lotte. Sie sprachen so laut daß man nicht viel zu horchen brauchte, — und es klang so hübsch schauerlich, was Sie erzählten von den wilden Menschen, von dem Sturme auf der See und wie Sie gefangen waren bei den Menschenfressern. Wahrhaftig, Herr Dietrich, wer Sie so sieht, wie Sie so demütig und furchtsam sind, der sollte nicht glauben daß Sie so weit gewesen und so viel erlebt haben. Sie fürchten sich ja jetzt vor einem Kinde und haben doch Schlachten mitgemacht.

Dietrich (kläglich). Ach Gott, ich bin verloren! Lottchen Jungfer Lottchen, ich bitte, ich beschwöre Sie —

Lotte. Na was ist denn?

Dietrich. Wenn Sie nicht schweigt, wenn man erfährt —

Lotte. Ei was denken Sie von mir, vor meinen Reden sind Sie sicher, kein Laut kommt über meine Zunge. (Neugierig.) Aber warum sind Sie denn so ängstlich? Haben Sie denn etwas begangen?

Dietrich. Nein nein, gute Jungfer, ich will Ihr etwas schenken, wenn Sie mir verspricht —

Lotte. Ach warum nicht gar schenken, ich müßte mich ja der Sünde schämen von so einem armen Menschen etwas anzunehmen und ich werde auch ohne Geschenke nichts weitersagen — horch was ist das!

Dietrich (erschrocken). He!

Lotte. Ist das nicht die Stimme der Mamsell?

Dietrich. Es kommt mir auch so vor.

Lotte. Die Kirche ist doch noch nicht zuende?

Dietrich. Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein?

Lotte. Am hellen lichten Tage, was soll denn —?

(Beide sind währenddessen nach der Thüre gegangen und öffnen diese.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ewald (führt) Margarethen.

Ewald. Einen Stuhl, rasch einen Stuhl!

Lotte (schreiend). Um Gotteswillen, was ist denn?

Dietrich. Liebwerteste Mamsell, was ist geschehen?

Ewald. Schreien Sie nur nicht, es ist nichts, ein wenig Schreck! (Hat Margarethen nach dem Stuhle geführt, den Lotte mitten in das Zimmer gesetzt.) So, setzen Sie sich! Bringen Sie ein Glas frisches Wasser!

Lotte. Auf der Stelle! Ach du guter Gott, was muß das sein! (Ab.)

Dietrich. Aber junger Herr, so sagen Sie doch —

Margarethe (tief aufatmend). Ach ich bin wahrhaftig sehr erschrocken!

Ewald (immer mit viel Teilnahme). Das war auch das Schlimmste. Nicht wahr, Sie fühlen sich sonst nicht verletzt?

Margarethe (immer mehr sich erholend). Verletzt? (Befühlt sich Schulter und Kopf.) Nein — doch sieh da, ein Stück Spitze hat das Tier mir abgerissen.

Dietrich. Ein Tier?

Ewald. Nun das läßt sich wieder anheften!

Lotte (kommt mit Wasser). Hier, Mamsell, ganz frisch!

Margarethe. Ja ein Tier, Herr Dietrich!

Ewald. Nehmen Sie einen Schluck Wasser!

Margarethe (trinkt).

Lotte (mit Aufhebens). Ja aber um Gotteswillen, so sagen Sie doch, was Ihnen widerfahren ist. Wie Sie da so hereinkamen, ich bin so erschrocken, den Tod könnte man davon haben auf der Stelle.

Ewald (sieht sich neugierig im Zimmer um).

Margarethe (giebt das Glas zurück). Ja Lotte, es konnte mir schlimm gehen, wenn der junge Herr mich nicht gerettet hätte.

Ewald (lächelnd). Nun, es war nicht so arg.

Margarethe. Nicht arg! Was Sie auch reden! Denke dir, Lotte, Herr Dietrich, denken Sie sich, ich gehe ehrbar nach der Kirche, sehe nicht rechts, sehe nicht links, wie es sich denn für ein anständiges Frauenzimmer geziemt, plötzlich steht ein großer Hund vor mir, ein Hund — ich sage Ihnen so groß (mit der Hand zeigend); es war ein Metzgerhund mit ganz zottigem Felle — ich will einen Schritt beiseite treten — da richtet sich das Untier auf, legt seine Vorderpfoten auf meine Schultern und schnappt nach mir.

Lotte. Ei du Gerechter!

Dietrich. Schnappt?

Margarethe. Schnappt nach mir. Ich stoße einen Schrei aus, ich rufe Hülfe — da höre ich lachen und eine Stimme ruft: Tiras, ihr ist warm!

Ewald. Der Hund ist sicher darauf abgerichtet auf diesen Zuruf der bezeichneten Person die Kopfbedeckung abzunehmen, ein vielgebrauchter Scherz!

Margarethe. Ein Scherz, junger Herr? Mit einer Frau, mit einer alten Frau auf offner Straße treibt man keinen Scherz.

Ewald (ernst). Bei Ihnen angewandt war es eine nichtswürdige Ungezogenheit, darin haben Sie vollkommen Recht.

Lotte (ungeduldig). Wie kamen Sie denn aber von dem Tiere los?

Margarethe. Ich konnte mich kaum aufrecht halten, die Furcht vor dem Hunde, dessen funkelnde Augen dicht an meinem Gesichte waren, dessen warmer Atem mich anwehte — dazu die Schande auf öffentlicher Straße — in dem Hause, vor dem die Sache vor sich ging, lag eine Menge junger Herren in den Fenstern und lachte — die Straßenjungen liefen zusammen und lachten — die Vorübergehenden blieben stehen, die Leute steckten die Köpfe zu den Fenstern heraus, — ich meinte jeden Augenblick zusammenzusinken vor Furcht und Scham — da plötzlich trat der junge Herr hervor und rief denen im Fenster zu: Rufen Sie den Hund zurück! Statt dessen schrie die erste Stimme wieder: Tiras, ihr ist warm — und der Hund schnappte nach meiner Haube.

Lotte. Entsetzlich!

Dietrich. Abscheulich.

Margarethe. Da aber packte dieser junge Herr den Hund beim Halsband, riß ihn von mir los und gab ihm ein paar Hiebe mit der Reitpeitsche daß das Untier heulend davon lief —

Lotte. Recht so!

Dietrich. Das war brav gemacht.

Margarethe. Dann rief er den jungen Herren im Fenster zu: So führen sich dumme Jungen auf — und gab mir den Arm und führte mich fort. Ja junger Herr, Sie haben brav, recht brav an einer alten Frau gehandelt.

Ewald. Sie schlagen das viel zu hoch an. Haben Sie sich ganz erholt? (Fühlt ihr den Puls.)

Margarethe. Ja ja, es wird mir besser!

Ewald. Ihr Blut geht ruhiger, der Schreck wird keine weiteren Folgen haben. (Geht nach dem Tische, worauf sein Hut liegt.) Ich will Sie jetzt nicht länger stören.

Margarethe (steht auf). Sie wollen schon fort? Das geht nicht!

Ewald (wirft einen Blick durchs Fenster, für sich). Himmel, Klotilde!

Margarethe. Sie müssen ein Gläschen Wein annehmen — Lotte, besorge etwas kaltes Fleisch. Herr Dietrich, Sie gehen wohl einmal in den Keller, dort hängt der Schlüssel, links in der Ecke steht ein Fläschchen Madera.

Dietrich. Mit Vergnügen! (Nimmt im Abgehen den Schlüssel von der Wand, für sich.) Das ist ein wackrer junger Mann. (Ab.)

Margarethe. Lotte, tummle dich!

Lotte. Gleich, Mamsell! (Für sich im Abgehen.) Ein hübscher Mensch, der junge Herr!

Ewald (gefesselt von Klotildens Anblick, für sich). Welch glücklicher Zufall!

Margarethe. Jetzt, junger Herr, sagen Sie mir wie ich Ihnen meinen Dank beweisen kann.

Ewald (für sich). Sie geht, sie hat mich nicht gesehen.

Margarethe. Sie geben mir keine Antwort?

Ewald (wendet sich zu ihr, höflich). Sprechen Sie nicht mehr von dem kleinen Dienste, den ich Ihnen zu erweisen das Vergnügen hatte.

Margarethe. Bitte, lassen Sie es sich einen Augenblick bei mir gefallen und nehmen Sie ein wenig Platz!

Ewald (setzt sich so daß er zum Fenster hinaussehen kann).

Margarethe (auch sitzend). Kleinen Dienst sagen Sie? Nein, es war etwas Großes was Sie an mir gethan. Sie haben mich einer Gefahr und noch mehr, Sie haben mich der öffentlichen Verhöhnung entzogen. Daß Sie den Hund bewältigten will ich Ihnen so hoch nicht einmal anrechnen, denn Sie sind ein junger starker Mann, der sich wohl vor einem solchen Tiere nicht fürchtet, aber daß Sie mir beistanden, daß Sie mir Ihren Arm boten und mich am hellen Tage durch die Straßen führten, das werde ich Ihnen nie vergessen. Kein Mensch wagte zu lachen als ich an Ihrem Arme ging, sehen Sie, das ist der große Dienst, den Sie

mir erwiesen haben. Und das kann ich Ihnen nicht genug danken, denn ein junger feiner Herr wie Sie geht nicht gern mit einer alten Jungfer über die Straße, wenn sie nicht seine Verwandte ist. Du lieber Gott, über eine alte Jungfer spottet jedermann gern, denn sie steht ohne Schutz im Leben; darum thut es so wohl wenn sich jemand ihrer annimmt.

Ewald. Verehrte Mademoiselle, jeder Mann von Ehrgefühl wird sich in gleichem Falle so benehmen wie ich es gegen Sie gethan habe. Wenn Sie mir aber Dank schuldig zu sein glauben, so könnte ich doch vielleicht eine Gefälligkeit von Ihnen in Anspruch nehmen — (hält verlegen inne).

Margarethe. Sprechen Sie, wenn es in meinen Kräften steht —

Ewald (immer verlegen). Es ist eine Kleinigkeit —

Margarethe. Nun?

Ewald. Sie haben eine schöne Nachbarin —

Margarethe. Wo? Wie?

Ewald. Ich sah sie eben im Garten.

Margarethe. Das gnädige Fräulein? Die Tochter des Präsidenten? Sie ist erst seit vierzehn Tagen in hiesiger Stadt.

Ewald. Ich kenne sie schon länger und —

Margarethe. Sie stocken?

Ewald. Mademoiselle, ich sehe ich muß aufrichtig sein. Ich betrachte das kleine Abenteuer, das mich zu Ihnen führte, als einen Wink des Schicksals, der mich einen Weg zu Klotilden finden läßt.

Margarethe (kälter). Klotilden?

Ewald. Die Tochter des Präsidenten.

Margarethe. Wie, mein Herr, Sie glauben daß ich Ihnen einen Weg zu dem Fräulein bahnen, daß meine Wohnung dazu dienen soll — ich mag kein hartes Wort brauchen — aber Sie muten mir Zwischenträgereien zu — hm hm, mein Herr, Ihr Benehmen, Ihr ganzes Wesen ließ mich glauben daß Sie eine andere, eine bessere Meinung von mir hegten.

Ewald. Sie sind empfindlich, Sie weisen meine Bitte zurück — verzeihen Sie daß ich sie aussprach. Freilich, Sie urteilen hart über die Liebe wie die Welt im allgemeinen — hm, Sie haben die Liebe ja nicht gekannt.

Margarethe (ruhig). Bleiben Sie sitzen, mein Herr. Sie werden bitter. Mit welchem Rechte? Wer sagt Ihnen daß ich die Liebe nicht gekannt habe?

Ewald. Sie haben geliebt? O dann verzeihen Sie meine unbesonnene Aeußerung und dann hören Sie mich an. Wenn Sie alles wissen werden Sie anders urteilen. Ich liebe Klotilden seit drei Jahren — und — ich werde wieder geliebt.

Margarethe (still für sich, wie in Erinnerung versunken). Sie werden wieder geliebt.

Ewald. Aber die Verhältnisse stehen unserer Liebe im Wege.

Margarethe (ebenso). Die Verhältnisse, ach ja die Verhältnisse.

Ewald. Klotildens Familie ist von altem Adel, der Vater ist vor acht Jahren durch den Tod eines Seitenverwandten Majoratsherr geworden, in seinen Stammbaum paßt kein bürgerliches Reis.

Margarethe (wie oben). Ja, der Stammbaum muß rein bleiben, darauf halten sie. Und was haben Sie noch für Hoffnungen?

Ewald. Die unveränderliche Glut meiner Liebe, den treuen Sinn Klotildens. Wissen Sie so viel, müssen Sie auch das nähere erfahren. Ich habe studiert. In der Universitätsstadt, wo ich meinen Studien oblag, war Klotildens Vater Kanzler. Wie ich sie kennen lernte, wie uns bald die treueste Liebe verband, davon ein anderes mal. Die Laufbahn im Staatsdienste hätte mich vielleicht Klotilden näher gebracht, unsere Liebe schwelgte in den schönsten wenn auch noch fernen Hoffnungen. Aber das Geschick wollte es anders. Mein Vater war Domänenpächter. Er fiel in eine langwierige Krankheit. Ich mußte zu ihm, mußte seine Geschäfte

besorgen. Vor fünf Monaten starb er. Meine jungen unversorgten Geschwister bedürfen jetzt meiner. Meines Vaters Vermögen steckt in seiner Landwirtschaft, ich muß diese fortführen, soll das Vermögen nicht verloren gehen. So bin ich aus meiner Laufbahn herausgerissen und in eine andere geworfen worden. Ich würde das nicht bedauern, ja ich bin lieber Landwirt als Gelehrter, aber ein Domänenpächter und des Präsidenten Tochter stehen weit auseinander auf der Stufenleiter der künstlichen Rangordnung, die der dumme Hochmut der Menschen in einem Staate erfunden hat, wo Christi Lehre, daß alle Menschen Gottes Kinder sind, tagtäglich in vielen Kirchen verkündigt wird.

Margarethe (weich). Und was haben Sie noch für Hoffnungen frage ich.

Ewald. Ich habe Klotilden seit Jahr und Tag nicht gesehen. Ihr Vater weiß um unsere Liebe, er hat sich dagegen erklärt und so habe ich keinen Zutritt bei ihm. Aber sehen, sprechen möchte ich sie einmal, von ihr hören ob sie mir noch treu ist — und dann —

Margarethe. Und dann?

Ewald. Ich bin hier, um den Pachtvertrag des Domänengutes, der durch meines Vaters Tod erloschen ist, auf mich übertragen zu lassen. Ist das geschehen, bin ich dann wohlbestallter Amtmann, liebt mich Klotilde noch, — so muß ich den Versuch wagen den Präsidenten um ihre Hand zu bitten.

Margarethe. Und wenn er sie verweigert?

Ewald. Denken wir so weit nicht, erst das nächste gethan. Darf ich Sie wieder besuchen? Darf ich ein halbes Stündchen an diesem Fenster stehen? Vielleicht kommt Klotilde in den Garten, sie sieht mich, wie bald sind ein paar Worte von hier herab gewechselt, die niemand belauschen kann — ja nur ein Gruß von ihr würde mich neu beleben — ich verlange ja nicht mehr.

Margarethe. Sie begreifen daß meine Lage schwierig ist. Derartige Verhältnisse gegen den Willen der Eltern zu

begünstigen macht einen bösen Leumund und ich habe mich immer recht sehr vor der übeln Nachrede der Leute gefürchtet. (Freundlich.) Allein ich kann Ihnen, meinem Retter, mein Haus nicht verschließen. Sie werden mir stets willkommen sein.

Ewald. Dank, besten Dank!

Margarethe. Dann muß ich aber auch wissen, wie der neue Freund sich nennt, den ich heute gewonnen.

Ewald. Ich heiße Eschenburg.

Margarethe (lebhaft). Eschenburg? Und Ihr Vater? War er aus Sangerhausen?

Ewald. So ists. Haben Sie ihn gekannt?

Margarethe (weich, wie in Erinnerung, mit dem Kopfe nickend). Ich bin einmal im Leben mit ihm zusammengetroffen, wir haben damals gemeinschaftlich etwas erlebt — doch das ist schon lange, ist wohl fünfundzwanzig Jahre her — und auch er ist hinüber? Einer nach dem andern — (verbirgt eine Thräne, reicht ihm die Hand) ich habe Ihren Vater nicht wiedergesehen. — Sein Sie mir doppelt willkommen, Sie sind eines wackern Mannes Sohn.

Ewald (küßt ihr die Hand). Sie werden weich, ich will jetzt nicht weiter fragen. Und nun erlauben Sie mir zu gehen. (Nimmt seinen Hut.) Noch heute will ich den Kammerrat sprechen.

Margarethe. Welchen Kammerrat?

Ewald. Von Schwadorf. Von ihm hängt die Uebertragung des Pachtvertrags größtenteils ab — das möchte ich zuerst in Richtigkeit wissen.

Margarethe. Kammerrat Schwadorf? O weh!

Ewald. Was bedeutet dieses o weh?

Margarethe. Wissen Sie auch daß es vor des Kammerrats Hause war, wo der Auftritt heute morgen stattfand, daß jener Hund des Kammerrats Sohn gehört, der ein wüster, stadtbekannter Taugenichts ist? Sie haben seinen Hund geschlagen, haben ihn selbst durch Ihren Zuruf beleidigt, wird er es nicht seinem Vater nahelegen ihn zu rächen, wenn Sie bei dem etwas suchen? Ach der Kammer-

rat selbst gilt für einen geizigen und harten Mann. So leiden Sie vielleicht um meinetwillen.

Ewald. Sein Sie unbesorgt, er kann mich nicht abweisen, meine Ansprüche sind zu sehr im Rechte begründet. Sehen Sie, Klotilde, sie kommt durch den Garten — auf das Fenster zu — (stürzt an das Fenster).

Margarethe. Ich bitte Sie, nicht zu laut!

Ewald (in großer Aufregung). Sie hat mich erkannt, sie grüßt herauf!

Margarethe. Mäßigen Sie sich!

Ewald. Sehen Sie wie eine holde Röte ihre Wangen überfliegt — sie liebt mich noch.

Margarethe. Sie wendet sich um.

Ewald. Dort kommt ihr Vater, sie darf sich nichts merken lassen! Klotilde, süßes Mädchen, ich habe dich wiedergesehen, du liebst mich noch — nun ist alles gut, nun muß alles gut werden!

Margarethe (zieht ihn sanft vom Fenster weg, während seiner Rede). Nicht so stürmisch, junger Freund, nicht so stürmisch!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Gartensaal. Durch die Mittelthüre und zwei offne Fenster im Hintergrunde Aussicht nach dem Garten. Rechts und links Seitenthüren.

Erster Auftritt.

Oberst von Grünau

(sah hinten hinaus in den Garten und geht in innerm Kampfe auf und ab). Sie hat mirs angethan, die schöne Klotilde. Ich denke den ganzen Tag an sie, ich freue mich wenn sie kommt, ich werde verdrießlich wenn sie geht, es liegt mir zuweilen so schwer auf der Brust, das sind die Kennzeichen, deren ich mich noch aus meiner schönen Jugendzeit erinnere — es ist kein Zweifel, ich bin verliebt. Für das Verliebtsein giebt es nur Ein Mittel, und wenn es nur Ein Mittel giebt, so muß man das anwenden, also rasch entschlossen: ja ich will heiraten! (Sieht sich erschrocken um.) Nun, was erschrecke ich auch? Wird mir doch niemand die eignen Gedanken belauschen! Und wenn es wäre, was würde es schaden? Freilich, die Leute werden sagen: Alter schützt vor Thorheit nicht, altes Holz brennt auch gut, alte Stämme fangen auch Feuer, alte Narren freien junge Weiber — pah die Leute haben eine Menge dummer Sprüchwörter, was soll ich mich darum kümmern! Und alt? Ein wohlerhaltener

Fünfziger wie ich gehört noch nicht zum Altertum. Und schaue ich dem Prachtmädchen in die hellen Augen komme ich mir ganz jung vor. Also frisch darauf los, jugendlicher Oberst. (An der Mittelthüre.) Da steht sie und plaudert mit dem alten Frauenzimmer, das dort in dem ersten Stock des gegenüberliegenden Hauses wohnt. Was mag sie mit der zu reden haben? Sie thut es oft. Wenn ich denke: dieses alte Frauenzimmer wäre zufällig ein junger Mann, Donnerwetter, es überläuft mich glühendheiß bei dem Gedanken! Pah, sie ist die Sittsamkeit selbst, wie spräche sie mit jungen Männern? Sie kommt hieher. Jetzt gilts, frisch ans Werk, ich mache ihr gleich meinen Antrag. Wie aber fange ich das am besten an? Verdammt, in der Schule haben wir wohl lateinische Reden halten müssen, aber wie man einem Mädchen seine Liebe erklärt ist uns nicht gelehrt worden. Es ist eine schlechte Einrichtung mit den Schulen! Was nützen mir jetzt meine lateinischen Kenntnisse? Ich kann doch nicht hintreten und sagen: amo te, pulcherrima virgo! — Das verstünde sie nicht — und das deutsche „ich liebe dich, holdseligste deines Geschlechts" das ist so geradezu. Sie kommt! Pah, gut oder schlecht, heraus muß es, ich mache ihr meinen Antrag.

Zweiter Auftritt.

Oberst. Klotilde.

Klotilde (kommt aus dem Garten, spielt in Gedanken versunken mit einer Blume und geht, ohne den Obersten zu sehen, nach der linken Seitenthüre).

Oberst (hustet).

Klotilde (blickt auf).

Oberst. Guten Morgen, mein Fräulein!

Klotilde (verneigt sich grüßend). Herr Oberst! (Wendet sich zum Gehen.)

Oberst (rufend). Mein Fräulein!

Klotilde (wendet sich). Herr Oberst?

Oberst. Es — es ist heute sehr schönes Wetter!

Klotilde. Sehr schön!

Oberst. Es ist wirklich sehr schön!

Klotilde. Erquickende Luft. (Pause.) Wir sind Ihnen sehr dankbar daß Sie uns einen Teil Ihrer freundlichen Wohnung eingeräumt haben, bis unser Haus vollständig eingerichtet ist. In Ihrem Garten können wir eben die Schönheit des Sommers genießen. Es thut so wohl, kommt man in eine fremde Stadt, eine freundliche Aufnahme zu finden. Doch Sie sind zum Ausgehen bereit, ich will Sie durch mein Plaudern nicht aufhalten. Guten Morgen, Herr Oberst. (Verbeugt sich und geht links ab.)

Oberst (sowie die Thüre zu ist). Mein Fräulein — amo te, pulcherrima virgo — holdseligste deines Geschlechts, ich liebe dich — Donnerwetter da stehe ich und habe kein Wort herausgebracht. Der Teufel mag auch reden können, wenn sie einen mit ihren klaren Augen so fest ansieht. — Ich möchte mich selbst vierundzwanzig Stunden auf die Wache schicken. Wie schön hätte ich meine Worte jetzt anbringen können? Konnte ich nicht sagen: mein Fräulein, es freut mich unendlich, wenn es Ihnen in meinem Hause gefällt und es bedarf nur eines einzigen Wörtchens von Ihnen um für immer in demselben zu bleiben! Sapperment, das wäre eine prächtige Wendung gewesen und nun fällt sie mir erst hinterher ein. Das nächste mal bringe ich sie an. Für heute morgen ist es verpufft. Ich glaube, ich habe mich etwas ungeschickt benommen. Das Kriegsministerium könnte auch dafür sorgen daß die Offiziere etwas weniger Mathematik und Felddienst und dafür mehr einnehmenden Ton im Umgange mit Frauenzimmern lernten. Einer feindlichen Batterie gegenüber zu stehen ist lange nicht so schwer als solchen verdammten Mädchenaugen. (Brummend durch den Garten ab.)

Dritter Auftritt.

Präsident von Berg, Kammerrat von Schwadorf (von links).

Kammerrat. Sie werden sehen, es gelingt uns bald meinen Sohn vorwärts zu bringen und Ihre Fräulein Tochter wird dann in der Residenz die Stelle finden, wo ihre Schönheit und ihre Talente sich geltend machen können. Ich zweifle nicht an der glänzendsten Zukunft des jungen Paares.

Präsident. Wohl, Herr Kammerrat, wir werden beide das unsrige thun um das Glück unsrer Kinder zu befördern.

Kammerrat. Wie sollte es an Glück für sie fehlen? Sie schließen keine Ehe nach der heutigen Mode, wo die sogenannte Liebe die Menschen zusammenführt, eine flüchtige Leidenschaft, die nach den ersten Wochen des Besitzes erlischt und für das ganze Leben eine unerträgliche Leere und Abspannung zurückläßt, — nein nach alter Sitte haben die Väter alle Umstände erwogen, und ihr Wille ist es, der die jungen Leute zusammenbringt, die sich kaum ein paar mal gesehen haben. Also heute abend die Verlobung?

Präsident. Heute abend, in kleinem Kreise, wie verabredet.

Kammerrat. Ich eile denn nachhause, um meinen Sohn in Kenntnis zu setzen. Er wird etwas überrascht sein, denn jungen lebenslustigen Leuten dünkt die Ehe leicht eine Fessel, und (lächelnd) eben für solche Leute ist es auch eine — aber eine recht heilsame. Sie wird meinem Sohne recht wohl thun. Er ist ein wenig wild und verdient eine so treffliche Führerin gar nicht wie Ihre Fräulein Tochter, aber imgrunde ist er doch gut und brav und wir werden allesamt nichts zu bereuen haben. Also auf Wiedersehen den Abend. (Durch den Garten ab.)

Präsident (begleitet ihn). Herr Kammerrat, guten Morgen. (Geht zurück und ruft in die linke Seitenthüre.) Klotilde! — Wie wird

sie es aufnehmen? Wird sie Widerspruch erheben? Hm sie wird Einwendungen machen wie alle jungen Mädchen — und wird sich endlich meinen Gründen fügen. Sie ist ja verständig und fern von kopfloser Schwärmerei.

Vierter Auftritt.

Präsident. Klotilde.

Klotilde. Sie haben mich gerufen, lieber Vater?

Präsident (setzt sich). Setze dich zu mir, Klotilde, ich habe etwas Wichtiges mit dir zu sprechen.

Klotilde (geht zu einem Stuhle, ohne sich zu setzen). Ich höre!

Präsident (den ganzen Auftritt durch ruhig und gemessen). Der Kammerrat von Schwadorf war eben bei mir und hat für seinen Sohn um deine Hand geworben.

Klotilde (erstaunt). Um meine Hand geworben?

Präsident. Und ich habe sie ihm zugesagt.

Klotilde (ruhig). Ist das Ihr Ernst, Vater?

Präsident. Bist du des Scherzens über solche Dinge von mir gewohnt? Ich habe sie ihm zugesagt, und da der Kammerrat die Sache zu beeilen wünscht, soll heute abend in aller Stille die Verlobung gefeiert werden.

Klotilde (mit leisem Vorwurf). Das thaten Sie, lieber Vater, ohne mir vorher ein Wort darüber zu können? Habe ich denn keine Stimme, wo es sich um mich und um mein ganzes Leben handelt? Sie setzen mich in eine grausame Verlegenheit, Vater.

Präsident. Und in welche?

Klotilde. Ihnen zum ersten male nicht gehorchen zu können.

Präsident (immer ruhig). Das wäre mir neu. Du bist ein verständiges Mädchen, ich habe dich immer als ein solches behandelt, — und habe auf deine Einwilligung gerechnet.

Klotilde. Ich nehme Ihr Zeugnis an, Vater, daß Sie bisher nicht über mich zu klagen hatten, so werden Sie mich

nicht verdammen, wenn ich hier zum erstenmale Ihre Wünsche nicht erfüllen kann.

Präsident. Du weißt, ich bin nicht hart, nicht eigensinnig, und wenn ich etwas beschließe, thue ich es nach ruhiger Ueberlegung. Ich will auch hier von dir keinen blinden Gehorsam verlangen und dir meine Gründe darlegen. Du weißt daß ich vonhause aus kein Vermögen besitze. Durch den Tod eines Vetters ward ich Erbe des Majorats Berg. Jetzt bin ich wohlhabend. Allein mein Besitz ist ein Majorat, es geht nach meinem Tode ungeschmälert auf den jüngeren Vetter über, — dir kann ich nichts hinterlassen. Daß ich also auf eine standesmäßige Versorgung für dich denke ist meine Pflicht. Für ein armes Fräulein ist eine solche nicht leicht zu finden, deshalb erschien mir der Antrag des Kammerrats willkommen. Er ist reich und angesehen. Du kommst in eine gute Familie und gewinnst eine Stellung, wie sie deiner Herkunft ziemlich ist.

Klotilde (ruhig und ernst). Sie sind um meine Versorgung bemüht, lieber Vater, ich bin Ihnen dankbar dafür. Aber ist damit alles gethan? Hat ein Mädchen keinen andern Beruf, keinen andern Zweck des Lebens, als — versorgt zu werden? Bin ich mit meinen Ansprüchen an das Leben abgefunden, wenn mir eine Ehe angeboten wird, gleichviel welche, gleichviel welche Eigenschaften der Mann besitzt, der mich die seinige nennen soll? Ist denn eine wirkliche Ehe schon geschlossen, wenn die Trauung vollzogen ist, gehört zu einer wirklichen Ehe nicht die Uebereinstimmung beider Gatten in sittlicher und geistiger Beziehung? Sollen zwei Gatten nicht mit einander leben, genügt es, daß sie nur neben einander leben? Lieber Vater, das sind Fragen von unendlicher Wichtigkeit, ich möchte sie beantwortet, genügend beantwortet haben, ehe ich mein Jawort irgendwem geben kann.

Präsident. Aus allen deinen Fragen höre ich nur das eine heraus daß du Liebe für die notwendige Bedingung einer Ehe hältst.

Klotilde (nach einer Pause). Ja!

Präsident. Und du liebst?

Klotilde. Sie wissen es.

Präsident. Du liebst noch?

Klotilde. Ja!

Präsident. Den jungen Mann, den du in unserm vorigen Aufenthaltsorte kennen lerntest?

Klotilde. Ja!

Präsident. Ich glaubte daß die Trennung von einem Jahre dein Gefühl kälter gemacht habe. Du hast mich nicht merken lassen daß jener junge Mann deinen Sinn noch gefangen hält.

Klotilde. Wozu hätte das führen sollen?

Präsident. Ich lobe diese Zurückhaltung, denn du weißt daß diese Liebe nie zu einer Vereinigung führen kann.

Klotilde. Sie haben mir das gesagt, lieber Vater, aber offen gestanden habe ich diese unbedingte Notwendigkeit nicht begriffen.

Präsident. Mein Kind, du nennst den Unterschied der Stände, der hier im Wege steht, ein Vorurteil — ich will darüber mit dir nicht streiten. Allein dies Vorurteil besteht. Der Einzelne kann sich ihm nicht widersetzen, ohne im Kampfe mit diesem Vorurteil zu unterliegen und dadurch unglücklich zu werden. Du kennst meine Beziehungen zum Hofe, zu meinen Standesgenossen, du kennst die Rücksichten auf meine amtliche und bürgerliche Stellung, die Rücksichten, die auf unsere Verwandten zu nehmen sind. Das alles ist oft genug besprochen und so weißt du auch daß ich deiner Neigung nicht nachgeben darf, der ich kälter über die Verhältnisse der Welt urteile, daß du also jede Hoffnung auf einen Erfolg deiner Liebe aufgeben mußt. Ich bin deiner Neigung nicht mit Härte entgegen getreten, ich habe mit väterlicher Liebe teilgenommen an dem Kampfe, den dir das Geschick mit den Verhältnissen auferlegt, dafür erwarte ich aber auch daß du in diesem Kampfe siegst.

Klotilde. Wohl, lieber Vater, ich habe mich in Ihren entschieden ausgesprochenen Willen gefügt, ich hoffe nicht mehr auf meine Liebe, aber weiter verlangen Sie auch nichts von mir, verlangen Sie nicht daß ich meine Hand einem Manne reiche, während mein Herz einem andern gehört.

Präsident. Deine Neigung wird die Zeit abkühlen, verwischen.

Klotilde. Man sagt, das sei so, ich muß das abwarten, und ist es, werde ich es bedauern. Meine Liebe ist das beste, was ich habe, sie hebt mich, sie läßt mich fühlen daß der Mensch nicht bloß vegetiert, wie die Pflanze, daß er lebt, wirklich lebt, ein selbständiges, berechtigtes Wesen. Ist es wahr daß die Zeit meine Liebe mindern wird, ich werde das als den härtesten Verlust ansehen.

Präsident. Und dann wirst du bereuen, meinem Willen widerstrebt zu haben.

Klotilde. Kann man bereuen, was man mit voller Ueberzeugung, es sei Recht, gethan?

Präsident. Du hast nicht mehr Zeit Versuche anzustellen, du bist dreiundzwanzig Jahre alt, in wenig Jahren ist es zu spät. Was bleibt dir nach meinem Tode? Das Stift.

Klotilde (lächelnd). Sie sehen, Vater, daß wenigstens eine Versorgung meiner wartet.

Präsident. Aber welche! Das Leben einer Stiftsdame ist ein trauriges, eine alte Jungfer spielt eine schlechte Rolle in dieser Welt, sie ist der Gegenstand des Mutwillens, des Spottes.

Klotilde. Ich dränge mich nicht zu der Rolle einer alten Jungfer, aber ist sie mir vom Geschick zugeteilt, muß ich sie annehmen. Ich halte das für ehrenvoller als sie um jeden Preis zu vermeiden. Als alte Jungfer kann ich mir selbst treu bleiben, in einer liebeleeren Ehe muß ich fürchten mein besseres Selbst untergehen zu sehen. Hat der Mensch

bloß die Aufgabe sein körperliches Selbst, sein Leben zu erhalten, muß er nicht auch sein sittliches Ich bewahren? Und dies, lieber Vater, wird langsam vergiftet in einer unpassenden Ehe.

Präsident. Du weisest also die Hand des jungen Schwadorf entschieden zurück?

Klotilde. Ich muß.

Präsident. Und wenn ich dir Bedenkzeit gebe!

Klotilde. Sie haben mich gelehrt, immer über mich zu denken und so werde ich immer Bedenkzeit haben. Aber ich fürchte, nein nein, ich hoffe die Zeit wird meinen Entschluß nicht ändern.

Präsident. Ich hatte auf so entschiedenen Widerstand nicht gerechnet, ich hoffte daß du schon längst — — genug genug, es liegt mir fern durch Zwang gewaltsam in die Gestaltung deines Geschickes eingreifen zu wollen — und so will ich dem Kammerrat die Sache vorläufig abschreiben. (Geht.)

Klotilde. Vater, zürnen Sie mir?

Präsident (nach einer Pause). Nein, aber ich bin traurig über dein Geschick. Wie die Sachen liegen, bei so unvereinbaren Gegensätzen, sehe ich kein Glück für deine Zukunft. Gott wende es zum besten. (Reicht ihr die Hand und geht links ab.)

Klotilde (sieht ihm nach). Was ist Glück? Guter Vater, ich möchte die Geschichte deines Herzens kennen, möchte wissen ob du glücklich gewesen bist. Hinter deiner ernsten Ruhe birgt sich ein warmes Gefühl und ein Herz voll von diesem geht nicht ohne Wunden durch die Welt. Freilich, der Mann flüchtet sich in seinen Beruf, wenn das Herz ihm blutet, er lernt vergessen in seiner Thätigkeit für die Welt, er handelt, und fühlt nicht mehr — was bleibt dem armen Weibe? (Lächelnd.) Je nun, das Dulden. Es soll ja die Bestimmung unsres Geschlechtes sein. (Links ab.)

Verwandlung.

Reiches Zimmer beim Kammerrat.

Erster Auftritt.

Kammerrat. Ist mein Sohn zuhause?

Diener. Ja.

Kammerrat. Ich will ihn sprechen, rufe ihn.

Diener (links ab).

Kammerrat (legt Hut und Stock und einige Papiere ab). Der Präsident war bereitwilliger als ich gedacht hatte. Da er erst vierzehn Tage in der Stadt ist, wird er noch nichts nachteiliges über Felix vernommen haben. Darum muß auch heute abend die Verlobung sein. Kommen ihm nachher auch einige wilde Streiche des Burschen zu Ohren, kann er nicht füglich mehr zurück, dann rasch die Hochzeit und hinaus mit den jungen Leuten aufs Land!

Zweiter Auftritt.

Kammerrat. Felix (von links).

Felix (ohne Haltung, ungezogen). Sie wollen mich sprechen, Vater?

Kammerrat. Ja mein Sohn, ich habe dir ein ernstes Wort zu sagen.

Felix. Soll ich wieder gute Lehren bekommen? Na schießen Sie los. (Wirft sich auf einen Stuhl und gähnt.)

Kammerrat (immer mit zärtlicher Nachsicht, wie ein schwacher Vater gegen einen verzogenen Sohn). Nein, Felix, ich will dich nicht mit Ermahnungen behelligen, du bist denselben doch entwachsen.

Felix. Das denke ich auch.

Kammerrat (setzt sich zu ihm). Aber Felix, lieber Sohn, du kannst so nicht fortleben wie du es bisher gethan.

Felix. Warum nicht?

Kammerrat. Höre mich an, mein Sohn. Du bist jetzt achtundzwanzig Jahre alt, du mußt endlich auch eine Stellung in der Welt einnehmen. Du weißt, wie lieb ich dich habe und wie du meine einzige Freude bist. Ich muß dich in Amt und Würden sehen.

Felix. Liegt es an mir daß ich noch nicht darin bin? Sie sind Kammerrat, sitzen in der Regierung, Sie müssen mir doch forthelfen können.

Kammerrat. Hm lieber Felix, es ist etwas schwer dich empor zu bringen, du bist zweimal im Examen durchgefallen.

Felix (ungezogen). Soll ich wieder Vorwürfe deshalb hören? Haben Sie mich darum rufen lassen?

Kammerrat (begütigend). Nicht doch, lieber Sohn, ich will dir keine Vorwürfe machen, ich führe das nur so an. Nun sieh, die gewöhnliche Laufbahn eines Beamten kannst du ohne gut bestandenes Examen nicht machen, — oder willst du es noch ein drittes mal probieren?

Felix. Auf keinen Fall, ich habe das Studieren satt.

Kammerrat. Ich kann es mir denken. Dir ist das Lernen immer schwer gefallen, schon als Knabe; deine selige Mutter litt ja auch nie daß du zu viel angestrengt wurdest, und sie hatte Recht damit.

Felix. Ich kann nichts für meinen schweren Kopf.

Kammerrat. Nein nein, mein Sohn, (mit dem Versuch eines Vorwurfs) obschon ich denke: mit etwas mehr Fleiß —

Felix. Sie fangen schon wieder an und wissen doch recht gut daß ich vom vielen Sitzen immer Kopfschmerzen bekomme.

Kammerrat. Ich weiß, Felix, ich weiß, ich mache dir ja auch keine Vorwürfe. Höre mir nur jetzt zu. Wenn es denn auf die gewöhnliche Art nicht geht daß du eine Stellung erringst, müssen wir es auf einem andern Wege versuchen, denn emporkommen mußt du, da ruhe ich nicht.

Felix. Lassen Sie hören.

Kammerrat. Ich habe denn mein Plänchen. Der Zufall begünstigt uns. Die Domäne Blatzheim ist durch den Tod des Pächters frei geworden. Sie ist durch diesen sehr bedeutend verbessert und wirft, zu dem bisherigen Preise verpachtet, was ich schon machen kann, einen sehr ansehnlichen Ertrag ab. Diese Domäne sollst du übernehmen.

Felix (ungezogen maulend). Auf das Land soll ich?

Kammerrat. Höre mich an Felix; der Domänenpächter wird Amtmann genannt, du hast also doch schon einen Titel. Es wird mir leicht werden nach einem halben Jahre dir den Titel Amtsrat zu verschaffen und von da läßt sich schon weiter arbeiten.

Felix (eben so). Auf das Land soll ich?

Kammerrat (zuredend). Das Gut hat sehr schöne Jagd.

Felix. Das wäre etwas!

Kammerrat. Von den bedeutenden Einkünften des Gutes wirst du besser und unabhängiger leben können als jetzt.

Felix (freundlicher). Hm hm.

Kammerrat. Für einen tüchtigen Verwalter werde ich sorgen, so daß du dich um wenig zu bekümmern hast — du kannst dann die Stadt besuchen so oft es dir gefällt.

Felix (munter). Topp, Vater, der Plan behagt mir, ich gehe aufs Land und werde Amtsrat! (Springt auf.) Sapperment, die schönsten Gäule müssen in meinem Stalle stehn, — und wenn ich dann nach der Stadt komme mit vier Pferden langgespannt — hussa — es bleibt dabei, ich werde Amtsrat.

Kammerrat. Es freut mich, freut mich daß meine Anordnung deinen Beifall hat. Das ist aber erst die Hälfte meines Planes.

Felix. So? Und die andere Hälfte?

Kammerrat. Du mußt eine Frau nehmen.

Felix (mit langem Gesichte). Heiraten?

Kammerrat (streichelt ihn). Eine gute, verständige Frau wird dich Tollkopf etwas im Zaume halten — und was die

Hauptsache ist, sie kann auf dem Gute hübsch auf Ordnung sehen, dazu ist eine Frau vortrefflich.

Felix. Und haben Sie denn schon eine Frau für mich?

Kammerrat. Ja.

Felix. Und?

Kammerrat. Des neuen Präsidenten Tochter, ein braves, sehr verständiges Mädchen, die trefflich für dich paßt. Zwar hat sie kein Vermögen, allein der Vater ist vorzüglich bei Hofe angeschrieben, er hat die glänzendsten Aussichten, wird sicher bald Minister, seine Verwandtschaft ist mehr wert als Geld — und so hoffe ich in drei bis vier Jahren bist du Provinzial-Domänendirektor.

Felix. Hm der Plan ist so übel nicht — ich möchte allerdings gern etwas sein und Ihnen Ehre machen — und wenn das Gut viel einträgt — und Sie für einen tüchtigen Verwalter sorgen — freilich, die Fesseln einer Frau — indessen heiraten muß man doch einmal, — und sie kann sich um die Wirtschaft bekümmern, — gut, Vater, ich bin mit allem einverstanden.

Kammerrat (gerührt). Das freut mich, mein Sohn! Du bist ja mein einziger, ich habe ja mein lebenlang nur für dich gearbeitet und viel für dich gethan, es thut mir wohl wenn du das anerkennst.

Felix. Ich erkenne es an und danke Ihnen, Vater.

Kammerrat. Heute abend soll die Verlobung gefeiert werden.

Felix. Ist mir auch recht! Aber, Vater, da ich mich so willig in alles füge und sogar die Fesseln der Ehe — na — Sie müssen mir auch wieder einen Gefallen thun.

Kammerrat. Nun?

Felix. Ich habe einige dringende Rechnungen —

Kammerrat. Wahrscheinlich sehr hohe —?

Felix. Je nun, es ist nicht zu arg. Wollen Sie —?

Kammerrat. Was will ich machen, bringe sie nur ich darf dir heute doch nichts abschlagen.

Felix. Im Augenblicke! (Links ab.)

Kammerrat. Ich hätte nicht geglaubt daß er sich ohne weiteres fügen würde — er hat doch ein gutes Herz.

Dritter Auftritt.

Kammerrat. Diener, dann Ewald.

Diener. Herr Eschenburg.

Kammerrat. Soll kommen!

Diener (ab).

Ewald (tritt ein, höflich, doch fest). Ergebener Diener, Herr Kammerrat.

Kammerrat (etwas hochmütig abfertigend). Guten Morgen! Was wollen Sie?

Ewald. Ich bin Ewald Eschenburg, der Sohn des verstorbenen Amtmanns auf der Domäne Blatzheim.

Kammerrat. Ganz recht!

Ewald. Ich bin bei der fürstlichen Kammer darum eingekommen daß der noch nicht abgelaufene Pachtvertrag meines Vaters auf mich übertragen werde. Noch ist mir keine Antwort zugekommen, ich wünsche zu wissen wie die Angelegenheit steht.

Kammerrat. Sie ist entschieden!

Ewald. Und wie?

Kammerrat. Ihr Gesuch ist abgeschlagen. Sie werden binnen drei Monaten das Gut räumen, es ist bereits an einen andern Pächter vergeben. Die Verfügung fürstlicher Kammer wird Ihnen in diesen Tagen zukommen.

Ewald (heftig). Das ist nicht möglich!

Kammerrat. Nicht möglich?

Ewald (sucht sich zu mäßigen). Verzeihen Sie, man sagt mir daß von Ihnen zumeist die Entscheidung in diesen Angelegenheiten abhängt. Ist es wahr, dann sind Sie keinesfalls

von der Sachlage unterrichtet, keinesfalls haben Sie meine Eingabe gelesen.

Kammerrat. Sie setzen da Dinge voraus —

Ewald. Um Ihrer selbst willen muß ich sie voraussetzen, denn anders ist eine so ungerechte Entscheidung nicht möglich!

Kammerrat. Ungerecht? Junger Mensch, Sie unterstehen sich —

Ewald. Ich kann mich keines andern Ausdrucks bedienen, denn ohne die größte Ungerechtigkeit kann uns, den Erben meines Vaters, die Pachtung nicht entzogen werden.

Kammerrat (kalt lächelnd, nimmt Tabak). Sie sind sehr hitzig, mein Herr!

Ewald. Mein Vater hat die Pachtung auf dreißig Jahre ausdrücklich mit der Bedingung übernommen daß dieselbe bei seinem etwaigen Tode auf seine Erben überginge.

Kammerrat. Von dieser Bedingung steht nichts im Pachtvertrage.

Ewald. Ich weiß es, man hat das damals übersehen. Der vorige Kammerdirektor hat meinem Vater versprochen über diese Bedingung nachträglich eine besondere Urkunde ausfertigen zu lassen. Mein Vater hat versäumt darauf zu dringen und so ist es unterblieben. Indessen alle bei der Kammer Angestellten wissen daß diese Bedingung bei Abschluß des Vertrages wirklich gemacht worden ist und die nötigen Vormerke dazu finden sich sicher in den Akten.

Kammerrat. So?

Ewald. Mein Vater hat im festen Vertrauen auf eine so lange Pachtzeit sein ganzes Vermögen auf Verbesserung der sehr heruntergekommenen Domäne verwandt, diese hat jetzt dreifach den Wert, den sie besaß als mein Vater sie übernahm. Eben, als er die Früchte seiner Verbesserungen zu genießen anfing, starb er. Wenn man uns, den Erben, den Vertrag nicht aushält, wenn wir das Gut räumen müssen, so ist unser ganzes Vermögen verloren. Das kann die Absicht des Fürsten nicht sein.

Kammerrat. Ueber die Absichten des Fürsten hat niemand zu räsonnieren.

Ewald (mäßigt sich). Herr Kammerrat, es ist nicht möglich daß Sie die Lage der Dinge verkennen, ich ersuche Sie einen bessern Bescheid der Kammer für mich zu erwirken.

Kammerrat. Die Behörden können ihre Verfügungen nicht rückgängig machen, es bleibt bei dem was entschieden ist.

Ewald. Das ist Ihr letztes Wort?

Kammerrat. Ich pflege mit Ihresgleichen nicht zu scherzen.

Ewald. Wohl, ich werde mich an das Ministerium, im Notfall an den Fürsten selbst wenden und es wird sich zeigen, ob es in unserm Staate unmöglich ist zu seinem Rechte zu gelangen. (Will ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Felix (von links, mit Papieren).

Ewald (stutzt).

Felix (verlegen, patzig). Sie hier? Was wollen Sie?

Ewald. Nichts von Ihnen!

Felix. So? Ich meinte schon —

Ewald. Nichts von Ihnen, ich wiederhole es und sage Ihnen dabei, ich bedaure daß ich die Peitschenhiebe, die Ihr Hund bekommen hat, nicht Ihnen habe geben können. Sie stehen Ihnen aber bei ähnlichem Benehmen in sicherer Aussicht. (Ab.)

Felix (einen Schritt ihm nach). Unverschämter!

Kammerrat (hält ihn auf). Was ist das?

Felix. Ein dreister, frecher Mensch, der schon gestern, als mein Hund ein altes Weib neckte, mich beleidigt hat. Doch ich werde ihn zu treffen wissen.

Kammerrat (besorgt). Du willst dich mit ihm schlagen?

Felix (verdrießlich). Ich kann kaum anders, es waren zu viele Zeugen seiner Frechheit.

Kammerrat (ängstlich). Ich verbiete dir das, Felix, ich bitte dich darum, Felix, setze dein Leben nicht aufs Spiel gegen einen so gewöhnlichen Menschen.

Felix. Ich werde es kaum vermeiden können.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Diener (bringt einen Brief).

Kammerrat. Wir sprechen weiter davon!

Diener. Vom Herrn Präsidenten. (Ab.)

Kammerrat. Was ist das? (Liest.)

Felix. Etwas unangenehmes?

Kammerrat. Der Präsident schreibt: seine Tochter habe Bedenkzeit begehrt und er bitte die Verlobung für heute abend auszusetzen.

Felix (lacht). So so! Ich hätte mirs denken können!

Kammerrat. Was?

Felix. Daß die schöne Klotilde nicht gleich Ja sagt.

Kammerrat. Wie kannst du wissen —?

Felix. Sie trägt eine empfindsame Liebe im Herzen für einen Studenten, einen gewissen Eschenburg.

Kammerrat. Eschenburg? Das ist ja der nämliche, der eben hier war.

Felix (prahlend). Kommt er mir auch da in den Weg? Gut, ein Grund mehr ihn meine Klinge fühlen zu lassen.

Kammerrat. Felix, bei meinem Zorn, du thust keinen Schritt in dieser Sache ohne meine Zustimmung. Wie aber kannst du wissen —?

Felix (lachend). Hm Fräulein Klotilde hat ein allerliebstes Kammermädchen, die auch nicht unempfindlich ist, und Sie wissen, Kammermädchen plaudern gern, besonders von den Geheimnissen ihrer Gebieterinnen.

Kammerrat. Mein Gott, was ist das nun wieder? Wenn das Fräulein erfährt daß du mit ihrem Kammermädchen —

Felix. Nun das war ja vorher. Aber Vater, Sie wollten meine Rechnungen —

Kammerrat (unmutig). Ja ja, gieb nur, gieb, ich will sie ansehen, du kannst dir in einer Stunde das Geld holen.

Felix (giebt ihm seine Papiere). In einer Stunde also! (Geht.)

Kammerrat. Und gegen den Menschen, den Eschenburg, unternimmst du nichts, ich befehle es!

Felix. Ich werde sehen, was meine Freunde dazu sagen, es ist immer ein Ehrenhandel! (Ab.)

Kammerrat (allein, unruhig). Ist dieser Mensch mir denn überall im Wege? Wenn er wegen der Pachtung Lärm schlägt, — der Minister hat zuweilen seltsame Anwandlungen — und mit Felix — soll der arme Junge sich der Gefahr aussetzen —? Und auch bei dem Fräulein kreuzt er meine Pläne. Ich muß den Menschen unschädlich machen, um jeden Preis! Aber wie? Wenn ich ihn — doch nein, ein Gewaltstreich bleibt mir immer noch übrig. Halt, ich habs! (Höhnisch lächelnd.) Der Hauptmann Blachfeld ist der listigste Werbeoffizier, den es giebt, ein Dutzend Flaschen Burgunder setzen ihn in Feuer, es müßte mit dem Henker zugehen, wenn mir der Hauptmann diesen Eschenburg nicht einfangen könnte. Und steckt er erst in der Montur, giebt man dem Obersten einige Winke daß er den Burschen kurz hält, Felix ist des Duells gegen einen gemeinen Soldaten überhoben, dem Fräulein ist jede Hoffnung abgeschnitten, — in der That, der Plan ist der beste. Warte, junger Mensch, du sollst es erfahren was es heißt sich mit einem alten, in Geschäften ergrauten Manne in einen Kampf einlassen zu wollen.

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Gartensaal wie im vorigen Aufzuge.

Erster Auftritt.

Klotilde (aus dem Garten kommend). Wie weiche ich dem Obersten aus? Seine Blicke, seine halben Andeutungen sind nicht mehr mißzuverstehen. Soll ich ihn vermeiden? Doch thue ich das, wendet er sich an meinen Vater und ich habe mit diesem einen zweiten Kampf zu bestehen, denn der reiche Oberst dünkt ihm als mein Gatte sicher sehr annehmbar. Besser, ich halte ihm stand und versuche, wie ich allein mit ihm fertig werde.

Zweiter Auftritt.

Klotilde. Oberst (aus dem Garten).

Oberst (für sich). Da ist sie noch. (Laut.) Sie entfliehen dem Garten, mein Fräulein?

Klotilde. Dem Garten weniger als der Sonne, sie nähert sich merklich dem Mittag.

Oberst. Wie? Sie fliehen die Sonne und sind doch selbst eine solche?

Klotilde. Ei Herr Oberst, diese Artigkeit ist — ein wenig stark aufgetragen.

Oberst. Und kommt doch aus vollem Herzen.

Klotilde. Was hat das Herz mit Artigkeiten zu schaffen? Die entspringen ja nur dem Verstande.

Oberst. Hätten Sie mich ausreden lassen, so würden Sie den Ursprung meines Vergleichs in meinem Herzen gefunden haben.

Klotilde. Wissen Sie nicht, Herr Oberst daß ein Mädchen im Herzen nichts suchen und nichts finden soll?

Oberst. Sie weichen mir aus, aber Sie entkommen mir nicht, ich habe mir fest vorgenommen heute mit Ihnen zu reden.

Klotilde. Habe ich denn nicht täglich das Vergnügen gehabt einige Worte mit Ihnen zu wechseln?

Oberst. Aber noch immer nicht die rechten.

Klotilde. Nicht die rechten? Ei ei Herr Oberst, Sie werden doch nicht falsche Worte zu mir geredet haben? Sie sehen dazu viel zu ehrlich aus.

Oberst. Entschlüpfen Sie mir nicht stets, stehen Sie mir einen Augenblick ernsthaft Rede.

Klotilde. Wohlan, der Scherz schweigt und der Ernst wartet Ihrer Eröffnungen.

Oberst. Um meinen Vergleich mit der Sonne haben Sie mich durch Ihre Einwürfe gebracht, ich wollte Ihnen noch viel Schönes über das Licht sagen, das Sie um sich verbreiten, über die Wärme, die Sie hervorrufen, ich hatte mir das recht hübsch überlegt, aber das paßt nun nicht mehr.

Klotilde. Versuchen Sie es nur, man sagt daß solche Artigkeiten den Mädchen immer passend erscheinen.

Oberst. Es sind aber keine Artigkeiten!

Klotilde. O weh, Sie haben es nur im Scherz gemeint? Und ich Arme nahm es für baren Ernst. Da hat mir meine Eitelkeit einen schlimmen Streich gespielt.

Oberst (ungeduldig). Es geht nicht!

Klotilde. Was?

Oberst. Mein Fräulein, ich wollte durch eine schöne Einleitung auf das kommen, was ich Ihnen zu sagen habe, aber Sie durchkreuzen meine besten Gedanken.

Klotilde. Einleitung? Daran erkennt man den Soldaten! Erst die Plänkler vor, dann sturmgelaufen!

Oberst. Ja denn, die Plänkler haben Sie zerstreut, also Sturm! Amo te, pulcherrima — nicht doch, ich liebe Sie, holdseligste Ihres Geschlechts — und (langsamer und bestimmt) wenn Sie mich würdigen wollen mir den Besitz Ihrer schönen Hand zu gewähren, so machen Sie mich zum glücklichsten der Sterblichen. Gott sei Dank, jetzt war es heraus!

Klotilde. Das war allerdings sturmgelaufen! Aber, Herr Oberst, ein tüchtiger Feldherr schreitet nicht eher zum Sturm, als bis er Bresche geschossen hat.

Oberst. Und das ist mir nicht gelungen? Nicht die kleinste Bresche in Ihrem Herzen, die mir Hoffnung giebt?

Klotilde. Nicht die kleinste! Ich bin unverletzt und unversehrt von Ihren Angriffen.

Oberst. So müßte ich zu einer förmlichen Belagerung schreiten?

Klotilde. Und die Festung aushungern? Ach Gott, Herr Oberst, das dauert lange und was hätten Sie amende an mir, wenn ich ausgehungert wäre?

Oberst (schlägt sich vor den Kopf). Auf so hartnäckigen Widerstand war ich nicht gefaßt.

Klotilde. Wie? Hielten Sie mich für einen so schlechten Festungskommandanten daß ich gleich die weiße Fahne aufstecken würde?

Oberst. Hätte ich nur die rechten Truppen ins Feuer führen können!

Klotilde. Die wären?

Oberst. Jugend, Schönheit, gewandtes Benehmen!

Klotilde (ernst). Ach nein, Herr Oberst, die führen nur leichtes Geschütz; Sie hätten viel eher Bresche geschossen, wenn — —

Oberst. Wenn?

Klotilde (mit neckischer Verbeugung). Wenn die Festung überhaupt nicht uneinnehmbar wäre.

Dritter Auftritt.

Vorige. Ordonnanz, dann Eschenburg mit zwei Unteroffizieren, durch den Garten.

Ordonnanz. Herr Oberst halten zu Gnaden!

Oberst. Was giebts?

Ordonnanz. Zwei Unteroffiziere haben den Rekruten Eschenburg hieher gebracht.

Klotilde (zuckt bei dem Namen zusammen, für sich). Eschenburg? Um Gott, was ist das!

Oberst. Was will er?

Ordonnanz. Er verlangt dringend Gehör bei Ew. Gnaden.

Oberst (unmutig). Ich habe nicht Zeit!

Klotilde (in großer Aufregung, die sie mühsam verbirgt). Herr Oberst, vielleicht ein Unglücklicher, der bittet.

Oberst. Ich weiß schon, ein Raisonneur!

Klotilde. Ich bitte, hören Sie ihn, um meinetwillen, mich würde der Vorwurf peinigen daß mein mutwilliges Benehmen Sie verstimmt hat und daß vielleicht ein Armer darunter leiden müßte.

Oberst. Mein Fräulein, was denken Sie von mir? Er soll kommen, dort in mein Zimmer!

Ordonnanz. Zu Befehl! (Ab.)

Klotilde. Bleiben Sie hier, ich mache Ihnen Platz! Sie hegen keinen Groll? (Reicht ihm die Hand.)

Oberst. Wie könnte ich? Sie sind liebenswürdig, auch wenn Sie verweigern.

Klotilde (geht nach rechts und bleibt an der Thüre stehen).

Ordonnanz (kommt zurück). Hier ist der Rekrut!

Ewald (in Uniform, zwischen zwei Unteroffizieren, tritt ein).

Klotilde (für sich). Gerechter Gott, er ist es.

Ewald (für sich). Klotilde!

Klotilde (giebt ihm ein Zeichen).

Oberst (während dessen für sich). Sie entschlüpft glatt wie ein Aal, aber ich wäre ein schlechter Feldherr wollte ich nach dem ersten Mißlingen mich zurückziehen. (Laut, ohne sich umzusehen.) Näher mit Ihm, was will Er?

Ewald (tritt vor).

Unteroffizier und Ordonnanz (bleiben im Garten, außerhalb des Zimmers).

Klotilde (bleibt während des folgenden Auftritts immer an der Thüre stehen und verfolgt den Vorgang mit der lebhaftesten Teilnahme).

Ewald (fortwährend in der größten Aufregung, die er mühsam unterdrückt). Herr Oberst, man will mich widerrechtlich zu einem Soldaten Ihres Regimentes machen, ich komme von Ihnen Gerechtigkeit, Genugthuung, meine Freiheit zu begehren.

Oberst (launig). Alle Wetter, in diesem Tone hat noch kein Rekrut zu seinem Obersten gesprochen.

Ewald. Wenn ich den Ton nicht treffen kann, der mir als Rekrut geziemt, so mögen Sie daraus erkennen wie wenig ich zum Soldaten tauge und Sie werden mir um desto eher meine Freiheit wiedergeben.

Oberst (launig). Hm, was nicht taugt, das machen wir tauglich, mein Freund, wir verstehen das vortrefflich, verlasse Er sich darauf.

Ewald. Wie? Gegen meinen Willen soll ich —

Oberst. Seinen Willen? Sobald Er diesen Rock trägt, hat Er Seinen Willen nicht mehr, sondern nur noch meinen. Im ganzen Regimente giebt es nur Einen Willen, den des Obersten, und darum ist ein gutes Regiment unüberwindlich.

Ewald (verbissen). Es scheint nicht, als ob Sie geneigt wären meinem Begehren zu willfahren.

Oberst (launig). Es scheint mir auch nicht so.

Ewald. So wissen Sie vermutlich nicht, wie man mich in diesen Rock gebracht hat.

Oberst. O ja, Er ist angeworben.

Ewald. Aber auf welche Art!

Oberst. Sache der Werbeoffiziere, geht mich nichts an.

Ewald. Erlauben Sie daß ich Ihnen den Zusammenhang mitteile. Da mir ein Duell bevorstand, suchte ich einen Sekundanten.

Oberst. Wie kommt Er zu einem Duell? Er ist ja ein Bauer.

Ewald. Ich habe studiert und meine Klinge führen gelernt.

Oberst. So weiß Er auch daß Duelle verboten sind.

Ewald. Haben Sie das Verbot in den Fällen gekannt, wo Sie eine Beleidigung zu rächen hatten?

Oberst (für sich). Hm, der Bursche antwortet gut.

Ewald. Ich glaubte einen Sekundanten in einem Offizier, dem Hauptmann Blachfeld zu finden, den ich oberflächlich kennen gelernt hatte. Dieser schien auf meinen Wunsch einzugehen, wir setzten uns zu einer Flasche Wein und mitten im Gespräch veranlaßte er mich auf die Gesundheit des Fürsten zu trinken. Arglos that ich das und darauf — können Sie es denken, Herr Oberst, — darauf erklärte er mich zum Rekruten, (mit immer steigender, verbissener Wut) und wollte ich es nicht darauf ankommen lassen körperlich mißhandelt zu werden, mußte ich mich bequemen diese Uniform anzuziehen. Ich that es in der sichern Voraussetzung, bei Ihnen Gehör und Gerechtigkeit zu finden.

Oberst. Gerechtigkeit? Wie so? Er ist ganz ordnungsmäßig angeworben worden wie tausend andere auch — was will Er noch?

Ewald. Ist das ordnungsmäßig, wenn ein Offizier eine Ehrensache als Fallstrick braucht?

Oberst. Werbeoffiziere bedienen sich allerlei List, um Rekruten zu bekommen, das weiß die ganze Welt. Wer nicht eingestellt sein will, geht ihnen aus dem Wege.

Ewald. Wie, Herr Oberst, Sie reden diesem schändlichen Verfahren das Wort?

Oberst. Bursche, mäßige Er seine Zunge, ich bin Sein Oberst. Was heißt das, schändliches Verfahren? Der Fürst braucht Soldaten und wir nehmen sie, wo wir sie finden können.

Ewald (bebend vor Wut). Also ich soll meine Freiheit nicht erhalten?

Oberst. Glaubt Er, ich sei so toll einen so hübschen Rekruten wieder laufen zu lassen? Er hat studiert, desto besser, da kann Er es bald bis zum Feldwebel bringen, solche Leute können wir brauchen.

Ewald. Und wenn ich mir die Freiheit selbst verschaffe?

Oberst. Will Er davonlaufen? Wahre Er sich, Ausreißer bekommen die Spießruten.

Ewald. Herr Oberst, es steht ein Menschenleben auf dem Spiele, sein Sie nicht so hart! Ich ertrage den übermütigen Ton der Offiziere, die herabwürdigende Behandlung, die Beschränkung der persönlichen Freiheit nicht.

Oberst (kalt). Wenn Er ein paarmal die Latten oder die Fuchtel gekostet hat, wird Er das ertragen lernen.

Ewald (aufbrausend). Schläge? Wehe dem, der es wagt mich anzurühren, ich renne ihm den Säbel durch den Leib!

Oberst (kalt). Darauf steht die Kugel!

Ewald. Wohl, versagen Sie mir Gerechtigkeit, muß ich mich an den Fürsten wenden.

Oberst. Lieber Freund, ein Soldat darf nichts schreiben, was nicht sein Vorgesetzter liest, darauf baue Er keine Hoffnung.

Ewald. So wäre ich verloren, unrettbar verloren?

Oberst (gutmütig). Pah, verloren, welche Uebertreibung! Ich sage Ihm: Er kann sein Glück machen, kann Feldwebel werden, wenn Er sich ordentlich führt.

Ewald. Herr Oberst, ich beschwöre Sie —

Oberst (ungeduldig). Donnerwetter, jetzt habe ich es satt! Danke Er Gott daß Er ehrlicherweise angeworben worden, es konnte Ihm noch schlimmer gehen!

Ewald. Wie?

Oberst. Wir kennen Ihn recht gut, Er ist ein Raisonneur, ein Händelmacher, ein gefährliches Subjekt! Der Kammerrat von Schwadorf hat mir die nötigen Mitteilungen über Ihn gemacht. Die Polizei hatte schon ein Auge auf Ihn, über kurz oder lang hätten sie Ihn gefaßt und in eine Strafcompagnie gesteckt. Da wäre es Ihm wirklich schlimm gegangen. Ich bin nicht hart und gern gut mit meinen Leuten, darum führe Er sich ordentlich und ich will Ihm meine Gunst nicht entziehen.

Ewald. Kammerrat Schwadorf! Dieser Schurke! Herr Oberst! —

Oberst (rauh). Was solls noch?

Klotilde (hat ihn durch Zeichen flehentlich beschworen, sich zu mäßigen und zu schweigen).

Ewald (dumpf). Ich bin am Ende.

Oberst. So gehe Er, heute abend um sechs Uhr schwört Er zur Fahne.

Ewald (wankt fort, indem er Klotilden andeutet, er habe keine Hoffnung mehr).

Unteroffiziere (gehen mit Ewald und der Ordonnanz ab).

Klotilde (will ihm nach, da Ewald ab ist, schwankt, und hält sich an einen Stuhl).

Oberst (dreht sich auf das Geräusch um). Wie, mein gnädiges Fräulein, Sie noch hier?

Klotilde (mit äußerster Aufregung). Der junge Mann dauert mich — ich habe — die Unterredung mit angehört.

Oberst. Es hat Sie angegriffen — hm für zarte Mädchen ist das freilich nichts, es geht etwas streng bei uns zu.

Klotilde (mit gebrochener Stimme). So ist keine Hoffnung für den jungen Mann?

Oberst. Wenn er nicht ein einziger Sohn ist, keine! Ich mag es auch nicht immer billigen, wie die Werbeoffiziere verfahren, aber ist der Rekrut einmal eingestellt kann ich ihn nicht gut wieder losgeben.

Klotilde. Wenn sich jemand für ihn verwendete?

Oberst (freundlich). Wollen Sie das vielleicht thun?

Klotilde (von seiner Freundlichkeit erschreckt). Ich? Wie käme ich dazu in das Geschick eines jungen Mannes eingreifen zu wollen?

Oberst. Sie sind ergriffen, mein Fräulein, erholen Sie sich, ich will Sie allein lassen. Uebrigens sein Sie um den Rekruten unbesorgt, führt er sich ordentlich und hat er seine fünfzehn Jahre abgedient, kann er eine gute Anstellung bekommen. Mancher hat schon sein Glück auf diese Art gemacht. Leben Sie wohl, mein Fräulein, — und — was meinen Korb betrifft, — so bleibt der unter uns? Nicht wahr?

Klotilde. Unter uns!

Oberst (küßt ihr die Hand). Ich danke Ihnen. (Rechts ab.)

Klotilde (verbeugt sich; sowie der Oberst fort ist, macht sich ihre lang verhaltene Aufregung durch Thränen Luft, sie verbirgt das Gesicht im Tuche und sinkt auf einen Stuhl; aber rasch springt sie wieder empor und trocknet hastig die Thränen). Fort mit den Thränen, es ist nicht Zeit zum Weinen! Fünfzehn Jahre! Entsetzlich! Das heißt ihn vernichten! Er muß, er muß, er muß gerettet werden! Aber wie? Soll ich den Obersten bitten? Eben jetzt, wo ich ihn zurückgewiesen? Unmöglich! Mein Vater? Der Fürst? Das ist alles zu weitläufig — und rasch, rasch muß er frei werden. Er ist heftig. Nur mit Mühe hielten ihn meine stummen Bitten von einem Ausbruch seines gerechten Zornes zurück — wenn ein solcher Ausbruch erfolgt — und das geschieht sicher — weh mir — sie nennen das Insubordination — und der Kerker — entehrende Strafen sind sein Los. O mein Gott, kann das in deiner schönen Welt geschehen! Was thue ich, was kann ich thun? Wenn ich zu hastig, wenn ich unbesonnen handle, kann ich mehr verderben als gut machen!

O wie einsam, wie verlassen stehe ich in diesem Augenblicke! Niemand der mir rät, der mir hilft! — Halt, das wäre möglich! Das will ich versuchen. Vielleicht ist da Hülfe! Fünfzehn Jahre! Mein armer, armer Ewald — nein nein, das kann, das kann nicht sein. (Links ab.)

Verwandlung.

Margarethens Zimmer.

Erster Auftritt.

Margarethe, Dietrich (kommen aus dem Nebenzimmer).

Margarethe. Das also ist der Name, den Sie so sorgfältig verhehlt haben?

Dietrich (bittend). Bedenken Sie, Sie haben mir Verschwiegenheit gelobt.

Margarethe. Das habe ich, und ich werde auch mein Versprechen wohl halten; aber Sie selbst sollen nicht schweigen, Sie sollen reden, laut reden, Sie sollen schreien, bis Sie Gerechtigkeit erlangt haben!

Dietrich. Aber, beste Mademoiselle, was könnte mir das helfen? Ich bin ein alter Mann, meine Gesundheit ist untergraben unter der heißen Sonne Ostindiens, meine Kraft ist gebrochen, wie lange werde ich meine Tage noch fristen? Soll ich mir den Rest meines Lebens durch Zank und Streit, durch Aufregung und Angst verbittern?

Margarethe. Sie müssen sich erbärmlich durchschlagen, Sie führen ein so kümmerliches Leben, was ist an dem noch viel zu verbittern? Was kann Ihnen Schlimmeres bevorstehen als was Sie schon aushalten müssen, Sorgen und Entbehrungen?

Dietrich. Viel, liebwerteste Mademoiselle, viel. Es ist wahr, ich habe wenig und muß mir das wenige mühsam erwerben — aber ich habe doch Ruhe. Niemand kennt mich, als Sie, ich kann mich unbesorgt zubette legen, kann ohne Furcht wieder aufstehen und mein Tagewerk beginnen. Was nützte mir ein Vermögen, das ich im glücklichsten Falle erstritte? Ich habe keine Kinder, keine Erben — und für mich ist es nicht der Mühe wert sich allen Wechselfällen auszusetzen.

Margarethe. Was für Wechselfälle, was haben Sie für Furcht? Was haben Sie denn zu fürchten, wenn Sie hintreten und Ihre Ansprüche geltend machen?

Dietrich. Alles, Mademoiselle, alles habe ich zu fürchten. Es sind mächtige Menschen, gegen die ich auftreten müßte, — und ich bin ein armer, unbekannter, verschollner Mann, habe keine Freunde, die mir helfen, die mich schützen könnten. Würde man es nicht mit leichter Mühe durchsetzen daß sie mich vorläufig als Betrüger verhafteten? Würde man es nicht dahin bringen daß ich für verrückt erklärt und eingesperrt würde? Das fürchte ich, das! Lassen Sie mich meinen Bissen Brot in Freiheit genießen, liebste Mademoiselle.

Margarethe. Und so soll die Schändlichkeit unbestraft, Sie sollen ohne Genugthuung bleiben?

Dietrich (still). Ich begehre keine Genugthuung, und die Strafe überlasse ich dem, der da gesagt hat: mein ist das Gericht.

Margarethe (kopfschüttelnd). Es will mir nicht zusinne, Herr Dietrich, daß das so sein soll, ich meine jedes Unrecht müsse schon hier seinen Lohn erhalten, — aber Sie mögen Recht haben daß es gefährlich ist sich mit Ihren Gegnern in einen Kampf einzulassen.

Dietrich. Also geben Sie jeden Gedanken daran auf —

Margarethe. Still, es kommt jemand!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Klotilde, Lotte.

Lotte (öffnet die Thüre). Nur hier herein, mein gnädiges Fräulein, da ist die Mamsell.

Klotilde (tritt ein).

Margarethe (mit viel Aufhebens). Ei, mein gnädiges Fräulein, wie komme ich zu der Ehre? Sein Sie mir tausend mal willkommen!

Klotilde. Mademoiselle, ich erlaube mir Ihnen einen nachbarlichen Besuch zu machen.

Dietrich (setzt einen Stuhl).

Margarethe. Sie beschämen mich, wahrhaftig, Sie beschämen mich. (Bindet ihre Schürze ab und giebt sie Lotten.) Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?

Klotilde. Ich habe Sie so manches mal aus dem Garten an diesem Fenster erblickt daß ich auch einmal sehen möchte wie der Garten sich von dem Fenster ausnimmt.

Margarethe. Freundlich, sehr freundlich!

Klotilde (geht ans Fenster).

Dietrich (zu Lotte). Wir sind hier überflüssig, komme Sie!

Lotte (leise). Was mag die wollen?

Dietrich (ebenso). Pst, geht uns nichts an!

Beide (ab).

Margarethe. Sehen Sie, da ist die Weinlaube, dort der Springbrunnen und hier unten der kleine Hügel, von dem aus Sie mir schon manchmal einen schönen Strauß gereicht haben.

Klotilde (kehrt nach dem Stuhle zurück; sie ist fortwährend beklommen, indem sie ihre Aufregung unter der Form der Höflichkeit verbirgt). Ihr Zimmer wird sehr angenehm durch diese Aussicht auf den Garten.

Margarethe. Sehr angenehm, darum vertauschte ich auch diese Wohnung mit keiner andern, selbst wenn das nicht mein väterliches Haus wäre, in dem ich geboren worden — und aus dem sie mich dereinst auch hinaustragen sollen.

Klotilde. Sie bewohnen das Haus ganz allein?

Margarethe. Mit meiner Magd und dem alten Herrn, den Sie eben hier gesehen haben; er ist mein Mietsmann, ein armer, aber braver Mensch, hat über uns ein kleines Stübchen, das ich entbehren kann.

Klotilde (verlegen). Mit dem alten Herrn? Wenn ich mich nicht irre, habe ich auch schon einen jungen Mann an diesem Fenster gesehen?

Margarethe (kalt). Das kann wohl sein!

Klotilde. Ist Ihnen der junge Mann verwandt?

Margarethe. Nein!

Klotilde. Nicht?

Margarethe. Nein!

Klotilde. Mademoiselle, ich bemerke aus dem Tone Ihrer kurzen Antworten daß Ihnen meine Frage nach dem jungen Manne mißfällt —

Margarethe. Mein gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen offen sagen daß Herr Eschenburg mir Mitteilungen über sein Verhältnis zu Ihnen gemacht hat und daß ich fürchten muß mich Mißdeutungen auszusetzen —

Klotilde. O wie falsch verstehen Sie mich, wenn Sie glauben daß ich bei Ihnen Anknüpfungspunkte für ein Verhältnis suche, das keine Aussicht auf eine günstige Entwicklung hat. Ich kam hieher, weil ich bei Ihnen freundliche Beziehungen zu Herrn Eschenburg voraussetzte, der dringend der Hülfe bedarf, wenn er nicht zugrunde gehen soll!

Margarethe (erschrocken, lebhaft). Hülfe? Herr Eschenburg in Gefahr! Was ist ihm denn geschehen?

Klotilde. Man hat ihn mit schändlicher List zum Soldaten geworben.

Margarethe. Zum Soldaten! (Springt auf.) O mein Gott, das ist ja himmelschreiend! Zum Soldaten! Der arme Mensch!

Klotilde (freudig). Sie nehmen doch teil an ihm, lebhaft teil, wie ich sehe?

Margarethe. Und sollte ich nicht? Er hat sich gegen mich so edelmütig, so ritterlich benommen!

Klotilde. Hat er das? O ja, er ist edel und gut.

Margarethe. Gewiß gewiß! Aber was ist zu thun? Wie kann man ihm helfen?

Klotilde (kräftig). Mademoiselle, ich habe Mut zu allem, was nötig ist — aber ich befinde mich in eigentümlicher Lage — ich, ein junges Mädchen — er, ein junger Mann — wie kann ich für ihn handeln, ohne mich Mißdeutungen auszusetzen? Darum kam ich zu Ihnen, in der ich eine Verwandte vermutete, um mich bei Ihnen Rats zu erholen.

Margarethe (lebhaft). Ei was, Verwandte! Ich bin ihm Dank schuldig — und wäre das auch nicht, hier gilt es das Glück eines braven jungen Mannes! Man muß zum General, zum Gouverneur, zum Fürsten, überall, wo es etwas helfen kann, ich fürchte mich vor nichts und will gleich — — aber Fräulein, Sie kennen ja alle diese Dinge besser, an wen müßte man sich zuerst wenden?

Klotilde. Am nächsten könnte wohl der Oberst des Regiments sein Schicksal entscheiden.

Margarethe. Und da könnten Sie nichts thun? Das Fräulein von Berg? Sie wohnen ja in seinem Hause.

Klotilde. Ich fürchte daß just meine Verwendung da nicht am Platze ist —

Margarethe. Wie denn das?

Klotilde. Warum sollte ich es Ihnen verhehlen — der Oberst hat heute um meine Hand geworben — und ich habe ihn abgewiesen.

Margarethe. Und jetzt sollten Sie für Ihren Geliebten bitten — das geht freilich nicht. Aber sollte Ihr Herr Vater nichts thun können?

Klotilde. Vielleicht, nur möchte ich ihn nicht darum angehen. Er kennt meine Liebe zu Eschenburg, er ist dagegen, wünscht mich anderweit zu vermälen — soll ich ihn jetzt um Hülfe bitten, soll ich ihm die schmähliche, entwürdigende Lage schildern, in der sich der Mann befindet, den ich liebe?

Margarethe. Nein, Sie haben Recht, das geht auch nicht! Sie armes Fräulein sind da in einer recht schlimmen Lage! Sollte man es denken, ein so schönes, reiches Mädchen wie ein Fräulein von Berg.

Klotilde. Das bin ich nicht.

Margarethe. Wie?

Klotilde. Weder reich noch Fräulein von Berg.

Margarethe. Das verstehe ich nicht, der Präsident ist doch Ihr Vater?

Klotilde. Ja, aber er führt den Namen eines Majorats, das ihm zugefallen, und der samt dem Vermögen auf einen Seitenverwandten übergeht, ich behalte den Stammnamen meines Vaters, Waldhof.

Margarethe (erstaunt). Waldhof?

Klotilde. Meines Vaters Familiennamen!

Margarethe. Waldhof? Ach, Fräulein, sagen Sie mir doch den Vornamen Ihres Herrn Vaters —

Klotilde. Heinrich Ludwig.

Margarethe (gerührt). Heinrich Ludwig — Ihr Vater heißt Heinrich Ludwig —

Klotilde. Was ist Ihnen, Sie werden seltsam weich —?

Margarethe (weich, langsam, wehmütig). Lassen Sie sich das nicht anfechten, mein Kind, eine alte Frau wie ich hat manchen Menschen im Leben kennen gelernt, manches Schicksal ist an ihr vorübergezogen, sie lebt ja nur in der Erinnerung an Vergangenes — — und in der Hoffnung auf die Zukunft — die Gegenwart bietet einem einsamstehenden Menschen nicht viel. Heinrich Ludwig von Waldhof — ja ja, ich habe Ihren Vater ehedem einmal gekannt, es war weit von hier und ist lange her — er wird sich freilich meiner nicht mehr entsinnen. Und Sie sind seine Tochter? Mein Gott, mein

Gott, jetzt ist mir die Aehnlichkeit erklärlich, die ich immer an Ihnen fand. Und Sie sind seine Tochter?

Klotilde. Seine Tochter — und stehe fast so einsam wie Sie, bin eben so wenig glücklich wie Sie.

Margarethe. Ei das muß nicht sein, ein so liebes, gutes Mädchen — freilich, Sie lieben, wo die Verhältnisse es nicht gestatten, und das ist hart! Lieben Sie ihn denn recht von Herzen, den guten Eschenburg?

Klotilde. Warum sollte ich es leugnen, ich liebe nur ihn allein, kann nie einen andern lieben.

Margarethe (in Erinnerung versunken). Nie einen andern lieben — ja ja, das ist ein schönes Wort.

Klotilde. Aber der, den ich liebe, ist in Gefahr für sein Leben unglücklich zu werden; hat er erst zur Fahne geschworen, ist es fast unmöglich ihn los zu machen.

Margarethe (plötzlich sich losreißend, hastig). Sie haben Recht, hier muß rasch zugegriffen werden! Ich will gleich — ja so, zum Obersten will ich gehen — es ist doch der Oberst von Grünau — ei nun, der Herr wird nicht unerbittlich sein. Lotte, Lotte!

Klotilde. Hören Sie, was der Oberst sagt. Und wenn er nicht zu gewinnen ist — (stockt) ich bin imstande ein Opfer zu bringen.

Margarethe. Wie?

Klotilde. Wenn der Oberst unerbittlich ist, und das Versprechen meiner Hand ihn bewegen kann — er soll sie erhalten.

Margarethe (gerührt). Das wollten Sie thun? So sehr lieben Sie den Ewald?

Klotilde. Was wäre die Liebe, wenn sie kein Opfer bringen könnte? Soll ich ein so schönes, frisches Leben untergehen lassen in der Sklaverei eines fünfzehnjährigen Soldatendienstes? Nein nein, ich will alles thun, was ich vermag, das Leben des Weibes ist doch immer ein großes Opfer für andere — so oder so — der Oberst ist ein Ehrenmann — und was liegt an dem verfehlten Lebensglück eines Mädchens,

das doch keine Hoffnungen mehr hat — es wiegt nicht schwer gegen die Rettung eines Mannes, der, edel und kräftig, der Welt noch nützen kann.

Margarethe (für sich). Das Leben des Weibes ist ein Opfer für andere!

Lotte (kommt durch die Mitte). Was befehlen Sie?

Margarethe. Mein Tuch, meine Haube, meinen Fächer!

Lotte. Auf der Stelle. (Links ab.)

Klotilde. Und ist der Oberst nicht zu erweichen, dann gehen Sie zu meinem Vater, vielleicht vermag er etwas. Ach amende wird auch er ein Opfer fordern!

Margarethe. Wie?

Klotilde. Meine Hand für den Sohn des Kammerrats.

Margarethe. Welches Kammerrats?

Klotilde. Von Schwadorf; er wirbt für seinen Sohn um mich. Ich fürchte: auf sein Anstiften ist Eschenburg in die Falle gelockt worden.

Margarethe (heftig). Auch das noch? Wissen Sie auch daß der Kammerrat dem jungen Manne die Pachtung abgeschlagen hat, an der sein Vermögen hängt? Und jetzt noch diese Nichtswürdigkeit? Nein, jetzt schweige ich nicht länger!

Klotilde. Was haben Sie?

Margarethe. Lassen Sie es gut sein, Fräulein, ich werde mit diesem Herrn Kammerrat ein ernstes Wörtchen reden. Und seinem Sohne sollten Sie geopfert werden, diesem nichtswürdigen Buben, der von der ganzen Stadt verachtet wird? Der Sie elend machen würde für Ihr Leben lang? Das gebe ich nicht zu, mein Kind, lieber wollte ich sehen daß Sie eine alte Jungfer würden wie ich, als daß Sie verkümmern sollten in solch einer Ehe.

Klotilde. Ach es ist ja nicht von mir die Rede, nur von Ewald. Handeln Sie für ihn — ich bin zu allem bereit, was von mir gefordert werden könnte. Retten Sie ihn und ich will Ihnen dankbar sein mein lebenlang, will Sie verehren wie eine Mutter.

Margarethe. Wie eine Mutter? (Trocknet das Auge.)

Klotilde. Was ist das, eine Thräne in Ihrem Auge?

Margarethe. Und ich sollte handeln, Sie haben Recht. Gehen Sie voraus nach Ihrem Hause, in einer Viertelstunde bin ich drüben, gehen Sie, fragen Sie ob ich den Obersten sprechen kann und weisen Sie mich zu ihm!

Klotilde. Ich gehe — und Gott segne Ihre Worte!

Margarethe. Hoffen wir, die gerechte Sache soll uns den Sieg verleihen. (Indem beide abgehen, Klotilde d. d. M. und Margarethe nach links, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Gartensaal beim Präsidenten.

Erster Auftritt.

Kammerrat (kommt durch den Garten). Dieser Hauptmann Blachfeld ist ein prächtiger Kerl, er hat den naseweisen Burschen glücklich angeworben. Mein armer Felix ist dadurch vor dem Duelle bewahrt und ich vor seinen lästigen Ansprüchen. Ist es wahr daß das stolze Fräulein ihn gern gesehen hat, so muß sie jetzt jede Hoffnung fahren lassen und wird sich nicht länger weigern meinen Felix zu nehmen. So kann mein Plan doch noch gelingen. Ich werde hören, was der Präsident sagt. (Geht auf die Thüre links zu.)

Zweiter Auftritt.

Kammerrat. Klotilde (tritt ihm entgegen).

Kammerrat. Ah guten Morgen, mein gnädiges Fräulein.

Klotilde. Herr Kammerrat. (Verbeugt sich.)

Kammerrat. Ist Ihr Herr Vater in seinem Zimmer?

Klotilde. Allerdings, allein er hat zwei Referendarien zum Bericht bei sich.

Kammerrat. So will ich warten, bis ich ihn sprechen kann.

Klotilde. Wollen Sie nicht eintreten?

Kammerrat. Erlauben Sie mir hier zu bleiben, die frische Luft thut so wohl.

Klotilde (sieht immer befangen von Erwartung nach der Thüre, woher Margarethe kommen soll). Nach Ihrem Belieben.

Kammerrat. Wie gefällt es Ihnen in Ihrem neuen Bestimmungsorte?

Klotilde (zerstreut). Recht gut, Herr Kammerrat, recht gut.

Kammerrat (boshaft). Es tauchen doch wohl noch zuweilen wehmütige Erinnerungen an Ihre frühere Heimat in Ihnen auf?

Klotilde. Das wohl, Herr Kammerrat, ein guter Mensch bewahrt treu, was er einmal erfaßt hat.

Kammerrat. Je nun, die Zeit schwächt manches ab und man giebt sich neuen Eindrücken hin.

Klotilde. Doch nur nach reiflicher Ueberlegung, und manche Verhältnisse meidet man mit entschiedenem Widerstande.

Kammerrat (für sich). Sie ist noch trotzig, doch das wird sich legen.

Klotilde (für sich). Mich verzehrt die Angst — ah da kommt sie! (Eilt der eintretenden Margarethe entgegen.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Margarethe (im Anzuge des ersten Aufzuges).

Margarethe. Mein gnädiges Fräulein!

Klotilde. Sein Sie mir herzlich willkommen! (Sie vorführend, leise). Der Oberst ist nicht zuhause, wird aber bald zurückkommen.

Kammerrat (sieht Margarethen prüfend an).

Klotilde (vorstellend). Mademoiselle Margaretha Osten, Herr Kammerrat von Schwadorf!

Kammerrat (vornehm). Gehorsamer Diener!

Margarethe (verbeugt sich tief, fährt aber mitten aus der Verbeugung auf, als sie des Kammerrats Namen hört, leise zu Klotilden). Wie? Schwadorf? Derselbe, der für seinen Sohn —?

Klotilde. Derselbe!

Margarethe (immer leise). Das trifft sich gut, lassen Sie mich mit ihm allein, ich kann indessen mit ihm sprechen, bis der Oberst kommt.

Klotilde. Aber —

Margarethe. Gehen Sie, gehen Sie, es betrifft Ewald!

Kammerrat (für sich). Aus welcher Rumpelkammer ist denn dieses alte Gespenst?

Klotilde (laut). Wenn Sie erlauben werde ich nachsehen, ob mein Vater zu sprechen ist.

Kammerrat. Bitte, ich werde selbst —

Klotilde. Lassen Sie mich, Herr Kammerrat, Mademoiselle wünscht Ihnen etwas zu sagen. (Ab).

Vierter Auftritt.

Kammerrat, Margarethe.

Kammerrat. Sie wollen mich sprechen?

Margarethe. Wenn Sie mir einige Minuten Gehör schenken wollen, — ist es nicht gefällig Platz zu nehmen?

Kammerrat. Ich danke, zur Sache.

Margarethe. Ja, die Sache ist denn keine gute Sache und um auf dieselbe zu kommen muß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen.

Kammerrat. Nur kurz, wenn ich bitten darf, meine Zeit ist gemessen.

Margarethe. So kurz als möglich! Also hören Sie. Vor etwa dreißig Jahren machten ein paar junge Edelleute, sie waren Vettern — eine Reise nach Holland und hielten sich auch längere Zeit in Amsterdam auf. Der eine von ihnen war aus reichem Hause, der andere war arm. Der reiche Vetter war gutmütig, schwach, nicht von sonderlichen Geistesgaben, der arme Vetter war schlau, unternehmend, von kaltem, berechnendem Charakter. Dieser arme Vetter überlegte nun daß sein reicher Vetter der letzte Sproß seines Hauses sei und daß er das schöne Vermögen erben würde, wenn dieser reiche Vetter — — etwa zufällig nicht da wäre.

Kammerrat (wird unruhig). Was soll mir das?

Margarethe. Sie werden es hören, ich bin gleich zuende. Der reiche Vetter ließ sich in seiner Schwäche leicht zu allerlei Ausschweifungen verleiten, und so geschah es denn eines abends (mit scharfem Nachdrucke) daß in einem schlechten Hause dieser reiche Vetter holländischen Seelenverkäufern in die Hände — geriet. Er wurde auf ein Schiff gebracht, nach Java geschleppt und dort unter die Soldaten gesteckt. Zwanzig Jahre brachte er unter der heißen Sonne Ostindiens, in dem harten, beschwerlichen Dienste der holländischen Kolonie zu, er mußte Feldzüge mitmachen, ward von den Feinden gefangen, mehrmals verwundet, kurz er trug ein hartes, mühseliges Geschick. Endlich gelang es ihm mit Hülfe eines braven Hamburgers, der ihn auf seinem Schiffe versteckte, zu entfliehen und nach Europa zurück zu kommen. Er hoffte nun im Schoße seiner Familie, im Genuß seines Vermögens auf ein ruhiges, sorgenfreies Alter, das ihm Ersatz gewähren sollte für die ihm schändlich gestohlene Jugend. Allein er fand sich getäuscht. Seine Eltern und Verwandten waren gestorben, ihn selbst hatte der arme Vetter mittlerweile für tot erklären lassen und sich in den Besitz seines Erbes gesetzt.

Kammerrat. Die Geschichte ist sehr unwahrscheinlich!

Margarethe. Meinen Sie? Ich bin eben hier um sie dem Herrn Präsidenten zu erzählen, vielleicht findet der sie glaubwürdiger.

Kammerrat (freundlicher). Sie meinen also die Geschichte sei wahr? Wie ging es denn weiter?

Margarethe. Sehr traurig. Der arme ostindische Soldat schrieb an seinen nunmehr reichen Vetter und meldete ihm seine Ankunft. Statt der Antwort aber erhielt er eine Vorladung vor Gericht. Er sollte sich ausweisen, wer er sei und wovon er lebe. Er erzählte alles der Wahrheit gemäß, allein man glaubte ihm nicht. Papiere besaß er nicht, denn er war ja entflohen und da er nichts hatte, wovon er leben konnte, wurde er als Landstreicher ins Arbeitshaus gesteckt. Als man ihn endlich da entließ, bedeutete man ihn solche Lügen über seine Herkunft nicht wieder vorzubringen, sonst würde es ihm noch schlimmer ergehen.

Kammerrat (sehr verlegen und unruhig). Ja die Heimatsgesetze fordern allerdings Strenge gegen unberechtigte Individuen.

Margarethe. Der arme Ostindier hatte durch jahrelanges Elend allen Mut verloren und da ihm auch alle Beweismittel fehlten, wagte er nicht weiter etwas gegen seinen reichen Vetter zu unternehmen. Er lebt seit der Zeit kümmerlich vom Abschreiben und hat nicht einmal den Mut jemandem seinen wahren Namen zu sagen.

Kammerrat (aufatmend). Also lebt er unter anderm Namen?

Margarethe. Das thut er, aber hoffentlich nicht lange mehr. Der Zufall wollte daß ich mit dem armen Menschen bekannt wurde und noch ein anderer Zufall wollte daß mein Vater Anwalt seiner Familie gewesen ist und daß ich unter der Verlassenschaft meines Vaters Briefe und Papiere fand, die ihm sicher zu seinem Rechte verhelfen können. Und so bin ich denn hier, um bei dem Herrn Präsidenten die Sache anhängig zu machen.

Kammerrat (giebt sich alle Mühe die Bestürzung zu verbergen, welche die Erzählung in ihm hervorgerufen). Liebe Mademoiselle, sicher weiß der reiche Vetter, wie Sie ihn zu nennen belieben, nichts von dem Dasein seines armen Verwandten.

Margarethe. Doch, wir haben die Beweise daß auf die Veranlassung des reichen Vetters der arme Mensch ins Arbeitshaus gesteckt und so eingeschüchtert wurde. Ja, Herr Kammerrat, er hat nicht mehr den Mut seine Rechte geltend zu machen, aber ich habe ihn, und mit Hülfe eines wackern jungen Mannes setze ich die Sache durch, verlassen Sie sich darauf! — Ob der Herr Präsident wohl bald zu sprechen sein wird?

Kammerrat. Sie wollen die Sache anhängig machen?

Margarethe. Anhängig, öffentlich will ich sie machen, bis zum Fürsten will ich sie bringen, wenn es sein muß, ich fürchte mich nicht wie der arme, gemißhandelte Mensch.

Kammerrat. Das giebt ja einen ärgerlichen Prozeß.

Margarethe. Wohl dem, der kein Aergernis zu scheuen hat.

Kammerrat. Wissen Sie auch daß Prozesse nicht immer gewonnen werden?

Margarethe. O ja, was schadet das aber meinem Schützling? Er hat nichts zu verlieren.

Kammerrat. Wäre es doch nicht besser einen guten Vergleich einzugehen?

Margarethe. Einen Vergleich? Hm vielleicht ließen wir uns dazu bestimmen, wenn der Gegner annehmbare Vorschläge macht.

Kammerrat. Bedenken Sie, Ihr Schützling ist alt und gebrochen, wie Sie sagen, er würde das Vermögen weder verwalten, noch benutzen können — — wenn man ihm eine lebenslängliche Rente auswürfe?

Margarethe. Eine Rente? Hm das ließe sich überlegen.

Kammerrat. Was würden Sie fordern um zu einem Vergleiche zu gelangen?

Margarethe (nach kurzem Besinnen). So hören Sie, eine Rente von viertausend Thalern und die Uebertragung der Domaine Blatzheim an den jungen Eschenburg.

Kammerrat. Was soll diese letzte Bedingung?

Margarethe. Herr Eschenburg ist eben der wackre junge Mann, der die Papiere meines Vaters aufgefunden und geordnet hat; es ist doch billig daß er für seine Mühe auch etwas erhält und er begnügt sich zu seinem Rechte, zur Pachtung seines Vaters zu gelangen. (Boshaft.) Sie scheinen teilzunehmen für den reichen Vetter, kennen Sie ihn vielleicht, Herr Kammerrat?

Kammerrat. Hm ich vermute daß in einer mir befreundeten Familie etwas ähnliches vorgekommen sein mag und daß diese in den Prozeß verwickelt werden könnte.

Margarethe. Wenn Sie also den reichen Vetter kennen, so sagen Sie ihm doch: wenn binnen einer Stunde die beiden Urkunden, die Verschreibung der Rente von viertausend Thalern und der Pachtvertrag für Herrn Eschenburg in meiner Wohnung — dort gegenüber, Nro. 30, abgegeben werden, wollen wir uns zu ewigem Stillschweigen verpflichten.

Kammerrat. Wozu denn diese Eile?

Margarethe. Dem reichen Vetter ist nicht zu trauen. Da einmal von der Sache gesprochen worden, muß sie rasch betrieben werden, er darf keine Zeit zu Gegenmaßregeln gewinnen. In einer Stunde die beiden Urkunden — oder der Präsident erfährt die Sache.

Kammerrat (immer unruhiger). Es steht hier der gute Ruf einer angesehenen Familie auf dem Spiele, ich werde mich der Sache unterziehen, vielleicht bringe ich den Vergleich zustande. Also bis dahin unternehmen Sie nichts?

Margarethe. Ich verspreche es.

Kammerrat. Der Präsident erfährt nichts?

Margarethe. Keine Silbe.

Kammerrat. Und Sie geloben ewiges Schweigen für Ihren Schützling?

Margarethe. Das und schriftliche Entsagung aller weitern Ansprüche.

Kammerrat. Ich will sehen, was sich thun läßt. (Nimmt seinen Hut, für sich.) Der Teufel hat dieses alte Weib auf meine Spur geführt; mir bleibt nichts übrig als mich zu fügen, ich darf es auf den öffentlichen Lärm nicht ankommen lassen. (Laut.) In einer Stunde werden Sie Bescheid haben. Ich empfehle mich. (Ab.)

Margarethe (ihm nachsehend). Ei, mein Herr Kammerrat, was doch das böse Gewissen thut! Hätten Sie gewußt daß der arme Dietrich viel zu zaghaft ist eine Aussage gegen Sie abzulegen und daß wir nicht die Spur eines schriftlichen Beweises besitzen, Sie würden sich nicht so leicht gefügt haben. Der liebe Gott wird es mir wohl verzeihen daß ich etwas gelogen habe von Papieren, die gar nicht vorhanden sind — es galt ja das Wohl zweier guten Menschen. (Selbstzufrieden lächelnd.) Ich glaube ich habe meine Sache gut gemacht, ein Prozeß gegen den Kammerrat wäre wirklich eine ungewisse Sache gewesen. Jetzt ist er eingeschüchtert und in seiner Angst wird er sicher die Papiere bringen. Das war der erste Schritt, mir wird das Herz leichter; ich hoffe, es geht noch ferner gut.

Fünfter Auftritt.

Margarethe. Klotilde.

Klotilde (kommt eilig). Der Oberst kommt, ich sah ihn aus dem Fenster!

Margarethe. Gut, mein Kind, ich erwarte ihn.

Klotilde. Das Schicksal Ewalds liegt in Ihrer Hand — — thun Sie was möglich ist — — und was mich betrifft, ich halte mein Wort. —

Margarethe. Fassen Sie Mut, ich hoffe es wird sich alles zum Guten wenden.

Klotilde (drückt ihr die Hand). Von meinem Danke — — Sie fühlen daß ich nicht sprechen kann. (Ab.)

Margarethe (sieht ihr nach). Welch herzliche Liebe, welch treue Hingabe, welcher Opfermut! War ich nicht einst auch so? Schlug es einst nicht auch so warm in meiner Brust? Beseelte mich nicht auch einst dieses Jugendfeuer? Einst, ja einst. Es ist schlimm, wenn das Einst mit dem Jetzt in so herbem Widerspruche steht — doch weg mit solchen Gedanken — ich höre Schritte, das ist der Oberst.

Sechster Auftritt.

Margarethe. Oberst.

Oberst (kommt durch den Garten und geht nach rechts durch den Saal).

Margarethe (verbeugt sich tief).

Oberst (stutzt und dankt).

Margarethe. Habe ich die Ehre den Herrn Obersten von Grünau zu sehen?

Oberst. Der bin ich! Kann ich Ihnen in etwas dienen?

Margarethe. Ach ja ich bin hier, um eine Fürbitte einzulegen.

Oberst. Eine Fürbitte, für wen?

Margarethe. Ein junger Mann, Herr Ewald Eschenburg, ist durch die Werber —

Oberst. Madame, sparen Sie jedes weitere Wort, ich kann den Burschen nicht losgeben, der es noch obendrein für ein Glück ansehen mag in gute Zucht gekommen zu sein. (Höflich.) Ihr Diener, Madame.

Margarethe. Sie fertigen mich sehr kurz ab, Herr Oberst, ich habe doch einstmals freundlichere Worte von Ihnen gehört.

Oberst (stutzt). Ich entsinne mich nicht —

Margarethe. Es sind freilich achtundzwanzig Jahre her und ich sehe wohl heute (lächelnd) etwas anders aus als damals.

Oberst (gespannt). Achtundzwanzig Jahre?

Margarethe. Erinnern Sie sich nicht einer sehr ernsten Gefahr, in die Sie damals gerieten?

Oberst. Gefahr?

Margarethe. Es war im Kriege, der Feind hatte den größten Teil des Landes besetzt. Sie waren damals ein junger Lieutenant. Ein Liebesabenteuer verleitete Sie zu der Unvorsichtigkeit verkleidet durch die feindlichen Vorposten zu schleichen, Sie wurden angehalten, erkannt und sollten als Spion am andern Tage gehängt werden.

Oberst. Woher wissen Sie —?

Margarethe. Ich war damals zum Besuche bei dem Bürgermeister jenes Städtchens, in das man Sie gebracht hatte. Ihr Schicksal wurde bekannt. Alles bedauerte den jungen, hübschen, keken Offizier, aber zu Ihrer Rettung wollte niemand etwas thun. Nur der Aktuarius des Bürgermeisters wagte sein Leben, er machte die Wache vor Ihrem Gefängnis trunken, drang zu Ihnen, löste Ihre Bande und führte Sie in eine Scheune, wo ein Mädchen Ihrer wartete und Ihnen Frauenkleider gab. In diesen Kleidern, geführt von dem Aktuarius, gelang es Ihnen zu entkommen und dem schmählichsten Tode zu entrinnen.

Oberst (hat mit wachsender Spannung zugehört, bestätigend mit dem Kopfe genickt, bekämpft mühsam seine Rührung, stockend). Und Sie? Wie wissen Sie um diese Sache?

Margarethe. Es waren meine Kleider, in denen Sie entkamen.

Oberst (hastig, lebhaft, reicht ihr beide Hände). So sind Sie Margarethe Osten! O Ihr Name steht fest in meinem Herzen eingeschrieben, obschon ich auf viele Erkundigungen nie wieder etwas von Ihnen erfahren konnte. Ja Sie haben mich zu ewigem Danke verpflichtet! Nie, nie werde ich diese entsetzlichen Stunden vergessen, wo ich mit krampfhaft zugeschnürter Brust jede der eilenden Minuten zählte, die mich dem Tode in der Fülle der Lebenskraft, dem schimpflichen Tode eines Ehrlosen näher und näher brachten. Ich bin den

feindlichen Kugeln hundert mal mit frischem Mute entgegengegangen, belebt von fröhlicher Kampfslust, aber machtlos dem Tode durch Henkershand entgegen zu harren ist fürchterlich, nur wer es erlebt hat, begreift das, nur der weiß die Rettung zu schätzen. O meine liebe Freundin, wie freue ich mich Sie wiederzusehen! Doch mein Retter, jener edle Mann, von dem ich nie wieder etwas erfahren konnte, wo ist er, wo ist er?

Margarethe. Ihn deckt das Grab seit kurzem, er ist der Vater des jungen Mannes, für den ich eben bat.

Oberst (aufschreiend). Eschenburg, ja Eschenburg! Daß mir das nicht auffiel! Aber der junge Mensch trat mir so trotzig gegenüber daß ich nicht zu einer Frage kommen konnte, selbst wenn mir die Gleichheit des Namens aufgefallen wäre.

Margarethe. Ja trotzig ist er, aber edel und brav, und wer ihn anders geschildert, hat ihn verleumdet.

Oberst (sieht nach der Uhr, eilig). Fünf Uhr vorüber, es ist die höchste Zeit, erwarten Sie mich hier, ich bringe ihn hieher. (Geht, kehrt wieder um.) Ich bin nicht undankbar, wahrhaftig nicht undankbar, ich will es Ihnen beweisen. Ich bringe ihn, aber ich rechne darauf daß Sie mich hier erwarten. (Stürzt ab.)

Margarethe (allein, trocknet sich eine Thräne). Eine gute That bleibt nicht unbelohnt, sie trägt ihre Früchte, wenn auch zuweilen spät. Wie sonderbar das Schicksal die Menschen zusammenführt; damals mußte ich dem Vater bei einem Liebeswerke helfen, den ich seitdem nie wieder gesehen habe, jetzt befreit mich der Sohn von öffentlicher Schmach und des Vaters Gutthat rettet ihn vom sichersten Verderben. Ja ja, es ist eine lenkende Hand, die die Geschicke der Menschen verknüpft! (Wirft einen Blick nach oben, nach kurzer Pause:) Und wenn ich diese lenkende Hand erkenne, soll ich hierbei stehen bleiben? Soll ich die beiden jungen Leute ihrem Schicksale überlassen? Ist das nicht alles ein Wink Gottes daß er meine Vermittlung erwählt hat, um zwei Menschen

glücklich zu machen? Und doch bangt mir davor! Wenn ich hintrete vor den Vater, wie wird er mich aufnehmen, was wird er erwidern? Und wenn er jetzt käme und sähe mich mit verweinten Augen? (Wischt sich die Augen aus.)

Siebenter Auftritt.

Margarethe. Klotilde.

Klotilde (in höchster Spannung). Der Oberst ist fort, ich sah ihn gehen. Sie weinen? Sie haben nichts ausgerichtet —?

Margarethe (reicht ihr die Hand). Beruhigen Sie sich, er wird freikommen.

Klotilde (freudig aufschreiend). Frei? Frei?

Margarethe. Frei.

Klotilde (freudig, tief aufatmend). O mein Gott! (Etwas zaghaft.) Und —?

Margarethe. Ohne Opfer von Ihrer Seite.

Klotilde. O wie soll ich Ihnen danken! (Will ihr die Hand küssen.)

Margarethe. Nicht so, gönnen Sie mir eine Umarmung, ich könnte ja Ihre Mutter sein. (Umarmung.)

Achter Auftritt.

Vorige. Präsident (von links).

Präsident. Ist nicht der Kammerrat hier? (Langsam, etwas befremdet.) Er hat nach mir gefragt?

Klotilde. Lieber Vater, unsere Nachbarin, von der ich dir schon gesprochen.

Margarethe. Herr Präsident, es ist Ihnen vielleicht auffallend Ihre Tochter in einer so vertrauten Stellung mit einer Ihnen gänzlich Unbekannten zu finden?

Präsident (höflich). Nicht doch, Mademoiselle!

Margarethe. Ich habe das Fräulein liebgewonnen, recht lieb, das mag meine Vertraulichkeit entschuldigen.

Präsident. Meine Tochter kann nur gewinnen durch die Gunst, die ihr von würdigen Damen bezeigt wird.

Margarethe. Sie wenden also nichts dagegen ein daß ich Klotilden liebe?

Präsident (verlegen). Wie sollte ich, ich weiß ja gar nicht —

Margarethe. Auch wenn meine Liebe mich unbescheiden macht und mich zu einer Bitte an Sie veranlaßt?

Präsident. Mademoiselle, Sie setzen mich einigermaßen in Verlegenheit —

Margarethe (die bisher etwas ängstlich war, mutiger). Es ist eine gute Stunde eben, die vielleicht so bald nicht wiederkommt. Herr Präsident, Ihre Tochter liebt — setzen Sie den Wünschen ihres Herzens kein Hindernis entgegen.

Klotilde (leise). Was thun Sie?

Präsident (gezwungen). Mademoiselle, das sind Familienangelegenheiten —

Margarethe (immer mutiger). In die ich mich nicht mischen sollte? Vielleicht habe ich doch den Beruf meine Stimme hier zu erheben, denn ich habe es wie wenig andere gefühlt, was es heißt den Zweck des Lebens zu verfehlen, das Glück der Liebe zu entbehren, gefühlt, wie hart es ist einsam durch das Leben zu wandern, ungeliebt Jahr für Jahr älter zu werden, unbeweint der letzten Stunde entgegenzuharren. Wenn ich ein armes Mädchen sehe, dem die Verhältnisse, die Vorurteile das schönste, ja das einzige Glück des Lebens verkümmern wollen, möchte ich sie in die Arme schließen, möchte für sie eintreten und alle Hindernisse bekämpfen. Darum verargen Sie es mir nicht daß ich das Wort für Ihre Tochter

nehme und Sie bitte, Sie beschwöre: machen Sie das Kind nicht unglücklich, geben Sie ihr den Geliebten.

Präsident (gezwungen). In der That, Mademoiselle, es ist seltsam — Sie beurteilen die Verhältnisse von Ihrem Standpunkte aus, ich stehe auf einem andern.

Margarethe. Und haben Sie immer auf diesem andern gestanden? Gab es keine Zeit Ihres Lebens, wo Sie dachten wie ich, wo Sie abgeschmacktes Vorurteil nannten, was Sie heute Verhältnisse heißen, wo Sie die Grausamkeit der Menschen verdammten, die Ihren heißesten Wünschen eine eiserne Verweigerung entgegensetzten?

Präsident (betroffen, aufgeregt). Mademoiselle, Sie berühren da Dinge —

Margarethe (immer wärmer). Entsinnen Sie sich eines Oktobertages vor sechsunddreißig Jahren, wo Sie vor Ihrem Vater auf den Knieen lagen und ihn mit heißen Thränen beschwuren Sie nicht von dem Mädchen Ihres Herzens zu trennen!

Präsident (mit wachsender Aufregung). Was ist das?!

Margarethe (ununterbrochen fortfahrend). Wo Sie von seinem starren Nein zur Verzweiflung getrieben daran dachten sich und Ihrer Geliebten den Tod zu geben?!

Präsident. Wer hat Ihnen gesagt —?

Margarethe. Ihre Geliebte entriß Ihnen die Pistole, ihren Thränen gelang es Sie zu beruhigen, ihre Bitten hielten Sie von verzweifelten Schritten zurück und führten Sie wieder in die Arme Ihrer Eltern, die Ihnen mit ihrem Fluche gedroht hatten —!

Präsident (erschüttert). O mein Gott!

Margarethe. Sie haben die Macht der Liebe gekannt, Sie haben die Grausamkeit der Vorurteile empfunden, die sich dem Glücke der Herzen entgegenstellen, wollen Sie an Ihrer Tochter die Liebe verdammen, die Sie selbst einst mit so hohem Feuer beseelte, wollen Sie ihr mit derselben Unbiegsamkeit entgegentreten, die Sie einst so unglücklich gemacht hat?

Präsident. Wer verriet Ihnen das Geheimnis meines Lebens? Wer sind Sie?

Margarethe (weich). Es war eine harte Stunde als Sie sich von dem Mädchen Ihres Herzens trennen mußten — es war eine Trennung auf ewig — Sie hofften auf kein Wiedersehen — aber des Himmels Wege sind wunderbar.

Präsident (reißt sie mit beiden Händen einen Schritt vor, sieht ihr tief ins Auge). Margarethe!

Margarethe (wendet sich ab, sehr weich). Den Ton habe ich in sechsunddreißig Jahren nicht gehört.

Präsident (weich und langsam, hält ihre Hand). Margarethe, du bists?

Margarethe. Wollen Sie es mir verargen daß ich dieses Mädchen liebte, daß ich für sie sprach, die ich einst hoffen durfte die Mutter Ihrer Kinder zu werden?

Präsident. Margarethe, ich sehe dich wieder? Und wie ist es dir ergangen? Bist du wirklich so einsam geblieben? Kein anderer Mann hat dich den Jüngling vergessen machen, der zuerst dein Herz wärmer schlagen lehrte?

Margarethe. Ich konnte keinem andern die Hand reichen, denn Ihr Bild wich nicht aus meiner Seele. Und ich war nicht ganz unglücklich, blieb mir doch die Erinnerung recht warm und treu geliebt worden zu sein.

Präsident (immer wehmütig). Wie ein Vorwurf klingt mir jedes Wort von dir. Deine Liebe zu mir hat dich das Glück des Lebens verfehlen lassen. Ach ich bin auch nicht glücklich gewesen. Man nötigte mich zu einer Ehe aus Verhältnissen — sie war frostig und ohne Liebe, der Tod hat sie bald getrennt. Ich stürzte mich in den Strudel der Geschäfte, die Welt hat mich kalt und ernst gemacht, hat eine Rinde um mein Herz gezogen die nur selten erschüttert wird.

Margarethe. Still still von der Vergangenheit, von Erinnerungen! Machen Sie mich nicht weich!

Klotilde (umarmt Margarethen). Meine Freundin, meine Mutter! (Umarmt den Präsidenten.) Vater, mein teurer Vater, hat

es Ihre Tochter nie um Sie verdient daß Sie Ihr Herz ihr öffneten?

Präsident. Ruhig, mein Kind, der Mann verschließt vieles in sich, wofür das Weib der Mitteilung bedarf.

Neunter Auftritt.

Vorige. Dietrich (kommt eilig).

Dietrich. Mademoiselle — ich bitte allerseits um Verzeihung — dies Schreiben ist eben abgegeben worden, man machte es eilig!

Margarethe (öffnet rasch das Paket, das ihr Dietrich gab, in welchem zwei Urkunden befindlich sind).

Klotilde. Sie sind bewegt, mein lieber Vater?

Präsident. Recht tief im Innersten, aber es thut mir wohl.

Margarethe (giebt Dietrich eine Urkunde). Das ist für Sie!

Dietrich (der bescheiden hinten stand). Für mich? (Liest im Hintergrunde.)

Klotilde (zu Margarethen). O hätte ich ahnen können, welch unerklärliches etwas es war, das mich zu Ihnen zog, wenn ich Sie am Fenster erblickte.

Margarethe. Ging es mir denn anders? Es waren ja die Züge Ihres Vaters, die mir in Ihnen entgegentraten.

Präsident. Margarethe, hast du mir vergeben?

Margarethe. Was?

Präsident. Daß ich dich um das Glück deines Lebens gebracht?

Margarethe. Welch ein Wort! Haben Sie nicht mit mir gelitten?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Oberst, Ewald.

Oberst (stürmt herein). Da ist er, ich kam noch zur rechten Zeit, ehe er geschworen, da haben Sie ihn!

Klotilde (f. s.). Ewald.
Margarethe (zu ihr). Er ist frei!
Ewald. Herr Oberst, wie soll ich Ihnen danken?

Oberst. Still, Junge, den Dank hat dein Vater schon vor achtundzwanzig Jahren wett gemacht und ich bleibe immer noch in deiner Schuld! Aber ich werde sie dir abtragen, verlaß dich darauf, du kannst auf mich rechnen wie auf einen Freund in Not und Tod! (Zu Margarethe.) Habe ichs nun recht gemacht?

Margarethe. Vortrefflich, jetzt wollen wir weiter für den jungen Mann sorgen. Herr Eschenburg, hier ist Ihr Pachtvertrag. (Giebt ihm die andere Urkunde.) Und — Herr Präsident —? (Sieht diesen bittend an.)

Präsident (weich). Ja ja!

Margarethe. Da steht Ihre Braut!

Ewald. Wie? Was machen Sie mit mir?
Klotilde. Meine beste Mutter.
Oberst. Was ist das?

Ewald. Ist es Traum, ist es Wahrheit? Herr Präsident?

Präsident (reicht ihm die Hand und führt ihn zu Klotilden). Machen Sie mein Kind glücklich, ich segne Sie!

Ewald. Wirklich? Nun, wenn treue Liebe glücklich machen kann, soll sie es werden. Klotilde, meine Klotilde!

Klotilde. Das ist zu viel! Von der tiefsten Trauer plötzlich zur höchsten Freude, ich trage es kaum! O mein Vater!

Oberst (für sich). Ja so, jetzt begreif' ich, gegen den komme ich freilich nicht auf.

Klotilde. Und alles das verdanken wir dieser edeln Frau. Ewald, wir wollen sie ehren wie unsre Mutter!

Ewald. Auf den Händen will ich sie tragen!

Dietrich (kommt vor und küßt ihr die Hand). O Sie edelmütige Freundin, wo nehme ich Worte her!

Oberst. Wie? Alles dankt? Und ihr wißt noch gar nicht, wie sehr sie auch mich verpflichtet hat.

Margarethe. Laßt es gut sein, laßt es gut sein, ihr macht mich weich — giebt es doch auch im Leben einer alten Jungfer noch schöne Tage! (Zum Präsidenten.) Heinrich, Andere glücklich machen heißt selbst glücklich sein.

Präsident. Und was bleibt uns?

Margarethe (reicht ihm die Hand). Die Erinnerung — und die Freude an ihrem Glücke.

Der Vorhang fällt.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Preis 1 Mk.

Roderich Benedix

Volkstheater.

12. Band.

Das Konzert.

Lustspiel in 4 Aufzügen.



Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1882.

Roderich Benedix:

Volkstheater.

Ausgewählte grössere Lustspiele.

Zwölfter Band:

Das Konzert.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1882

Das Konzert.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Von

Roderich Benedix.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1882

Der Besitz dieses Buches giebt keiner öffentlichen Bühne das Recht zur Aufführung eines der darin enthaltenen Stücke. Dieses Recht muß von den unterzeichneten Rechtsnachfolgern des verstorbenen Verfassers besonders erworben werden.

Die Roderich Benedixschen Erben.

Das Konzert.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Schwarz, ein reicher Weinhändler.
Emilie, seine Nichte
Becker, Syndikus.
Linsing, Tuchhändler.
Weiß, Notar.
Frau Birkenfeld, Witwe.
Blau, Aktuarius.
Otto Rosenau.
Gerstheim, Redacteur einer Zeitung.
Frau Blandini, Sängerin.
Friedrich Horstmann, Musiker.
Traube, } Diener musikalischer Gesellschaften.
Fuchs, }
Kellner. Dienstmädchen.

Erster Aufzug.

Oeffentlicher Garten. Hinten einige Tische mit Stühlen, wie sie in öffentlichen Gärten gebräuchlich sind. Vorn rechts*) und links Gebüsche, vor dem linken ein Tisch mit Stühlen. Zuweilen Musik in der Ferne, die aber so leise sein muß daß sie durchaus die Handlung nicht stört.

Erster Auftritt.

Gerstheim (steht in der Mitte der Bühne und zündet sich eine Zigarre an). Verliert man einmal die gute Laune, darf man sich nur Sonntags nachmittags in einen öffentlichen Garten begeben und die Menschen beobachten, man findet sie sicher wieder. Unter dem Vorwande sich zu unterhalten strömen die Leute hier zusammen, und jeder trägt seine eigentümliche Narrheit zur Schau, indem er sich doch viel Mühe giebt sie zu verbergen und wunders glaubt, wie gut ihm das gelingt. (In die Scene sehend.) Dort wandelt der Naturfreund Fichtner und bricht jeden Augenblick in einen Ausruf des Entzückens aus über die Herrlichkeit der „Mutter Natur" — dabei kann er keine Eiche von einem Kirschbaum, keinen Hafer von Weizen unterscheiden. Da in der Laube sitzt der Kommerzienrat Herrmann, der sich für hypochondrisch hält, weil er des Tages nur fünf und nicht zehn mal essen kann. Dort wandelt der Professor

---

*) Rechts und links sind immer vom Zuschauer aus angenommen.

Vorthal, der für Freiheit schwärmt und donnernde Reden gegen die Zwingherrschaft hält, während er demütig unter dem Pantoffel seiner keifenden Haushälterin steht. Und da kommt gar ein Kunstenthusiast auf mich zu, doch dem will ich — (wendet sich zum Gehen, bleibt aber wieder stehen, lachend) — nein, ich will ihm nicht aus dem Wege gehen, habe ich doch heute nichts Besseres zu thun als mich an den Narrheiten der Leute zu ergötzen. Er wird mir doch höchstens mitteilen, wie Vortreffliches die musikalische Gesellschaft Euterpe leistet, der er angehört, und wie verdorben dagegen der Geschmack der Gesellschaft Polyhymnia ist. Ohne die Eifersüchteleien der beiden Gesellschaften hätte ja ihr musikalisches Treiben nur den halben Reiz.

Zweiter Auftritt.

Gerstheim. Linsing (von rechts).

Linsing. Guten Morgen, Doktor!

Gerstheim. Ei Herr Linsing, — wie sind Sie eingepackt? Ueberrock und Shawl bei diesem Wetter?

Linsing. Hm, der Mai pflegt noch immer etwas kühl zu sein in unsrer Gegend.

Gerstheim. Pah, wir haben heute achtzehn Grad Wärme.

Linsing. Ja, an dem Thermometer, aber nicht für das Gefühl.

Gerstheim. Wickeln Sie nur den Shawl los, Sie werden die Wärme schon empfinden.

Linsing. Meinen Sie ich könnte es wagen?

Gerstheim. Entschlossenheit ziemt dem Manne.

Linsing. Sie wissen daß meine Stimme —

Gerstheim. Etwas empfindlich ist, aber achtzehn Grad Wärme kann sie schon aushalten. Herunter mit dem Tuche!

Linsing (wickelt einen wollenen Shawl, den er noch über das Halstuch trägt, langsam los, dann atmet er tief). Hm hm, Sie haben Recht, die Luft ist angenehm. (Singt ein paar Töne.) Es geht so ziemlich. (Singt.) Ein wenig belegt. (Singt.) Es wird sich machen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Becker (kommt eifrig von rechts).

Becker. Linsing, ich bin fertig mit der neuen Ballade — guten Morgen, Doktor — ich bin fertig und es ist mir gelungen —

Gerstheim. Einen neuen Zweig in den Kranz Ihrer Unsterblichkeit zu flechten, ich zweifle nicht.

Becker. Doktor, Sie sind ein verdammter Kerl.

Gerstheim. Ich?

Becker. Sie sagen das in einem Tone und mit einem Gesichte daß man nicht weiß, sprechen Sie im Ernste oder ironisch.

Gerstheim. Ich ironisch? Schauen Sie mich doch an, kann ein Mensch ehrlicher aussehen als ich; wo käme bei mir die Ironie her?

Linsing. Zieht es nicht hier etwas?

Becker. Wenn ich Ihnen glauben soll, dann thun Sie mir auch den Gefallen und kommen heute abend mit zu mir, Linsing soll die neue Ballade singen, Sie müssen sie hören.

Gerstheim. Haben Sie noch von Ihrem guten Rüdesheimer?

Becker. Gewiß.

Gerstheim. Ich werde kommen.

Becker. Das klingt wieder so spöttisch.

Gerstheim. Ich über Ihren Rüdesheimer spotten? Nein, ernste Dinge sind mir heilig.

Becker. Gehen Sie, mit Ihnen wird man nicht fertig — Linsing, Sie werden Ihre Freude haben.

Linsing. Zieht es hier nicht etwas?

Becker. Ich habe die Ballade ganz für Ihre Stimme berechnet. Das hohe B ist Ihr Glanzpunkt, es kommt sieben mal vor. Und eine heruntersteigende Figur bis zum tiefen C daß Sie den Umfang Ihrer Stimme im schönsten Lichte zeigen können. Die Polyhymnianer werden sich ärgern, denn einen Komponisten haben sie doch nicht in ihrer Gesellschaft.

Linsing. Es kommt mir wahrhaftig vor, als wenn es etwas zöge!

Gerstheim. Rossinischer Stil?

Becker. Hm annähernd — so ziemlich genau — man könnte fast sagen — wenn es nicht Vermessenheit wäre sich mit dem hohen Meister zu vergleichen —

Gerstheim. Sie hätten ihn übertroffen!

Becker (selbstgefällig). Pfui, Doktor, Sie wissen, wie fern mir jede Unbescheidenheit ist — aber ich habe einen Uebergang nach G-moll darin, der ihm wahrhaftig Ehre machen würde.

Linsing. Gehen wir in den Saal!

Becker. Bei dem prachtvollen Wetter?

Linsing. Es zieht wahrhaftig. Ich beobachte schon seit geraumer Zeit dort die Silberpappel, und ihre Blätter bewegen sich fortwährend. Es zieht wahrhaftig. (Singt ein paar Töne.) Ich fühle schon, wie meine Belegtheit zunimmt.

Becker. So kommen Sie ja in den Saal, Sie müssen die Ballade heute singen und also bei Stimme sein. Gehen Sie mit, Doktor!

Gerstheim. Lassen Sie mich hier, meine drei Finger, die ich zum Schreiben brauche, werden nicht heiser, wenn es noch so zöge.

Becker. Also bis zum Abend! (Geht mit Linsing.)

Gerstheim. Ich werde nicht ausbleiben. He Linsing!

Linsing (dreht sich um). Hm?

Gerstheim. Wickeln Sie doch das Tuch wieder um, dort an der Birke hat sich eben auch ein Blatt bewegt.

Linsing. Sehen Sie, daß ich Recht hatte? (Wickelt im Gehen sein Tuch um. Mit Becker ab.)

Gerstheim (allein). Zwei prächtige Närrchen! Der eine bewahrt seine sieben bis acht dünnen Tenortöne vor dem leisesten Lüftchen, die feinste Dame kann ihren zarten Teint nicht sorglicher vor den Sonnenstrahlen schützen! Der andere komponiert unermüdlich, ohne jemals einen musikalischen Gedanken zu haben. Und beide hegen das stolzeste Selbstbewußtsein von der Bedeutsamkeit ihrer Talente. Glückliche Kerle! Besteht das meiste Glück im Leben doch in der Einbildung! Doch sieh da, meine schöne Witwe mit dem Aktuarius Blau. Der Herr macht sich seit einiger Zeit viel um sie zu thun und wüßte ich nicht daß er aus übergroßer Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zum Packesel aller seiner Bekannten geworden ist, ich könnte eifersüchtig werden. Eifersüchtig? (Lachend.) Nein, Minna hat doch zu viel Geist, als daß mir der gefährlich werden könnte.

Vierter Auftritt.

Gerstheim. Frau Birkenfeld, Blau (spazieren gehend).

Blau. Sieh, da finden wir ja unsern Doktor!

Frau Birkenfeld. Den abscheulichen Menschen? Gehen wir vorbei, ich will ihn nicht sehen.

Gerstheim (tritt ein paar Schritte zurück und verbeugt sich).

Frau Birkenfeld (bleibt stehen). Was soll nun das wieder?

Gerstheim. Die Abscheulichkeit macht der Holdseligkeit Platz, damit deren Auge nicht durch den häßlichen Anblick beleidigt werde.

Blau. Was hat der arme Doktor denn wieder gesündigt?

Frau Birkenfeld. Er braucht nichts Einzelnes zu sündigen, denn er ist durch und durch abscheulich, spöttisch, kalt, ohne Gefühl für Poesie.

Gerstheim. Das reine Widerspiel von Ihnen. Sie besitzen alle die schönen Eigenschaften, die Sie mir absprechen. Wir ergänzen Eines das Andere, Sie müssen sich täglich mehr überzeugen daß wir für einander geschaffen sind.

Frau Birkenfeld. Wie verschieden wir fühlen und denken, haben Sie mir in der letzten Nummer Ihrer Zeitung bewiesen, als Sie über Rossini schrieben.

Gerstheim. Wie so?

Blau. Was hat er denn geschrieben?

Frau Birkenfeld. Gelobt hat er die flache, inhaltlose Musik Rossinis.

Gerstheim. Erlauben Sie —

Frau Birkenfeld. Nein, ich erlaube es Ihnen nicht. Ein Mensch, der so oft Gelegenheit hat in den Konzerten der Polyhymnia Beethoven zu hören, wie kann der an diesem italienischen Firlefanz Gefallen haben? Sie sind imstande auch Bellini und Donizetti schön zu finden?

Gerstheim. Zuweilen, warum nicht?

Blau. Das ist stark.

Frau Birkenfeld. Nun fragen Sie mich nicht wieder, warum ich diesen Menschen abscheulich heiße. Ich glaube, Sie haben sich zur Partei der Euterpe geschlagen.

Blau. Ich will nicht hoffen —

Gerstheim (lächelnd). So lange Sie auf der Seite der Polyhymnia stehen —

Frau Birkenfeld. O mit Schmeicheleien macht man nichts gut. Haben Sie nicht neulich die kleine Emilie Schwarz gelobt, als sie in einem Konzerte der Euterpe gesungen hatte?

Gerstheim. Sie hatte gut gesungen.

Frau Birkenfeld. Kommen Sie, Aktuarius, mit diesem Menschen ist nicht zu streiten, er hört niemals auf Gründe. Als wenn in einem Konzert der Euterpe jemals gut gesungen werden könnte, dieser Euterpe, die dem verdorbensten Geschmacke huldigt.

Gerstheim (immer ruhig und lächelnd). Erlauben Sie —

Blau. Die nichts als Rossini und Bellini kennt!

Frau Birkenfeld. Die keine Ahnung von Bach, Haydn, Mozart hat!

Gerstheim. Richtig!

Blau. Die bloß Melodie will und nichts anderes von der Musik.

Gerstheim. Ganz recht!

Frau Birkenfeld. Die Beethoven nie auf ihrem Programm hat.

Blau. Weil sie unfähig ist in seinen Geist einzudringen.

Gerstheim. Kann sein.

Frau Birkenfeld. Deren erste Sängerin keinen Begriff von Portamento hat!

Blau. Die nichts als Triller und Koloraturen kennt!

Frau Birkenfeld. Der dramatischer Ausdruck ein böhmisches Dorf ist.

Blau. Und die es doch wagt in einer Stadt öffentlich aufzutreten, wo unsere Freundin hier als Stern erster Größe glänzt.

Gerstheim. Schön gesagt, Herr Aktuar; aber es giebt auch Sterne zweiter, dritter, vierter Größe und so weiter, und daß sie alle zusammen flimmern, jeder mit dem Lichte, das er besitzt, macht eben den Himmel so schön.

Frau Birkenfeld. O ich lasse mich mit schönen Worten nicht abspeisen. Sie sind ein Anhänger der Euterpe geworden, leugnen Sie nicht. Wir sahen Sie ja eben von fern mit Linsing und Becker sprechen, diesen eingefleischten Euterpianern.

Gerstheim (lächelnd). Dürfte ich nach einer Seite mich wenden, Sie wissen, schöne Frau, wohin mich mein Herz zieht.

Frau Birkenfeld. Redensarten! Sie wollen ein Herz haben und ein Herz für mich und loben die kleine Emilie Schwarz?

Gerstheim. Muß ich als Kritiker nicht gerecht sein? Ich darf mich zu keiner eurer musikalischen Parteien schlagen,

die Kritik muß über den Parteien stehen. Bin ich gerecht, so sein Sie es auch gegen mich.

Frau Birkenfeld. Ich bin gerecht gegen Sie, wenn ich schließe wie ich angefangen: Sie sind ein abscheulicher Mensch, gehen Sie! Aktuarius, Ihren Arm. Die Musik spielt wieder eine Cavatine von Rossini, bestellen wir etwas Würdigeres! (Mit Blau ab.)

Gerstheim (ihr nachsehend). So lange Sie noch zornig sind, schöne Frau, geht alles gut. Sie sind näher daran die meinige zu werden als Sie denken. Der Faden, an dem ich Sie halte, ist lang, Sie bemerken ihn nicht und wähnen sich frei, aber eine gute Gelegenheit wird ihn verkürzen — und Sie werden sich gefangen sehen. (Lachend.) Der gute Aktuarius scheint im Ernste mein Nebenbuhler werden zu wollen und ich kann es ihm nicht verdenken, denn die fetten Zinsen der schönen Witwe würden eine prächtige Zuthat zu seinem magern Gehalte geben, aber, guter Aktuarius, jeder ist sich selbst der nächste — und ich muß Sie aus dem Felde schlagen. — Ah da kommt ja Schwarz mit Emilie und Freund Otto.

Fünfter Auftritt.

Gerstheim. Schwarz, Emilie, Otto Rosenau, Kellner (trägt Wein und Gläser).

Schwarz. So, hieher, mein Sohn, hier ist ein stilles Plätzchen, ich liebe es nicht unter der Menge zu sitzen.

Gerstheim (beiseite). Damit er nicht hört, wie sie über seinen schlechten Wein schimpfen.

Kellner (stellt das Mitgebrachte auf den Tisch links und entfernt sich).

Otto (führt Emilien am Arme nach dem Tische, sobald er Gerstheim erblickt, läßt er sie rasch los). Sieh da, Hermann, ich habe dich seit mehreren Tagen nicht gesehen, wo hast du gesteckt?

Gerstheim. Eine Unpäßlichkeit fesselte mich an das Zimmer, ich gehe heute zum erstenmale aus. Deshalb war

ich auch verhindert dir meinen Glückwunsch zu deiner Verlobung zu bringen.

Otto. Ach ja. (Stellt ihm Emilie vor.) Meine Braut.

Gerstheim. Mein Fräulein, seit drei Tagen befinden Sie sich in der glücklichsten Zeit Ihres Lebens, möge diese recht lange dauern.

Otto. Das ist ein verdammter Wunsch, ich denke den Brautstand so viel als möglich abzukürzen.

Gerstheim. Du hast Unrecht!

Otto. Wie so?

Gerstheim. Nur das Streben und Hoffen macht glücklich, nicht das erreichte Ziel. Darum ist der Brautstand die glücklichste Zeit.

Otto. Dann sollte man amende nie zur Ehe schreiten und lebenslang im Brautstand verharren?

Gerstheim. Allerdings, das Paradies würde auf Erden wiederhergestellt werden.

Otto (lachend). Dein Paradies ist ein überwundener Standpunkt, ich huldige dem Fortschritt und will versuchen ob meiner Emilie nicht auch die Ehe wie ein Stückchen Paradies vorkommt. Sie müssen dem närrischen Menschen seine Rede nicht übeldeuten, er hat es von jeher geliebt, absonderlich zu sein.

Gerstheim. Besser absonderlich als nicht sonderlich.

Schwarz (hat indessen die Gläser und Flaschen geordnet und eingeschenkt). Nun laßt die Redensarten und setzt euch. Doktor, Sie trinken ein Glas mit aus meinem Keller?

Gerstheim. Aus dem großen oder dem kleinen?

Schwarz. Donnerwetter, aus dem kleinen, dem Privatkeller.

Gerstheim. Dann lasse ich mirs gefallen.

Alle (setzen sich. Gerstheim, Schwarz, Emilie, Otto).

Schwarz. Sie wollen doch damit nicht sagen daß meine Weine im großen Keller nicht gut —?

Gerstheim. Bester Herr Schwarz, berühmter Weinhändler, ich will gar nichts sagen, als daß Sie jedenfalls ein guter Christ sind und die Lehre befolgen: prüfet alles und

das beste behaltet. Was Sie also in Ihrem Privatkeller für sich behalten haben, wird wohl das beste sein. Nun sage, Otto, wie gefällt es dir in deiner Vaterstadt?

Otto. Ich hoffe, es soll mir noch recht gut gefallen.

Schwarz. Es soll erst? Also erst in der Zukunft? Donnerwetter, was haben Sie an Ihrer Vaterstadt auszusetzen?

Gerstheim. Nichts als daß sie seine Vaterstadt ist.

Schwarz. Was soll das heißen?

Gerstheim. Fremder Leute Brot schmeckt den Kindern wie Kuchen, wir halten das Ferne, das Fremde immer für schöner.

Otto. Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung. Denken Sie, in meinem zwölften Jahre bin ich von hier fortgekommen, habe ganz Europa durchreist, habe dann jahrelang in der Residenz gelebt, natürlich kommt es mir anfangs hier etwas — nicht einförmig, aber einsam, still, gleichmäßig vor. Ich bin in meiner Vaterstadt fremd geworden, muß mich erst wieder eingewöhnen.

Gerstheim. Warum bist du nicht in der Residenz geblieben? Bei deinem großen Vermögen —

Otto. Lieber Freund, in der Residenz langweilte ich mich. So ohne Amt, ohne bestimmte Beschäftigung, und ganz alleinstehend durch das Leben zu gehen, ermüdet unendlich. Ich fing an, übersättigt zu werden, blasiert mit dem Kunstausdrucke, und ich beschloß mein Leben wieder aufzufrischen, ja ein ganz neues Leben anzufangen, ehe es zu spät würde. Ich erinnerte mich, daß mein Vater mir hier ein schönes Haus in der Stadt und ein schönes Landgut in der Nähe hinterlassen hat, das will ich nun selbst bewirtschaften, will verbessern, will Obstzucht treiben, Baumpflanzungen anlegen, will im Winter in der Stadt wohnen, will Gemeinderat werden und meine Kräfte, meine Thätigkeit dem allgemeinen Wohle widmen. Schon der Gedanke, schon die Vorbereitungen zu diesem neuen Leben, die ich in den vier Wochen meines Hierseins getroffen, haben mich zu einem andern

Menschen gemacht. Thätigkeit allein ist Leben, das fühle ich recht lebhaft. Und ich werde auch nicht mehr allein stehen, will mir ein Haus, eine Familie gründen, und mein liebes Bräutchen hier —

Gerstheim. Das hat sich ja recht schnell gemacht!

Otto. Schnell? O nein! Ich kam mit dem festen Entschlusse hieher, eine Frau zu nehmen, ich sah Emilien, und (galant, ohne Wärme) wer kann sie sehen ohne sie zu lieben! (Küßt ihr die Hand.) Herr Schwarz nahm meine Bewerbung freundlich auf — und vorgestern wurden wir verlobt; das ist so einfach wie möglich.

Schwarz. Recht, Herr Schwiegersohn, einfach und rasch! Emilie ist gut erzogen, an pünktlichen Gehorsam gewöhnt, Sie bekommen eine tüchtige Hausfrau an ihr. Verdammt, da spielen die Kerle wieder ein Adagio von Beethoven. Wer nur das traurige Zeug hören mag. Sicher hat der Notar Weiß oder die Frau Birkenfeld sich das Ding bestellen lassen. Diese Leute von der Polyhymnia können nicht Beethoven genug hören.

Otto. Ei was haben Sie gegen Beethoven, Schwiegervater?

Gerstheim. Welche Frage, Otto! Herr Schwarz gehört zur Euterpe und für einen echten Euterpianer ist Beethoven ein überwundener Standpunkt, wie du eben sagtest, er schwört nur auf Rossini.

Otto. Kümmern Sie sich denn überhaupt so ernstlich um Musik, Schwiegervater?

Gerstheim. Weißt du denn nicht daß Herr Schwarz zum Vorstande der Euterpe gehört und in deren Konzerten die Pauken schlägt?

Otto. Die Pauken?

Schwarz. Ja Herr Schwiegersohn, ich schlage die Pauken. Ich bin in der Jugend in der edlen Tonkunst etwas vernachlässigt worden und als mir später der musikalische Sinn aufging, war ich zu alt um noch ein anderes Instrument zu lernen, so habe ich mich denn auf die Pauken gelegt.

Gerstheim. Ich glaube, es war ein dunkler, geheimnisvoller Zug Ihres Talentes, der Sie auf die Pauken führte.

Schwarz. Wie meinen Sie das?

Gerstheim. Sie, ein so kräftiger Mann, mit Ihrem derben, entschiedenen Wesen, mußten auch ein kräftiges, derbes Instrument spielen. Denken Sie sich mit der Violine oder Flöte in den höchsten Tönen herumseufzend, das hätte Ihnen doch nicht angestanden!

Schwarz (lachend). Sie haben Recht, Doktor; Donnerwetter, der dicke Schwarz, dem die Leute nachsagen, er sei ein grober Kerl, mit der Flöte, das wäre nicht gegangen. Sie haben Recht, mein dunkles, geheimnisvolles Talent zog mich zu den Pauken.

Otto (lachend). Sie müssen entschuldigen, Herr Schwiegervater, in den vier Wochen meines Hierseins konnte ich noch nicht in alle Verhältnisse eingeweiht sein, und so ist mir Ihre Künstlerschaft unbekannt geblieben.

Schwarz. Hat nichts zu sagen. Jetzt im Sommer wird überhaupt wenig Musik getrieben, aber im Winter — Sie müssen sich in die Euterpe aufnehmen lassen.

Otto (munter). In die Euterpe, in die Polyhymnia, wohin Sie wollen.

Schwarz. Polyhymnia? Tausendsapperment, wollen Sie zum Feinde übergehen?

Otto. Zum Feinde? Wie so?

Gerstheim. Die Kriegslust ist dem Menschen angeboren, und da wir leider in der Politik Frieden haben, so lassen wir unserm kriegerischen Mute in Litteratur und Kunst freien Spielraum. Statt Blut fließt zwar nur Tinte, aber die Feindschaft ist nicht minder groß, als wenn Kanonen gegen einander donnerten.

Schwarz. Bittere Feindschaft! Wenn Sie mit der Polyhymnia in Verbindung treten ist es aus mit uns.

Otto. Aber so viel ich weiß sind mehrere meiner Bekannten und Freunde in der Polyhymnia?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fritz Horstmann (zeigt sich hinten, bleibt von den Anwesenden unbemerkt und verbirgt sich in der Laube rechts).

Schwarz (ohne Unterbrechung fortfahrend). Im gewöhnlichen Verkehr mag das angehen, aber in musikalischer Beziehung dürfen Sie keine Freunde unter den Polyhymnianern haben.

Otto. So werde ich mich neutral halten müssen.

Schwarz. Das mögen Sie vorderhand thun, aber wenn Sie uns erst kennen lernen werden Sie bald zur Fahne der Euterpe schwören. Nicht einmal ein paar ordentliche Pauken haben sie in der Polyhymnia, ein paar elende, erbärmliche Dinger, die wie hohle Töpfe klingen. Da sollen Sie die meinigen hören! Ich habe sie mit großen Kosten mir selbst aus Paris verschrieben. Der Ton so voll, so rund, so — so —

Gerstheim. So schmelzend?

Schwarz (zweifelnd). Schmelzend? Sollte man das vom Tone einer Pauke sagen können?

Gerstheim. Warum nicht? Wenn Sie so pianissimo wirbeln daß einem vor Rührung die Thränen in die Augen kommen, wie wollen Sie das anders als schmelzend nennen?

Schwarz. Sie mögen Recht haben. Und dann, wenn ich fortissimo darauf losdonnere daß die Wände wackeln, Donnerwetter —

Gerstheim. Richtig!

Schwarz. Was?

Gerstheim. Es klingt wie ein Donnerwetter.

Schwarz. Richtig, Doktor, Sie haben doch immer gute Einfälle. Sie könnten einmal in einer Rezension so etwas von dem schmelzenden Tone meiner Pauken einfließen lassen, der Baumeister Rösike, der in der Polyhymnia die alten Töpfe abmartert, würde vor Neid bersten.

2*

Gerstheim. Bester Herr Schwarz, wenn ich jemanden zum besten brächte, das wäre ja ein förmlicher Mord und könnte mir eine Kriminaluntersuchung zuziehen.

Schwarz. Spötter, der Sie sind. Und hier unsere Emilie müssen Sie hören, Herr Schwiegersohn, sie ist die erste Sängerin in der Euterpe. In der Polyhymnia haben sie die Frau Birkenfeld —

Gerstheim. Die übrigens auch gut singt —

Schwarz. Pah, es ist doch nichts gegen unsere Emilie.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Kellner.

Kellner. Herr Rosenau, Ihr Diener sucht Sie, er hat einen Brief von äußerster Wichtigkeit.

Otto. Erlauben Sie einen Augenblick! (Steht auf.) Wo ist er?

Kellner. Vorn im Saal, ich ging Sie aufzusuchen.

Otto. Kommen Sie. (Zur Gesellschaft.) Ich bin gleich zurück. (Mit dem Kellner ab.)

Gerstheim. Sie sind so still, mein Fräulein, noch kam kein Wort über Ihre Lippen. Finden Sie keinen Ausdruck für Ihr Glück?

Emilie (hat fortwährend gestrickt). Hm!

Schwarz. Pah sie seufzt; das machen die Mädchen immer so, wenn sie bald unter die Haube sollen. Donnerwetter, da spielen die Kerle wieder so ein trauriges Stück, sicher von dem verdammten Beethoven. Kommen Sie, Doktor, wir wollen etwas anderes bestellen, die Polyhymnianer sollen nicht allein das Feld behalten.

Gerstheim. Aber das Fräulein —?

Schwarz. Sie kann hier warten, wir sind bald zurück. Kommen Sie, die Kerle sollen uns etwas aus dem Barbier spielen! (Mit Gerstheim ab.)

Achter Auftritt.

Emilie, Fritz.

Emilie (nimmt das Tuch aus der Tasche und trocknet sich eine Thräne).

Fritz (kommt aus der Laube, sieht den Abgehenden nach und tritt dann vor Emilie).

Emilie (schrickt zusammen). Fritz!

Fritz. Ich bins.

Emilie. Du bist von deiner Reise zurück?

Fritz (finster). Seit gestern abend, ja!

Emilie. Was ist dir? Du bist so seltsam?

Fritz (nimmt eine Verlobungskarte aus der Tasche und zeigt sie ihr). Was ist das?

Emilie. Ach!

Fritz. Ist das wahr?

Emilie. Ja!

Fritz. Du bist verlobt?

Emilie. Ja!

Fritz. So leb' wohl. (Will gehen.)

Emilie. Fritz, warum gehst du?

Fritz. Was soll ich noch hier? Du bist die Braut eines Andern, er wird mir nicht erlauben ferner mit dir zu sprechen. Dein Bräutigam ist ein reicher Mann, ich bin ein armer Tonkünstler, wir gehören nicht mehr zusammen. Wenn ich dir künftig begegne, werde ich demütig den Hut vor dir abnehmen und höflich sagen: ich empfehle mich, Frau Rosenau.

Emilie (heftig). Nein nein, du sollst mich Emilie nennen, ich will nichts anderes von dir hören.

Fritz. Laß es nur gut sein, du wirst gar nichts mehr von mir hören, denn ich werde dich gar nicht mehr sehen.

Emilie. Was sagst du?

Fritz. Ich will fort!

Emilie. Wohin?

Fritz. Die Welt ist groß! Ich weiß nicht wo sich ein Plätzchen für einen armen Kerl finden wird.

Emilie. Ach Fritz, was soll aus mir werden, wenn du fortgehst?

Fritz. Aus dir? Die reiche Frau Rosenau! Was fragst du noch?

Emilie (weint). Du bist entsetzlich, ich kenne dich gar nicht wieder. Du sagst mir so harte Worte und in so hartem Tone, den habe ich niemals von dir gehört.

Fritz (gutmütig, setzt sich zu ihr). Du mußt nicht weinen, Emilie, das kann ich nicht sehen. Sieh, als ich gestern abend von meiner kleinen Reise zurückkam, fand ich deine Verlobungskarte. Es war mir, als bekäme ich einen Schlag auf den Kopf, ich las und buchstabierte die Namen wohl hundertmal, und wäre es nicht gedruckt gewesen, hätte ich es gar nicht geglaubt. Dann habe ich die ganze Nacht nicht geschlafen und so bin ich etwas verdreht, weine nicht, ich will keine harten Worte mehr sagen.

Emilie. Ach ich habe schon so viel geweint, seit ich verlobt bin, und muß immer weinen, wenn ich daran denke.

Fritz. Also liebst du deinen Bräutigam nicht?

Emilie. Lieben? (Sieht ihn an und schüttelt langsam mit dem Kopfe.)

Fritz. Nicht? Nun ich konnte mir es auch gar nicht denken, so wenig wie ich jemals eine andere lieben könnte.

Emilie (eifrig). Das darfst du auch nicht, du hast es mir versprochen.

Fritz. Versprochen?

Emilie. Hast du es schon vergessen? Es war vor zehn Jahren.

Fritz. Richtig! Dein Oheim hatte das Haus neben uns gekauft.

Emilie. Und wir sahen uns zuerst im Garten über den Zaun weg.

Fritz. Du warst damals eben acht Jahre alt.

Emilie (immer lebhafter in Erinnerung). Wir fanden bald einen Weg durch den Zaun.

Fritz (ebenfalls immer lebhafter). Und spielten mit einander.

Emilie. Braut und Bräutigam! Und damals versprachst du mir, niemals eine Andere zu lieben, ich weiß es noch wie heute.

Fritz. Es war eine schöne Zeit!

Emilie. Niemand wußte um das Loch im Zaune.

Fritz. Und wir sahen uns täglich —

Emilie. Im Garten oder vom Hinterfenster aus —

Fritz. Wie treue Nachbarskinder —

Emilie. Und ich habe nie mit andern Mädchen gespielt.

Fritz. Und ich mich nie mit andern Burschen abgegeben.

Emilie. So ist die Zeit vergangen, bis wir groß geworden sind.

Fritz. Ja und nun hat sie ein Ende.

Emilie. Nein nein, Fritz, wenn ich auch den Herrn Rosenau heiraten muß, ich werde dich doch immer lieb behalten.

Fritz (schüttelt mit dem Kopfe). Das darfst du nicht, das ist vorbei. Eine rechtschaffene Frau darf nur ihren Mann lieben und darum mußt du mich vergessen.

Emilie. Ach Fritz, das kann ich nicht, das kann ich wahrhaftig nicht.

Fritz. Das fühlst du, Emilie, und doch hast du in die Verlobung eingewilligt?

Emilie. Eingewilligt? Ach nein! Der Oheim hat mich weiter gar nicht gefragt. Er sagte mir, Herr Rosenau sei der Sohn seines Jugendfreundes, sei sehr reich, er liebe mich und ich solle ihn heiraten. Ich wollte Einwendungen machen, aber er entgegnete mir, ich würde ganz glücklich sein und müsse gehorchen. Du weißt daß er keinen Widerspruch duldet, hat er mich doch noch voriges Jahr einmal acht Tage bei Wasser und Brot eingesperrt, als ich im Konzerte nicht singen wollte. So bin ich verlobt, ohne eigentlich gefragt worden zu sein und Ja gesagt zu haben.

Fritz. Dein Oheim ist zwar hart und eigensinnig, aber hättest du nicht Kraft zum Widerstande gefunden, wenn du

an mich gedacht hättest? Ist dir nicht eingefallen daß du mit mir als meine Frau glücklicher werden könntest?

Emilie. Deine Frau? (Verwundert.) Das wäre ja niemals gegangen.

Fritz. Freilich bin ich jetzt noch arm, aber —

Emilie. Ach nicht deswegen!

Fritz. Nicht? Weshalb denn?

Emilie. Du gehörst ja zur Polyhymnia und ehe mein Oheim mich jemandem aus der Polyhymnia zur Frau gegeben hätte wäre die Welt eingestürzt.

Fritz. So weit treibt er seinen Haß? Und ich bin ja nicht einmal Mitglied der Polyhymnia.

Emilie. Aber du hältst zu ihr, du giebst der Frau Birkenfeld Unterricht, begleitest sie bei ihrem Gesange und Frau Birkenfeld ist die Hauptperson in der Polyhymnia; das trennt dich unwiderruflich von meinem Oheim. Wüßte er daß wir uns so oft im Garten und aus dem Hinterfenster sehen und sprechen, daß du jetzt bei mir bist, er schöbe die Hochzeit noch auf, um mich vorher acht Wochen bei Wasser und Brot einzusperren.

Fritz. Und ich hatte schon gehofft, hatte mir die Zukunft so rosig ausgemalt! Die Organistenstelle ist zu vergeben, ich habe mich darum beworben, — ich habe meine Studien gemacht und bin ein tüchtiger Musiker, wie mein alter Meister mir bezeugt — die Stelle ist gut und nährt ihren Mann — ich dachte mich schon im Amte und dich als mein liebes Weibchen — war mir doch immer als könnte das gar nicht anders sein.

Emilie. Ach armer Fritz, die Hoffnung laß dir vergehen. Die Organistenstelle hängt zumeist von der Stimme des Syndikus Becker ab und der gehört zu uns, zur Euterpe und wird sie dir schon darum nicht geben. Ueberdem hat mein Bräutigam die Stelle für einen guten Freund von sich aus der Residenz erbeten und der Syndikus soll sie ihm zugesagt haben.

Fritz (bitter). O über den reichen Herrn! Er nimmt mir meine Geliebte, nimmt mir meine Stelle, ich armer Junge mag sehen wie ich durch die Welt komme. Du siehst, Emilie, mir bleibt gar nichts anderes übrig als auf und davon zu gehen.

Emilie (schüchtern). Und du hast gar keine andere Hoffnung?

Fritz. Hoffnung? Ich wüßte keine.

Emilie. Ich aber.

Fritz. Du?

Emilie. Ja!

Fritz. So sage sie!

Emilie. Du wirst mich auslachen.

Fritz. Nein nein, rede nur!

Emilie (schüchtern). Du müßtest mich entführen.

Fritz (das Wort lebhaft auffassend). Entführen!?

Emilie. In den Geschichten, die ich zuweilen heimlich gelesen habe, kommt das oft vor und es ist immer gut abgegangen.

Fritz (springt auf und geht erregt hin und her). Entführen, entführen!

Emilie. Wenn du doch fortgehst bleibe ich auch nicht hier, ich kann doch einen Andern niemals so lieb haben wie dich, denn bei dir bin ich es schon seit zehn Jahren gewohnt. Da wäre es doch am besten, wir gingen beide fort.

Fritz. Entführen — das ginge schon — aber wovon sollten wir leben? Ich habe nicht viel Geld.

Emilie. Etwas zum Anfange hätte ich in meiner Sparbüchse — und dann — wir könnten zum Theater gehen, du kannst Musikdirektor werden, ich Sängerin, ich habe schon viel in Konzerten gesungen und also keine Angst.

Fritz. Ist das dein Ernst, Emilie?

Emilie. Gewiß und wahrhaftig!

Fritz. Du wolltest deinen reichen Oheim verlassen, dein Schicksal an das meinige knüpfen?

Emilie. Ob ich es will! Bei dem Gedanken daran wird es mir schon leicht — und doch hat es mir seit meiner

Verlobung so schwer auf der Brust gelegen daß ich meinte ersticken zu müssen.

Fritz (entschlossen). Wohlan, gegen das Unglück muß man sich wehren! Unterdrückt man meine Laufbahn, unterdrückt man deine Liebe, so thun wir recht dem zu entfliehen. Ich werde mich erkundigen und habe ich ein Unterkommen für uns gefunden, gehen wir fort.

Emilie. Ach nein, wenn wir das wollen, muß es rasch geschehen, denn ich soll bis zur Hochzeit zur alten Tante nach Gernsdorf und die bewacht mich so daß ich von dort nicht fortkommen kann. Uebermorgen soll ich schon abreisen.

Fritz. Uebermorgen schon? Dann müßten wir morgen fort?

Emilie. Es geht durchaus nicht anders.

Fritz. Gut, auch das. Ich werde — horch es kommt jemand!

Emilie. Es ist mein Bräutigam mit dem Doktor Gerstheim.

Fritz. Laß uns hier durch den Buchengang gehen, so sehen Sie uns nicht und wir können ungestört weiter reden.

Emilie. Ach Fritz, wie ist mir so wohl, so leicht geworden daß ich dich wieder habe.

Fritz (zärtlich). Und mir erst! Ich konnte mir ja gar nicht denken daß du mich wirklich so lieb hast — haben wir doch nie davon gesprochen. Aber ich will dirs danken mein lebenlang. (Beide links ab.)

Neunter Auftritt.

Otto, Gerstheim (von rechts).

Otto. Du mußt mir eine Viertelstunde schenken, ich bedarf deines Rates, vielleicht deiner Hülfe.

Gerstheim. Du bist ja so aufgeregt, was ist dir?

Otto. Eben erhalte ich diesen Brief von der Blandini.

Gerstheim. Von der berühmten Sängerin?

Otto. Von ihr, der herrlichen Blandini? Sie gastierte im vorigen Winter in der Residenz, ich fand Zutritt zu ihr, sah sie täglich, sie war mir gewogen.

Gerstheim. Willst du das nicht lieber deiner Braut erzählen?

Otto. Sie dürfte es hören, denn es war ein rein freundschaftliches Verhältnis, in dem ich mit der Blandini stand, aber doch beneidete mich alle Welt um den Vorzug den mir die gefeierte Künstlerin gewährte.

Gerstheim. Nun was schreibt denn diese künstlerische Berühmtheit?

Otto. Ich teilte ihr meinen Entschluß mit, hier in meiner Vaterstadt ein neues Leben zu beginnen, sie spottete darüber, sagte mir, ich würde, an alle Genüsse der großen Welt gewöhnt, es hier nicht aushalten, nannte unsere gute Stadt ein Provinzialnest und so weiter. Natürlich besaß ich Patriotismus genug das nicht zuzugeben, ich strich die Vorzüge unserer Stadt heraus so gut ich konnte, und besonders hob ich hervor daß die Tonkunst hier auf hoher Stufe stände, denn ich wußte im allgemeinen daß hier viel Musik getrieben wird. Da sie ungläubig lächelte, ward ich hartnäckiger, forderte sie auf hier einmal ein Konzert zu geben und wettete mit ihr daß es glänzend werden würde. Sie versprach es lachend — und jetzt will sie worthalten.

Gerstheim. Worthalten? Das ist für eine Sängerin alles mögliche.

Otto (zeigt den Brief). Sie schreibt: „Ich reise den achten von Paris ab, treffe den zehnten bei Ihnen ein und will den elften das Konzert geben. Ich rechne darauf daß Sie alle Anordnungen getroffen haben". Der achte ist heute, übermorgen kommt sie, also muß alles rasch besorgt werden. Darum rate, hilf mir.

Gerstheim. Die Blandini will hier ein Konzert geben?

Otto (ungeduldig). Du hörst es ja!

Gerstheim (immer ruhig). Das geht nicht, geht nicht so rasch, geht vielleicht gar nicht.

Otto. Wie? Wohin ich komme, höre ich doch immer von Musik sprechen, höre von den großen Aufführungen die im Winter stattfinden. Alles lebt und webt ja hier in Musik, ein Konzert herzustellen muß ja hier eine Kleinigkeit sein.

Gerstheim. Du arglose Seele ahnest nicht, welche Aufgabe du dir gestellt hast. Allerdings wird hier viel Musik getrieben, allerdings wird auch zuweilen Hübsches geleistet, aber alles das thun Dilettanten.

Otto. Nun? Dilettanten oder bezahlte Musiker, das ist doch gleichviel.

Gerstheim. Meinst du? Man hört, du hast dir am Dilettantismus noch nicht die Finger verbrannt. Der Dilettantismus trägt das Lächeln der Bescheidenheit auf dem Gesichte, doch innen ist er eitel Hochmut und Anmaßung. Laß dich nicht mit ihm ein. Begnüge dich deiner Freundin eine hübsche Soirée anzuordnen, die ist wohl zustande zu bringen.

Otto. Nein nein, es muß ein großes Konzert sein mit Orchester. Ich habe tüchtig geprahlt mit den Leistungen unserer Stadt, soll ich beschämt, als ein Lügner dastehen? Ich muß ein großes Konzert haben, koste es was es wolle.

Gerstheim. Ein volles Orchester bringst du aber ohne Mitwirkung von Dilettanten nicht zustande, Musiker vom Fach haben wir zu wenig in der Stadt.

Otto. Nun diese Kunstfreunde werden doch einer berühmten Sängerin ihre Mitwirkung nicht versagen?

Gerstheim. Nein, aber du bedenkst den Parteihaß nicht!

Otto. Parteihaß?

Gerstheim. Hast du nicht eben von deinem Schwiegervater seinen gründlichen Abscheu gegen die Polyhymnia gehört? Unsere Musikwelt zerfällt in die Parteien der Gesellschaften Euterpe und Polyhymnia und beide stehen sich entschieden feindlich gegenüber. Die Welfen und die Waiblinger, die Montecchi und die Capuleti konnten sich nicht

grimmiger befehden, als unsere Euterpianer und Polyhymnianer. Diese lieben Rossini und die Italiener, jene Beethoven und die klassische Musik; diese tadeln was jene thun, jene bespötteln was diese erstreben. Man geht einander aus dem Wege, man spricht Uebles von einander, man haßt sich recht gründlich.

Otto. Welch ein Wahnsinn!

Gerstheim. Die Narrheit liegt in der menschlichen Natur, diese Parteistellungen findest du überall wieder.

Otto. Aber was kümmern mich diese Parteien?

Gerstheim. Du kannst sie aber nicht entbehren. Du mußt dich um Hülfe und Beistand an eine von beiden Gesellschaften wenden.

Otto. Gut denn, ich thue es!

Gerstheim. Dann kommen die Anhänger der andern Partei nicht in das Konzert und der Saal bleibt leer.

Otto. Gut, so hält man sich neutral und läßt ein Orchester aus der nächsten Stadt kommen.

Gerstheim. Dazu ist es zu spät bis übermorgen. Und dann hättest du keinen Saal. Die beiden einzigen Konzertsäle, die wir besitzen, gehören den beiden Gesellschaften, und keine wird den ihrigen hergeben, wenn sie nicht selbst mitwirken darf, obschon jede für sich allein zu schwach ist ein ganz vollständiges Orchester zusammenzubringen.

Otto. Aber das Konzert muß zustande kommen, muß, hörst du, muß! Ich dürfte mich nicht mehr sehen lassen, wenn ich vor der Blandini als elender Prahler dastände. Sie lacht ohnehin immer und würde mich entsetzlich verhöhnen.

Gerstheim. Ich weiß keinen Rat!

Otto. Wie wäre es, wenn wir den Versuch machten die beiden Gesellschaften zu vereinigen?

Gerstheim. Eher wird das Lamm den Tiger küssen.

Otto. Du siehst zu schwarz! Wir müssen es versuchen, es bleibt sonst keine Wahl. Und ich kann es am besten, ich bin noch neutral, gehöre noch zu keiner Partei.

Gerstheim. Schlimm genug, die Neutralen werden von beiden Seiten mit Argwohn angesehen.

Otto. Du bist ja selbst neutral.

Gerstheim. Ich, als Kritiker, habe eine Ausnahmsstellung, mich brauchen sie, mich fürchten sie, mich hätscheln sie. Aber du mußt Partei ergreifen in diesem Streit, wenn du in unsrer Stadt bleiben willst.

Otto. Gut, später! Aber noch bin ich neutral, ich werde, ich will, ich muß den Versuch machen. Ja ich befreunde mich immer mehr mit diesem Gedanken. Vielleicht ist es mir und meiner neutralen Stellung vorbehalten diesem Parteiunwesen ein Ende zu machen. Gelingt es mir sie für einmal zusammen zu bringen, lassen sie wohl ihren Groll für immer fahren.

Gerstheim. O du argloses Gemüt! Bedenkst du auch auf was dieser Groll sich gründet? Auf Neid und Eifersucht. Diese Künstlereigenschaften erwerben sich Dilettanten sehr rasch und sie bilden sich in höchster Vollkommenheit bei ihnen aus. Und Neid und Eifersucht sind unversöhnlich!

Otto. Still still, du bist ein Kritiker und übst das traurige Handwerk an allem die schlechten Seiten auszustöbern. Die Menschen sind nicht so schlimm als du sie machst.

Gerstheim (lachend). Wohl, versuche dein Heil.

Otto. An wen muß ich mich wenden? Wer sind die einflußreichsten Personen auf beiden Seiten?

Gerstheim. Von der Euterpe zunächst dein künftiger Schwiegervater.

Otto. Den will ich schon herumbringen.

Gerstheim. Dann der Syndikus Becker, der sich für einen großen Komponisten hält.

Otto. Den habe ich in der Residenz einmal aus einer Verlegenheit gerettet, der ist mir Dank schuldig, hat mir die Organistenstelle für meinen Freund Heimthal versprochen, der sagt auch zu.

Gerstheim. Dann der Tuchhändler und Tenorist Linsing.

Otto. Der will mich gern in den Gemeinderat haben, weil er hofft ich gehöre zu seiner Partei — der wird mir nichts verweigern.

Gerstheim. Das ist der Vorstand der Euterpe. Hast du diesen gewonnen sagen die Andern auch Ja.

Otto. Aber die Polyhymnia?

Gerstheim. Da ist zunächst Frau Birkenfeld, eine junge hübsche Witwe, die den meisten Einfluß ausübt.

Otto. Eine junge Witwe? Der macht man etwas den Hof.

Gerstheim. Nun zu diesem guten Zwecke will ich es dir gestatten.

Otto. Gestatten? Du willst mir gestatten?

Gerstheim. Ich erkläre dir das Wort ein andres mal. Da ist ferner der Notar Weiß, der das Fagott bläst.

Otto. Mit dem stehe ich um seinen Garten im Handel, er möchte gern verkaufen und wird deshalb nicht ungefällig sein.

Gerstheim. Hast du die beiden gewonnen, sagt der Aktuarius Blau auch zu und du hast dein Ziel erreicht!

Otto. Mehr wäre nicht zu thun? Fünf Menschen zu etwas zu überreden? Und das sollte mir nicht gelingen? (Immer lebhafter und sprudelnder.) Mir, der ich zwanzig Jahre in der Residenz die Liebenswürdigkeit aus dem Grunde studiert habe? Jetzt komm, ich will dir zeigen, wie man mit den Menschen fertig wird! Zuerst suche ich meinen Schwiegervater auf; den bearbeite ich noch heute abend, das wird nicht schwer sein, denn unter uns, er ist etwas dumm. Und morgen begleitest du mich zu den Andern. Holde Blandini, du sollst dich in deinem treuen Freunde nicht getäuscht finden, ein Konzert sollst du haben, so schön es in Paris nur möglich, du sollst Achtung vor meiner Vaterstadt bekommen. Und du, Kritiker, spitze deine Feder und suche die besten Gedanken in deinem Hirnkasten zusammen, um glänzende Berichte zu schreiben und den Ruhm der Blandini und

unserer musikalischen Zustände in alle Welt hinaus zu posaunen. Gebt acht, ihr setzt mir noch als dankbare Mitwelt ein Denkmal mit der rührenden Inschrift: „Otto Rosenau, dem großen Friedensstifter!“ Komm, komm! (Eilt ab.)

Gerstheim (lachend, folgt ihm). Wir werden sehen!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Zimmer bei Schwarz. Mittelthüre, Seitenthüren, Fenster. Rechts ein Klavier.

Erster Auftritt.

Schwarz, Gerstheim, Otto, Emilie (sitzt links und näht).

Schwarz (im Hausrock, mit großer Meerschaumpfeife). Sie thun es nicht, ich sage Ihnen, sie thun es nicht.

Otto. Das ist ja meine Sache, es handelt sich nur darum daß Sie zusagen, Schwiegervater. Gestern abend, als ich Ihnen davon sprach, schüttelten Sie mit dem Kopfe und meinten Sie wollten es sich beschlafen. Heute morgen komme ich her und Sie haben immer noch keinen Entschluß gefaßt.

Schwarz. Ja, lieber Schwiegersohn, es ist ein gar wichtiger Fall. Bedenken Sie: die Euterpe und die Polyhymnia in Einem Konzerte zusammenwirkend, das ist ja noch nicht dagewesen, so lange in unsrer Stadt Musik gemacht wird.

Gerstheim. Wo sollte denn das Neue in der Welt herkommen, wenn alles schon dagewesen wäre?

Schwarz. Alles wahr, Herr Doktor, aber es will mir gar nicht in den Sinn daß es möglich ist. Bedenken Sie, da ist der Spediteur Lange aus der Polyhymnia, der hat vor zwei Jahren gesagt, ich hätte in der Ouverture zu Wilhelm Tell falsch gezählt und beinahe umgeworfen. Mit dem Menschen sollte ich in einem Orchester zusammenwirken? Sie sehen selbst daß das unmöglich ist.

Otto. Aber lieber Schwiegervater, Sie denken doch viel zu groß, um eine solche Kleinigkeit nicht vergessen zu wollen.

Schwarz. Kleinigkeit? Donnerwetter, ist das eine Kleinigkeit, wenn man sagt, ich könnte nicht richtig zählen? Meine Emilie ist eine fertige Klavierspielerin, sie muß die Musikstücke alle mit mir erst am Klavier durchgehen, bis ich sie halb auswendig kann, niemand wendet so viel Fleiß auf seine Stimme wie ich, es ist rein unmöglich daß ich mich verzähle. Donnerwetter, Kleinigkeit!

Otto. Aber großen Seelen ziemt es, ein Opfer zu bringen und ihren Groll zu vergessen. Bedenken Sie die Ehre der Stadt! Was soll die Blandini von uns denken, wenn nichts aus dem Konzert wird?

Schwarz. Alles schön und gut, aber es geht auf keinen Fall!

Otto. Hm das thut mir leid. Ich wollte Sie schon gebeten haben der Blandini für die Zeit ihres Hierseins ein paar Zimmer anzubieten, sie wohnt doch besser bei Ihnen als im Gasthofe. Aber so — (nimmt seinen Hut).

Schwarz. Die berühmte Blandini soll bei mir wohnen? Hm hm, das zeigt die Sache allerdings in anderm Lichte. Ihre Gründe scheinen mir doch einiges Gewicht zu haben, die Sache hat allerdings wohl zwei Seiten. Ich für meine Person hätte amende nichts dagegen.

Otto. Also Sie willigen ein?

Gerstheim. Endlich!

Schwarz. Ja doch, wenn die berühmte Blandini bei mir wohnt, kann ich ja gar nicht anders. (Immer lebhafter.) Doch damit ist noch nichts entschieden, nur in einer General-

versammlung des Vereins kann ein bindender Beschluß gefaßt werden.

Gerstheim. Wenn Sie die Sache befürworten geht der Beschluß durch. Solch eine Gesellschaft folgt immer einem, wie die Schafe dem Leithammel — sans comparaison!

Schwarz. Leithammel, haha, das haben Sie gut gesagt, Doktor. Ich will denn gleich nach dem Gesellschaftsdiener schicken, er soll auf heute abend eine Generalversammlung ansagen.

Otto. Meinen besten Dank im voraus!

Schwarz. Und Doktor, wenn Sie in Ihren Berichten ein Wörtchen mit einfließen lassen könnten daß die berühmte Künstlerin bei mir gewohnt hat?

Gerstheim. Sie sollen Ihre Gastfreundschaft gedruckt lesen.

Otto. Jetzt komm, Hermann, wir müssen weiter.

Schwarz. Wohin denn?

Gerstheim. Auch die andern Vorstandsmitglieder günstig stimmen. Sie wissen, ohne gute Stimmung giebt es keine Musik.

Schwarz. Linsing wird gleich herkommen, um Wein zu probieren, warten Sie etwas. (Immer eifriger.) Also die Blandini wohnt bei mir, das bleibt fest. Da fällt mir aber ein, in welchem Saale soll denn das Konzert stattfinden, bei uns oder bei der Polyhymnia?

Otto. Wo Sie wollen.

Schwarz. Hm hm, die Polyhymnianer werden nicht in unserm Saale spielen wollen, unsere Leute nicht in dem ihrigen.

Otto. Wir nehmen den größten.

Schwarz. Das ist der unsrige.

Gerstheim. Aber in dem der Polyhymnia ist die Akustik besser.

Schwarz. Erlauben Sie —

Otto. Ich denke, das sind vorderhand noch untergeordnete Fragen.

Schwarz. Ganz recht, bis die Andern erst Ja gesagt haben. Wo bleibt nur der Linsing? Also die Blandini soll bei mir wohnen! Das war ein guter Gedanke von Ihnen, Schwiegersohn. Emilie, sie soll das Eckzimmer im ersten Stock haben und die beiden nebenan, besorge das nachher.

Emilie (nickt schweigend).

Schwarz. Hm ich denke, die Sache wird sich machen, wenn die Polyhymnianer nicht hartnäckig sind — still, es pocht, herein!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Linsing.

Schwarz (ihm entgegen, eifrig). Du kommst eben recht, Linsing! Wir müssen heute abend Generalversammlung haben, die berühmte Sängerin Blandini wird bei mir wohnen und übermorgen ein Konzert geben, wir müssen sie unterstützen.

Linsing. Ja, wenn ich nur bei Stimme bin, ich habe gestern in eine Pfütze getreten und mir den linken Fuß naß gemacht, wenn das nur keine Heiserkeit giebt.

Gerstheim. Sie haben noch zwei Nächte bis zum Konzert, wo Sie tüchtig schwitzen können.

Linsing. Hm ich denke es wird gehen. Also die berühmte Blandini? Das ist ja schön. Doktor, sehen Sie doch, ob das Fenster ordentlich zugemacht ist, es kommt mir vor als zöge es etwas.

Gerstheim (geht ans Fenster). Ziehen muß es auch.

Linsing. Wie?

Gerstheim. Der Name der Blandini muß ziehen, sonst bekommen wir im Sommer kein volles Konzert.

Linsing. Treiben Sie keinen Spott mit ernsthaften Dingen!

Otto. Aber lieber Herr Linsing, außer Ihrer schätzbaren Mitwirkung bedürfen wir Ihrer Hülfe noch in anderer Art.

Linsing. Ich soll die Blandini herausführen? Soll ihr am Schlusse einen Lorbeerkranz aufsetzen? Mit Vergnügen, mit Vergnügen!

Schwarz. Auch das, Linsing, aber es ist von etwas anderem die Rede. Das Konzert muß großartig werden.

Otto. Alle Kräfte müssen zusammenwirken!

Linsing. Ich sage die meinige zu.

Gerstheim. Alle Parteiungen müssen aufhören!

Schwarz. Mit Einem Worte: die Polyhymnia muß sich mit uns vereinigen.

Linsing (kurzab). Das geht nicht!

Otto. Hören Sie nur!

Linsing. Ist rein unmöglich!

Schwarz. Laß dir sagen!

Linsing. Aber Schwarz, ich begreife dich nicht! Die andern Herren kennen die Verhältnisse nicht so genau, aber du weißt doch wie die Polyhymnianer stets über uns gesprochen haben.

Schwarz. Nun, wir haben ihnen auch nichts geschenkt.

Otto. Man muß verzeihen.

Linsing. Nein nein nein nein! Die Leute haben es zu arg getrieben! Schwarz, hast du denn die Karikatur vergessen, die beim Buchhändler Bamberg verkauft wurde? Die darf ich nicht verzeihen!

Otto. War sie denn so schlimm?

Linsing. So schlimm, ich mag es gar nicht sagen.

Gerstheim. Sie stellte Herrn Linsing vor, singend, mit dem Notenblatt in der Hand.

Linsing. Aber als was war ich dargestellt, als was?

Gerstheim (lachend). Nun, als krähender Hahn.

Linsing. Denken Sie, Herr Rosenau, als krähender Hahn. Und es war so ähnlich, jedermann mußte mich auf den ersten Blick erkennen.

Otto. In unseren Zeiten muß man sich über so etwas wegsetzen. Denken Sie, wie die Minister, selbst die Fürsten in Karikaturen mitgenommen werden.

Linsing. Aber das war zu arg. Wenn man das Bewußtsein hat sich für seine Mitmenschen aufzuopfern, thut das weh. Sehen Sie, ich besitze, — ich darf es ohne Eitelkeit sagen, — ich besitze etwas Talent und halte es für meine Schuldigkeit den Genuß desselben meinen Mitbürgern nicht vorzuenthalten. So bin ich Sänger, bin ich Künstler mit Leib und Seele. Ja ich opfere mich wahrhaft auf. Ich halte die strengste Diät um meine Stimme zu schonen, ich vermeide es in meinen Tuchladen zu gehen, weil die feinen Wollstäubchen die Stimmritze krankhaft reizen könnten, ich hüte meine Gesundheit mit der ausgesuchtesten Sorgfalt — und alles das thue ich für Andere, ich opfere mich also förmlich auf — und dafür macht man Karikaturen auf mich? Ist das nicht abscheulich? Und von der Polyhymnia ging es aus, von niemand anderem, und nun soll ich mit diesen Menschen zusammenwirken? Nimmermehr.

Schwarz. Aber bedenke, die Blandini wird bei mir wohnen. Großen Seelen ziemt es ein Opfer zu bringen und ihren Groll zu vergessen.

Gerstheim. Sie, Mann voll wirklich großartiger Aufopferung, wie Sie eben so schön bewiesen haben, wollten dem Teil Ihrer Mitbürger, der das Unglück hat der Polyhymnia anzuhängen, den Genuß entziehen die Blandini zu hören?

Linsing. Auch die Aufopferung hat ihre Grenzen, man hat Pflichten gegen sich selbst. (Geht nach der Thüre.)

Schwarz (hastig). Wo willst du denn hin?

Linsing. Es kam mir vor, als sei die Thüre nicht ordentlich zu.

Otto. Herr Linsing, Sie bleiben bei Ihrer Weigerung?

Linsing. Ich kann nicht anders!

Otto. So hören Sie noch ein Wort. Ich bewerbe mich um die erledigte Stelle im Gemeinderat.

Linsing. Ich weiß ja!

Otto. Von Ihnen hängt es ab ob die Wahl auf mich fällt. Sie sind der Führer der Partei in der Bürgerschaft, die den Ausschlag giebt, Ihrer gewichtigen Empfehlung werde ich, will ich den Erfolg meiner Wahl danken.

Linsing. Das ist ja abgemacht, lieber Herr Rosenau.

Otto. So wissen Sie denn daß auf meine Veranlassung die Blandini hieherkommt, daß ich ihr versprochen habe sie solle ein großartiges Konzert hier machen. Kommt es nicht zustande, was wird sie sagen? Sie wird sich nach den Männern erkundigen, die in unserer Stadt den Ausschlag geben, — man wird ihr Ihren Namen zuerst nennen. Wie, wird sie sagen, dieser Mann, die Stütze des Gemeinderats, der Führer seiner Partei, dessen Wort so gewichtig ist in seiner Vaterstadt, er hätte nicht vermocht, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich meinem Konzert entgegenstellen?

Linsing. Erlauben Sie —

Otto. Lassen Sie mich vollenden. Man wird ihr sagen: es hätte diesem Manne Ein Wort gekostet und ihr Konzert wäre zustande gekommen. Was wird die Blandini darauf erwidern? Erstaunt wird sie stehen und fragen: Ist das möglich? Eine Stütze der Stadt, ein Kunstfreund, ein Vorstand des musikalischen Lebens, selber ein ausübender Künstler wäre so ungefällig gegen mich gewesen, gegen eine Kunstgenossin, eine ausübende Künstlerin wie er ein Künstler ist?

Linsing. Hm Sie zeigen mir da allerdings die Sache von einer Seite, von der ich sie noch nicht betrachtet habe.

Schwarz. Bedenke, die Blandini kommt nach der Residenz zurück, sie wird von uns sprechen, wird von unsrer Gastlichkeit erzählen, bei mir soll sie ja wohnen.

Linsing. Laß ihr nur die Doppelfenster einsetzen, sonst zieht es in deinem ersten Stocke.

Otto. Sie scheinen unsere Gründe zu beherzigen?

Linsing (immer mehr nachgebend). Freilich, einer Kunstgenossin zuliebe müßte man —

Gerstheim. Wie gern würde ich in meinen Berichten Ihren Namen neben dem der berühmtesten Sängerin unserer Zeit glänzen sehen!

Linsing. Ich könnte, ja ich müßte ein Duett mit ihr — das große Duett aus Norma — oder das Duett aus Lucia im ersten Akt —

Otto. Sie geben nach, Sie willigen ein?

Linsing. Hm, wenn drei so verständige Männer meinen es sei Recht, muß ich mich wohl fügen.

Schwarz. Also in der Generalversammlung heute abend wirst du dafür stimmen?

Linsing. Ja ja, und wenn wir zwei es wollen und Becker, setzen wir es durch. Becker will ich schon herumbringen, ich singe seine neue Ballade, die Blandini kann dann noch die große Sopranarie von ihm singen, du weißt:

„Entsetzenvolles Ungeheuer,
Noch bist du meinem Herzen teuer —"

ich dann mit der Blandini ein oder zwei Duetten, so bekommen wir ein hübsches Programm. Aber sind denn die Polyhymnianer einverstanden?

Gerstheim. Die sind noch zu bearbeiten.

Otto (nimmt seinen Hut). Ich werde gleich versuchen sie zu bestimmen, zuerst mußte ich mich doch an Sie wenden.

Linsing. Sagen Sie aber daß es unsrerseits nur aus Rücksicht für die Blandini geschieht.

Gerstheim. Zu Ehren der Stadt, versteht sich.

Linsing. Daß in diesem Schritte unsrerseits kein Entgegenkommen läge.

Otto. Verlassen Sie sich auf mich.

Schwarz. Daß sie nicht denken sollen, wir böten ihnen die Hand.

Otto. Meine Herren, ich war zwanzig Jahre in der Residenz, ich verstehe mich auf diplomatische Verhandlungen.

Linsing. Und wann soll das Konzert sein?

Gerstheim. Uebermorgen.

Linsing. Mein Gott, da ist es aber die höchste Zeit. Ich will gleich zu Becker gehen und den bestimmen.

Schwarz. Und ich will die Generalversammlung für heute abend bestellen.

Otto. Und wir bestürmen die Polyhymnianer!

Gerstheim. Ans Werk!

Alle. Ans Werk!

Linsing. Schwarz, geh doch voran und sieh zu ob das Fenster auf dem Gange zu ist, es zieht sonst gewaltig wenn die Hausthüre aufgeht.

Schwarz. Will ich thun. Auf Wiedersehen, meine Herren! (Ab.)

Linsing (nimmt seinen Hut). Noch einmal, Herr Rosenau, in acht Tagen sind Sie Gemeinderat, ich bin der Stimmenmehrheit sicher.

Otto. Mein Dank soll sich bethätigen! (Drückt ihm die Hand.)

Linsing. Guten Morgen, meine Herren! (Ab.)

Otto. Das hat Mühe gekostet, aber es ging. Wer hat nun Recht, du ewiger Zweifler? Jetzt komm zu den Andern. (Will gehen.)

Gerstheim. Wie, deiner Braut kein Abschiedswort? Du bist mir ein feuriger Liebhaber.

Otto (geht zu Emilien). Meine Emilie vergiebt mir, sie sieht daß ich so beschäftigt bin. (Küßt ihr die Hand.) Ist das Konzert vorüber, gehöre ich ganz ihr und nur ihr allein. Guten Morgen, meine Teure! (Ab.)

Gerstheim. Das müssen Sie sich nicht gefallen lassen, noch ist es Zeit dergleichen Nachlässigkeiten zu rügen. Sind Sie erst seine Frau ist es zu spät.

Emilie. O es ist mir gleichgültig.

Gerstheim. Gleichgültig? Ah so — — dann habe ich nichts mehr zu sagen.

Otto (zur Thüre herein). Hermann, so komm doch!

Gerstheim. Ich komme schon! Guten Morgen, mein gleichgültiges Fräulein! (Ab.)

Emilie (springt auf, läuft an die Mittelthüre, öffnet diese und horcht hinaus). Sie gehen fort, — so — sie schließen die Hausthüre, der Oheim kommt in einer Stunde nicht wieder — wir sind ungestört. (Eilt an das Fenster.) Da steht er in seinem Garten! (Geht an das Klavier und spielt den Anfang einer beliebigen Melodie.) So, das verabredete Zeichen! (Geht vom Klavier weg.) Und wenn ich den Fritz auch nicht lieb hätte, wäre es doch recht vor der Heirat mit dem aufgedrungenen Bräutigam davon zu laufen. Zwei Stunden war er fast hier und nicht ein Wort, nicht einen Blick hat er an mich gewendet. Soll ich mich so vernachlässigen lassen? Ich sagte zwar dem spöttischen Doktor, es sei mir gleichgültig, aber es hat mich doch geärgert.

Dritter Auftritt.

Emilie. Fritz (aus der Seitenthüre rechts).

Fritz (faßt ihre beiden Hände). Meine liebe, gute Emilie!

Emilie. Hat dich auch niemand gesehen?

Fritz. Niemand; ich bin die kleine Treppe herauf gegangen, die Mägde sind im Vorhause beschäftigt. — Du hast jetzt eine Nacht über unsern Plan geschlafen, steht dein Entschluß noch fest?

Emilie. Fester als je. Als ich gestern im Bette lag, überlegte ich mir alles noch einmal und noch einmal, denn ich konnte lange nicht schlafen, so unruhig war ich, aber ich habe kein Unrecht in unserm Vorhaben gefunden.

Fritz (eifrig). Recht thun wir, mein süßes Mädchen, man zwingt uns ja dazu.

Emilie. Ich habe meine Pflichten gegen den Oheim überlegt, er wird sich nicht sehr grämen, wenn ich fort bin, denn er grämt sich über nichts. Er flucht sich tüchtig aus, wenn etwas vorkommt, und dann ist sein Aerger vorbei.

Auch hat er mich nie sonderlich lieb gehabt, er ist immer hart und rauh mit mir gewesen und hat mich viel bei Wasser und Brot eingesperrt. Und Fritz, das mußt du selbst sagen, zum Einsperren bin ich doch zu groß geworden.

Fritz. Ach ja, Emilie, wir sind beide ganz unvermerkt groß geworden; darüber bin ich gestern erst zur Einsicht gekommen, als mir klar wurde, wie sehr, sehr lieb ich dich habe und wie ich ohne dich gar nicht leben möchte.

Emilie. Es geht mir ja eben so, guter Fritz. Also gegen den Oheim habe ich kein Unrecht, wenn ich fortgehe, und gegen meinen Bräutigam auch nicht. Der sagt mir zwar mit schönen Worten er liebe mich, aber auf seinem Gesichte, in seinen Augen ist davon nichts zu lesen. Ich glaube daß er sich weit mehr um die Künstlerinnen kümmert und so wird er sich um mich auch nicht sehr grämen. Er will mich nur heiraten, weil ich ein hübsches Mädchen bin, und eine andere hübsche wird ihm eben so lieb sein; mag er sich die suchen. Ich habe also gar keine Gewissensbisse und gehe mit dir fort.

Fritz. Heute abend?

Emilie. Heute abend!

Fritz. Höre was ich erkundet habe. Zwanzig Meilen von hier werden an einem kleinen Theater ein Musikdirektor und eine Sängerin gesucht. Da gehen wir hin. Ich kenne den Unternehmer, ich habe, als ich in Ulm war, vieles für ihn instrumentieren müssen, er ist ein braver Mann und nimmt uns sicher gut auf.

Emilie. Gut. Meine Kleider sind schon wegen meiner Reise zur Tante gepackt, ich schicke sie zum Fuhrmann in die goldene Sonne, der sie mit nach Gernsheim nehmen soll, dort holst du sie ab.

Fritz. Und gegen fünf Uhr nachmittags gehst du, als wenn du eine Freundin besuchen wolltest, zum Thore hinaus, immer nach Falkendorf zu, bis an das kleine Wäldchen. Punkt sechs Uhr fahre ich mit dem Wagen fort und hole dich dort ab. Um zehn Uhr erreichen wir die Eisenbahn

und morgen früh sind wir am Orte unserer Bestimmung. Ist dir das recht?

Emilie. Ganz recht, ich komme pünktlich.

Fritz. Wohl, so will ich gehen und alles besorgen!

Emilie. Auf Wiedersehen.

Fritz. Gieb mir deine Hand, Emilie. Nicht für jetzt, für das ganze Leben giebst du mir sie, nicht zum Abschiede, sondern zu ewiger Vereinigung. Und ich will deine Hand festhalten in allen Fährlichkeiten des Lebens, wie es einem ehrlichen Kerl geziemt, wir wollen niemals von einander lassen und wahrhaft Hand in Hand durch das Leben gehen.

Emilie. Ach guter Fritz, es war mir doch etwas schwer daß ich fortgehen sollte, nun ich dich aber sehe und höre, ist mir wohl und leicht. Leb wohl, bis zum Abend.

Fritz. Bis zum Abend, meine süße Braut — (küßt sie) leb wohl. (Ab.)

Emilie (steht einen Augenblick in Gedanken). Er küßt mich? Das hat er noch niemals gethan. Wie ist mir doch so seltsam zumute? Darf ich mich denn küssen lassen? Ich denke doch. Fritz ist so brav, er würde es nicht thun, wenn es unrecht wäre. (Links ab.)

Verwandlung.

Zimmer der Frau Birkenfeld.

Erster Auftritt.

Otto, Gerstheim, Dienstmädchen (führt sie herein).

Dienstmädchen. Verweilen Sie einen Augenblick, ich will die Frau benachrichtigen. (Ab.)

Gerstheim (wirft sich in einen Stuhl). Ein Augenblick! Das wird ein Frauenzimmeraugenblick von einer halben Stunde werden.

Otto. Hm es ist ohnehin schon Nachmittag geworden, ehe wir hieher kommen kannten und jetzt, meinst du, sollen wir noch so lange warten?

Gerstheim. O ja, ich kenne meine Minna. Wenn sie auch meinetwegen nicht viel thut, du, der steinreiche Otto Rosenau aus der Residenz, der hier ein Haus machen wird und berufen ist eine der ersten Rollen in der Stadt zu spielen, bist eine viel zu merkwürdige Erscheinung, zumal bei einem ersten Besuche daß nicht dreifache Sorgfalt auf den Anzug gewandt werden sollte.

Otto. Deine Minna? Deine Minna? Erkläre doch —

Gerstheim. Ich freie um sie.

Otto. Im Ernste?

Gerstheim. Im vollsten Ernste!

Otto (lachend). Nun bei allen Liebesgöttern, wer in dir einen Freier entdeckt, der muß scharfe Augen haben.

Gerstheim (lachend). Nicht wahr? Ja lieber Schatz, das Schmachten, das Aufmerksamsein, die zudringliche Dienstfertigkeit, kurz die ganze Art und Weise wie Andere freien, ist etwas abgedroschen. Ein Mann von Kopf muß nie auf der breitgetretenen Heerstraße wandeln, er muß sich einen besondern Pfad durch Busch und Wiesen bahnen.

Otto. So sage aber, wie freiest du denn?

Gerstheim. Sehr einfach. Ich habe vor Jahr und Tag meiner Minna ganz offen gesagt, wir paßten für einander und wenn sie wollte würde ich sie mit großem Vergnügen heiraten; allein das gewöhnliche Hofmachen sei nicht meine Sache. Sie behandelte meine Erklärung als einen Scherz, als einen Witz, denn ich habe das Unglück daß die Leute immer glauben ich wolle Witze machen, sie halten mich fortwährend für geladen und wenn ich den Mund aufthue, schreien sie schon: jetzt geht er los!

Otto. Du liebst es aber doch beißende Bemerkungen zu machen.

Gerstheim. Ach Gott nein, ich liebe es nicht; wer kann aber ohne Bemerkungen zu machen mit den guten Geschöpfen umgehen, die sich einbilden Herren des Erdkreises zu sein und nicht ahnen daß sie Sklaven ihrer Narrheiten sind? Ich sage absichtlich nicht beißende Bemerkungen, denn imgrunde bin ich viel zu harmlos zum Beißen, obschon man ganz gut in der Welt fortkommt, wenn man den Ruf eines tüchtigen Kettenhundes hat.

Otto. Mit deiner Freierei bist du aber noch nicht weit gekommen, wenn man deine Erklärung für Scherz nimmt.

Gerstheim. Hm weiter als du denkst. Sie behandelt meinen Antrag zwar als Scherz, weiß aber recht gut daß er mir Ernst ist. Welche junge Witwe nähme überhaupt dergleichen nicht für Ernst? So oft ich sie nur sehe sage ich ihr mit irgend einer andern Wendung daß wir uns eigentlich heiraten müßten, so wird sie immer daran erinnert. Meine Zuversichtlichkeit gefällt ihr, sie gewöhnt sich an den Gedanken, in einsamer Stunde malt sie sich auch einmal aus wie es sich mit mir leben müßte — und bei irgend einer Gelegenheit wird sie die Sache als Ernst behandeln und mir ihre Hand reichen.

Otto. Bei einer Gelegenheit?

Gerstheim. Wenn sie einmal sehr lustig oder sehr zornig, sehr weichgestimmt oder sehr übellaunig ist. Die Weiber thun alles plötzlich.

Otto. Und fürchtest du nicht daß ein Anderer dir den Rang ablaufen wird?

Gerstheim. Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Minna besitzt zu viel Geist um an gewöhnlichen Gesellen Geschmack zu finden und was so bis jetzt in ihre Nähe kommt sticht mich nicht aus. Sie kennt mich, weiß daß ich ein gutmütiger und ehrlicher Kerl bin und ich gefalle ihr imgrunde schon weit besser als sie selbst sich gesteht. Die Wahrheit gestehen die Frauen überhaupt selten, sich selbst aber nie.

Otto (immer lachend). Aber du ein Ehemann? Und du erwartest Glück von der Ehe?

Gerstheim. Ein recht dauerndes. Ich leugne gar nicht daß Minnas schönes Vermögen für mich einen großen Reiz hat. Teilt sie es mit mir, so bin ich nicht mehr gezwungen wie ich jetzt thun muß bei meinen Arbeiten den Ertrag derselben als eine Hauptrücksicht im Auge zu haben. Ein sorgenfreies Leben ist ein trefflicher Grund, auf dem sich ein gutes eheliches Verhältnis aufbauen läßt. Ueberdies ist Minna eine achtungswerte, gescheite, liebenswürdige Frau, der ich wahrhaft gut bin. Sie hat zwar ihre Narrheit, wie jede andere, allein bei ihr kenne ich diese vorher und sie wird mich später mit keiner neuen überraschen.

Otto. Und diese Narrheit?

Gerstheim. Der Musikdilettantismus. Sie hat eine hübsche Stimme, singt ganz leidlich — und sich hören zu lassen, gern gelobt und bewundert zu werden ist ihre Schwachheit — eine weit verbreitete und imgrunde sehr unschuldige.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Weiß, Dienstmädchen.

Dienstmädchen. Belieben Sie einen Augenblick zu warten, ich will Sie melden. (Ab.)

Weiß. Ah guten Morgen, meine Herren!

Gerstheim. Herr Notar, Sie kommen wie gerufen.

Otto. Guten Morgen, Herr Notar!

Weiß. Wie gerufen? Wollen Sie Ihr Testament machen?

Gerstheim. Wir waren eben auf dem Wege zu Ihnen.

Weiß. So? Und führt der Weg zu mir durch das Haus der schönen Witwe? Ist hier etwa die erste Station?

Gerstheim. Erraten, würdiger Rechtsgelehrter, wir wollten uns erst der Fürsprache der schönen Witwe versichern, denn wir wissen daß bei Euch auf geradem Wege nichts auszurichten ist.

Weiß. Crimen laesae facultatis! Doch Sie haben das Vorrecht zu beißenden Einfällen und ich liebe sie.

Gerstheim. Mich?

Weiß. Bitte, die Einfälle. Was aber steht in der Herren Begehr?

Otto. Die Frau vom Hause wird gleich kommen, wir tragen Ihnen dann unser Anliegen zusammen vor, betrifft es doch Sie beide. Wie ists, Herr Notar, haben Sie mein Gebot überlegt?

Weiß. Kann nicht, Männchen, kann nicht.

Otto. So sein Sie doch christlich!

Weiß. Bin ich, bin getauft, am dritten April, morgens elf Uhr, in der St. Gertrudenkirche, kann jeden Zweifel an meiner Christlichkeit mit meinem Taufschein widerlegen.

Otto. Aber Sie fordern einen unchristlichen Preis!

Weiß. Ganz christlich, Männchen, fordere Thaler, sind eine christliche Münze; die alten Heiden rechneten nach As und Talenten und Dariken, sind eine ganz christliche Erfindung, die Thaler.

Gerstheim. Um was handeln denn die Herren?

Weiß. Um mein Grundstück vor dem Jakobsthore.

Otto. Du weißt daß in meinen Garten ein anderer wie ein Keil einspringt. Ich möchte nun den meinigen gern neu anlegen lassen, bin aber überall gehemmt, wenn ich das einspringende Stück nicht erhalte. Ich habe dem Herrn Notar schon fünfzehnhundert Thaler geboten, aber er will durchaus zweitausend haben. Das Stück ist kaum zwei Morgen groß, also mit fünfzehnhundert Thalern schon übermäßig bezahlt.

Weiß. Sie rechnen die schönen alten Linden für nichts, die sind für eine Gartenanlage gar nicht zu bezahlen.

Otto. Das Stück ist ein wüster, unfruchtbarer Fleck, der Ihnen nichts einbringt, es liegt Ihnen so viel daran, zu verkaufen, wie mir, zu kaufen. Bedenken Sie, fünfzehnhundert Thaler sind ein schönes Kapital.

Weiß. Zweitausend sind mehr. Rechne gut.

Otto. Und wenn ich den Handel nicht abschließe, haben Sie gar nichts.

Weiß. Hähä, müssen mir kommen. Wenn aus Ihrem Garten etwas werden soll, so müssen Sie mein Stück haben.

Otto. Ich weiß, Sie brennen darauf das Kapital zu bekommen.

Weiß. Weiß, Sie brennen darauf das Grundstück zu bekommen.

Gerstheim. Da kommt es darauf an, wer das Brennen am längsten aushält.

Weiß. Ich bin zähe, Bester, bin auch im Rechte. Sie sind ein reicher Erbe, ich muß mühsam mein Geld zusammenbringen.

Gerstheim. Indem Sie Andere darum bringen.

Weiß. Still, da kommt die Frau vom Hause.

Dritter Auftritt.

Vorige. Frau Birkenfeld (in elegantem Hauskleide).

Frau Birkenfeld (grüßend). Meine Herren —

Gerstheim. Schöne Frau, ich bin so frei Ihnen meinen Freund, Herrn Otto Rosenau, vorzustellen.

Otto (küßt ihr die Hand). Der schon lange vor Verlangen brennt Ihnen persönlich nahen zu dürfen.

Frau Birkenfeld. Zu gütig, Herr Rosenau. Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Alle (setzen sich).

Frau Birkenfeld. Sie sind der Residenz müde, Herr Rosenau, wie ich mir habe sagen lassen? Sie wollen fortan in Ihrer Vaterstadt leben?

Otto. Seitdem ich Sie gesehen, freue ich mich doppelt über meinen Entschluß.

Frau Birkenfeld. Ein wenig Schmeichelei hört man wohl gern, mein Herr, allein sie muß nicht zu stark aufgetragen werden.

Gerstheim. Es geht meinem Freunde wie einem Vogelsteller, der einen wichtigen Fang thun will, er stellt seinen besten Köder aus.

Otto. Welch ein Vergleich!

Frau Birkenfeld. Ich soll gefangen werden?

Gerstheim. Und Sie mit, Herr Notar.

Weiß. Hm wir beißen so rasch nicht an.

Gerstheim. Doch, wir beißen alle an, wenn uns nur der rechte Köder vorgehalten wird, und Sie, Sie werden sehen, beißen mit.

Frau Birkenfeld. Sie sprechen ja förmlich in Bildern, Doktor.

Gerstheim. Ein neuer Beweis wie trefflich ich zu Ihrem Gatten passe.

Frau Birkenfeld. Das soll etwas beweisen?

Gerstheim. Haben Sie mir nicht immer alle Poesie abgesprochen? Aus meiner Bildersprache können Sie abnehmen daß Sie dichterisches Gemüt zur Genüge in mir finden werden.

Frau Birkenfeld. Ich werde finden? Klingt das doch als wären wir schon verlobt.

Gerstheim. Je nun, es fehlt spottwenig dazu.

Frau Birkenfeld. Wenig?

Gerstheim. Bloß noch Ihr Ja.

Frau Birkenfeld. Und ist das so wenig?

Gerstheim. Für mich unendlich viel, was kann es aber Ihnen kosten dieses kleine Wörtchen zu sprechen?

Frau Birkenfeld. Ziemlich alles, das Glück meines Lebens.

Gerstheim. Wenn Sie das im Ernste meinen, müssen Sie mich nicht so freundlich ansehen.

Frau Birkenfeld. Abscheulicher Mensch! Herr Rosenau, Sie dürfen nicht glauben —

Gerstheim. O mein Freund ist bereits in meinem Vertrauen, er weiß —

Otto. Aber Hermann —

Gerstheim (abbrechend). Vergieb, ich bedachte nicht daß dich wichtige Zwecke herführen.

Weiß. Ich warte immer noch daß ich auf etwas anbeißen soll.

Gerstheim. Geduld, gleich sollen Sie Ihre Zähne in Bewegung setzen.

Otto. Eine Bitte, eine große Bitte, die ich an Sie richten will, habe ich als Gelegenheit benutzt mich Ihnen vorzustellen; ich weiß, die Frauen sind nie liebenswürdiger, als wenn sie gewähren können.

Frau Birkenfeld. Ich hoffe Sie stellen meine Liebenswürdigkeit auf keine zu harte Probe.

Otto. Die berühmte Sängerin Blandini will übermorgen hier ein Konzert geben und hat mich beauftragt dasselbe ins Werk zu setzen.

Frau Birkenfeld. Ei da steht uns ja ein großer Genuß bevor.

Weiß. Die Blandini? Freue mich sie zu hören.

Otto. Es handelt sich nun darum die nötigen musikalischen Kräfte zu gewinnen, die sie unterstützen möchten.

Weiß. Hm einer Blandini kann man nichts abschlagen.

Frau Birkenfeld. Sie haben Recht, Herr Notar, aber ich weiß nicht, wie ich —

Otto. Just Sie, weichen Sie nicht aus. Sie sind die Seele der Polyhymnia und wenn Sie dafür stimmen ist uns die Mitwirkung dieses Vereins sicher.

Frau Birkenfeld. Sie schlagen meinen Einfluß zu hoch an, hier Herr Weiß ist der Redner des Vereins.

Weiß. Nun nun, wir haben heute abend unsere gewöhnliche Versammlung, ich will es vorbringen, und wenn Frau Birkenfeld einverstanden ist, setzen wir es durch.

Otto. Zum voraus meinen herzlichsten Dank.

Frau Birkenfeld. Es ist ein wenig kurz zur Vorbereitung, was könnte man denn machen, Weiß, um das Konzert zu füllen?

Otto. O Sie sollen nicht zu sehr belästigt werden, auch die Euterpe hat ihre Mitwirkung zugesagt.

Weiß (springt auf, heftig). Was ist das?

Frau Birkenfeld (steht auf, kalt). In diesem Falle muß ich mein Wort zurücknehmen.

Weiß. Darauf sollen wir anbeißen? Nein, da sind unsere Zähne zu stumpf.

Frau Birkenfeld. Nach allen den Feindseligkeiten, die wir von der Euterpe erduldet haben kann von einem Zusammenwirken nicht die Rede sein.

Weiß. An unserm letzten Konzerte hielten sie einen Festball und hatten uns die Posaunisten vor der Nase weggefischt, so daß wir mehrere Nummern ausfallen lassen mußten. Mit der Euterpe zusammenwirken, nein, der Gedanke ist noch nicht dagewesen!

Gerstheim. Und doch muß es sein.

Frau Birkenfeld. Wie, Doktor, Sie könnten das im Ernst für möglich halten?

Gerstheim. Alles Notwendige ist möglich.

Weiß. Notwendig?

Gerstheim. Allerdings. Die Blandini hat viel von den musikalischen Leistungen unserer Stadt gehört, sie erwartet ein Konzert mit vollem Orchester, die Ehre der Stadt fordert daß ihre Erwartungen nicht getäuscht werden.

Frau Birkenfeld. Aber wer hat denn die Blandini zu solchen Erwartungen berechtigt?

Otto. Ich war es. Soll ich mich deshalb der Uebereilung, der Unvorsichtigkeit anklagen? Ich wußte daß Sie an der Spitze des hiesigen Kunstlebens stehen, ich hatte das Glück Sie im Konzert zu hören — und zu sehen, und glaubte nicht — und gerade heraus, — ich glaube noch nicht an Ihre Unversöhnlichkeit.

Weiß. Ei wie lieblich klingt des Vogelstellers Pfeife! Standhaft, Frau Birkenfeld, nicht angebissen.

Frau Birkenfeld (milder). Ihre Schmeicheleien können einen alten Groll nicht verwischen, zu dem ich nur zu sehr berechtigt bin.

Otto. Groll? Wirklich Groll könnten Sie hegen? Eine Brust, der so weiche, seelenvolle Töne entquellen, sollte die finsterste aller Leidenschaften bergen? Unmöglich!

Weiß. Residenzredensarten, mein Bester! Die Euterpe ärgert uns, wir ärgern die Euterpe, das ist so hergebracht, seitdem die beiden Gesellschaften bestehen, da kann von keiner Versöhnung die Rede sein. Standhaft, Frau Birkenfeld!

Frau Birkenfeld. Herr Weiß hat Recht!

Weiß. He und bei der Euterpe haben Sie zuerst angefragt und die sind es zufrieden?

Otto. Sie werden heute abend darüber beraten und ich hoffe auf günstigen Erfolg.

Weiß. Da haben wir es wieder. Die Euterpe sagt Ja und denkt: die dumme Polyhymnia wird sich schon fügen. Ist das nicht ein neuer Beweis der Nichtachtung, mit der sie uns behandeln? Sie haben sich immer vornehmer gedünkt als wir.

Otto. Sie stellen die Sache durchaus in falschem Lichte dar. Ich wandte mich zuerst an die Euterpe, weil dort nur Männer an der Spitze stehen, die immer leidenschaftlicher sind. Dort schien es mir das schwierigste etwas zu erreichen. Hier wußte ich Frau Birkenfeld und hoffte auf weibliche Milde.

Frau Birkenfeld (milder). Der Gedanke an ein Zusammenwirken mit der Euterpe ist mir so neu, so überraschend —

Weiß. Sie werden schon nachgiebiger, bleiben Sie fest. Denken Sie daß der Baumeister Winterberg nach dem letzten Konzerte überall gesagt hat Ihre hohen Töne wären rauh und kreischend. Bleiben Sie fest, ich gebe meine Zustimmung niemals.

Frau Birkenfeld. Sie hören, Herr Rosenau — es ist allerdings nicht gut möglich.

Otto. Ich höre und bedaure. (Nimmt seinen Hut.) Ich will Ihnen durch Bitten und Zureden nicht länger beschwerlich fallen. Es thut mir leid um der Sache, doch auch um Ihretwillen. Das Konzert wird doch stattfinden, wennauch etwas weniger glänzend. Sie überlassen demnach der Euterpe freiwillig den Vorrang. Die Euterpe wird allein die Ehre und das Vergnügen haben mit der berühmten Blandini ein Konzert zu geben. In den Berichten der öffentlichen Blätter — und die Blandini versteht es für Berichte in allen Hauptstädten Europas zu sorgen — wird nur von der Euterpe die Rede sein — und ich hätte wirklich gewünscht alle Gesellschaften meiner Vaterstadt erwähnt zu sehen. Verzeihen Sie daß ich Ihnen beschwerlich fiel.

Frau Birkenfeld. Einen Augenblick noch! Herr Notar, man könnte den Vorschlag doch noch einmal überlegen.

Gerstheim. Zum Ueberlegen ist keine, nur zum raschen Entschluß ist Zeit. Uebermorgen ist das Konzert.

Weiß. Der Bibliotheker Kammerfeld hat neulich gesagt ich hätte keinen Ansatz auf meinem Fagott — und mit dem Menschen soll ich an einem Pult stehen?

Frau Birkenfeld. Nun nun, Herr Weiß, man muß vergeben und vergessen. Herr Rosenau hat Recht, wir treten selbst gegen die Euterpe zurück. Ich bin wirklich dafür daß wir heute abend der Versammlung den Vorschlag machen und ihn unterstützen. Einen Augenblick, meine Herren, ich will nach dem Aktuarius Blau schicken, er gehört mit zum Vorstande. (Geht an die Thüre und giebt einen Befehl hinaus.)

Gerstheim (während dessen halblaut). Nun, Weiß, machen Sie keine weiteren Einwendungen.

Weiß. Ich kann mich zu nichts entschließen.

Otto. Thun Sie es aus persönlicher Rücksicht für mich.

Weiß. Das soll ich und doch sind Sie so zäh bei unserm Handel?

Otto. Gut denn, teilen wir die Summe, um welche wir auseinander sind, Sie sollen sehen daß ich auch nicht ungefällig bin.

Weiß. Ihr Ernst?

Otto. Mein Ernst!

Weiß. Topp, der Handel ist gemacht!

Otto. Und Sie stimmen für das Konzert?

Weiß. Ihnen zu Gefallen, ja!

Frau Birkenfeld (zurückkommend). Brav, Herr Notar, beugen Sie Ihren harten Sinn. Wenn dieses Konzert vielleicht dazu dienen könnte eine Brücke zwischen der Euterpe und der Polyhymnia zu bauen, wenn die ewigen Mißhelligkeiten damit ein Ende nähmen — das Leben in unserer Stadt würde noch einmal so angenehm sein.

Otto. Es wird, das ist auch meine Hoffnung. Sie erwerben sich durch Ihre Versöhnlichkeit ein Verdienst um die ganze Stadt.

Gerstheim. Nach dieser schönen That bleibt Ihnen nur noch eins zu thun übrig, um zu den edelsten Ihres Geschlechts zu gehören.

Frau Birkenfeld. Und das wäre?

Gerstheim. Mich zu heiraten.

Otto. Aber Hermann —!

Weiß. Sie haben Recht, dieser Doktor treibt immer allotria. Zu dem Konzert ist noch so viel zu besprechen. Was führen wir auf? Die Euterpe wird wieder nichts als Rossini wollen und das können wir nicht zugeben.

Frau Birkenfeld. Wäre es nicht am besten, wenn von jeder Gesellschaft ein Ausschuß erwählt würde, die morgen mittag zusammenträten und die Einzelheiten besprächen?

Otto. Vortrefflicher Gedanke! Wir könnten uns bei meinem künftigen Schwiegervater versammeln.

Weiß. Halt, das ist kein neutraler Boden.

Otto. Doch, da Frau Blandini dort wohnen wird, die vielleicht bei der Bestimmung des Programms auch gehört zu werden wünscht.

Frau Birkenfeld. Gut gut, der Ort ist ja gleichgültig! Also bei Herrn Schwarz.

Otto (küßt ihr die Hand). Im voraus meinen verbindlichsten Dank. Und jetzt erlauben Sie daß wir uns entfernen, es ist noch mancherlei für das Konzert zu besorgen. Leben Sie wohl.

Frau Birkenfeld (grüßend). Meine Herren —

Gerstheim (küßt ihr die Hand). Beachten Sie die weise Lehre daß man das Gute nicht verschieben soll.

Frau Birkenfeld. Das Gute!

Gerstheim. Ich meine das kleine Wörtchen Ja. Vergnügten Nachmittag! (Mit Otto ab.)

Frau Birkenfeld. Ein gewandter Mann, der Herr Rosenau. Man sieht ihm doch in jeder Bewegung die Residenz an. Gegen ihn erscheint ihr sämtlich hier als Philister.

Weiß. Alles das Werk des Schneiders! Hätten wir so gute Schneider am Orte wie in der Residenz, Sie würden unsere Gewandtheit und Liebenswürdigkeit auch bewundern.

Frau Birkenfeld (spöttisch). Meinen Sie? Doch von etwas anderem. Das Konzert kommt überraschend schnell. Ich denke ich singe ein Duett mit der Blandini und dann die allerliebste heitere Arie von Mozart.

Weiß. Gut, ich werde das schöne Hornsolo von Kühne auf dem Fagott blasen.

Frau Birkenfeld. Aber ich habe die Arie nur im Klavierauszuge, Herr Horstmann muß mir sie noch rasch instrumentieren. Ich habe Blau bitten lassen ihn aufzusuchen — ah da sind sie schon.

Vierter Auftritt.

Vorige. Aktuarius Blau, Fritz.

Blau. Sie haben nach mir geschickt, schöne Frau, und mir sagen lassen ich soll Herrn Horstmann mitbringen, da sind wir alle beide.

Fritz (ungeduldig). Ergebener Diener, Frau Birkenfeld.

Blau (lachend). Ich fand ihn an der goldnen Sonne, wo er mit den Fuhrleuten verkehrte. Er wollte gar nicht mitkommen, halb mit Gewalt habe ich ihn hergeschleppt.

Fritz. Entschuldigen Sie, ich habe den ganzen Abend dringend zu thun.

Frau Birkenfeld. Und doch muß ich Sie einen Augenblick in Anspruch nehmen, lieber Horstmann.

Fritz. Es ist mir heute ganz unmöglich.

Frau Birkenfeld. Sie werden Ihrer treuesten Schülerin eine Gefälligkeit nicht abschlagen. Uebermorgen ist großes Konzert und ich muß diese Arie noch instrumentiert haben. (Nimmt Noten von einem Tische.)

Fritz (immer unruhiger). Morgen will ich es thun, aber heute nicht.

Frau Birkenfeld. Das wäre zu spät, morgen müssen die Stimmen ausgeschrieben werden.

Fritz. Aber ich kann heute wahrhaftig nicht.

Weiß. Pah machen Sie keine Umstände; Frau Birkenfeld wünscht und die Wünsche einer schönen Frau sind Befehle.

Fritz. Aber ich versichere Ihnen —

Frau Birkenfeld (immer freundlich bittend). Am besten, Sie machen es gleich hier, da ist Papier und Tinte — und hier die Arie.

Fritz. Aber ich bitte Sie —

Frau Birkenfeld. Mein Gott, es ist kaum fünf Uhr vorüber, in zwei Stunden sind Sie fertig und der ganze Abend gehört noch Ihnen.

Fritz. Aber just die zwei Stunden — man erwartet mich.

Frau Birkenfeld. Sie werden doch Andere eher warten lassen können als mich?

Fritz. Das wohl, aber —

Frau Birkenfeld (lachend). Sie kommen nicht fort. Hier setzen Sie sich. Und damit Sie mir nicht entwischen, (schließt die Mittelthüre ab) — euch jungen Künstlern ist nicht gut zu trauen, — schließe ich Sie ein.

Fritz. Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Frau Birkenfeld (lachend). Keine Gnade, junger Herr, Sie sind mein Gefangener bis Ihre Arbeit fertig ist. Kommen Sie, meine Herren. (Geht nach links ab.)

Fritz (stürzt ihr nach). Aber so lassen Sie sich doch sagen!

Blau (führt ihn am Arme zurück, lachend). Gehorchen Sie, wer wird widerspenstig gegen eine Dame sein! (Vertritt die Thüre mit Weiß.)

Fritz (heftig). Ich bleibe nicht, ich kann nicht bleiben, ich muß fort.

Weiß
Blau } (halten den nachdrängenden Fritz zurück, lachend). Dageblieben, es hilft Ihnen nichts, Sie kommen nicht fort. (Gehen ab und verschließen die Thüre.)

Fritz (an der Thüre). Hören Sie doch, hören Sie doch! (Versucht die Thüren beide zu öffnen, was ihm nicht gelingt.) Verschlossen, wahrhaftig verschlossen! (Horcht am Schlüsselloche.) Sie lachen, sie lachen mich aus! (Springt an das Fenster.) Das ist zu hoch und führt gerade auf die Straße, da kann ich nicht hinaus. Es ist sechs Uhr vorüber — da fährt der Wagen von der goldnen Sonne ab, der mich am Thore zum Einsteigen erwartet. Und Emilie wird draußen bei Falkendorf warten und warten. — Alle Wetter! (Versucht noch einmal das Thürschloß.) Ich komme nicht hinaus — und Lärm darf ich doch nicht machen, ich bin der Frau Birkenfeld zu viel Dank schuldig. Wenn ich das Ding rasch instrumentierte — eine zeitlang wartet Emilie schon. (Setzt sich rasch an den Tisch und nimmt die Arie vor.) Zwei, vier, sechs, acht, zehn Seiten — das mache ich in vier Stunden nicht fertig. Pah pah, ich instrumentiere so obenhin, bin ich erst aus der Stadt, mag es klingen wie es will. (Liest:)

Wo mag er weilen,
Warum nicht eilen
Bei mir zu sein?
Komm doch, mein Schätzchen,
Auf stillem Plätzchen
Harre ich dein!

Es ist mir zum Spott geschrieben. Und die zarte, süße Weise. G dur — die verdammte Feder schreibt auch nicht.

(Der Vorhang fällt langsam.)

Ob jemals ein Mensch in solch einer verdammten Lage gewesen ist. Horch — halb sieben — die Zeit eilt, als ob sie Flügel hätte. — Und Emilie, die arme Emilie — sie wird sich ängstigen — bald bricht der Abend herein. — Wo mag er weilen, warum nicht eilen? Teufel noch einmal, weil ich gefangen bin! Auf stillem Plätzchen harre ich dein — es ist um den Verstand zu verlieren.

Dritter Aufzug.

Zimmer bei Schwarz. Rechts das Klavier, links zwei Pauken, die mit einem Tuche so verhängt sind, daß man nicht erkennt was es ist.

Erster Auftritt.

Emilie, Fritz.

Emilie (öffnet Fritz die Thüre). Komm nur, der Oheim ist ausgegangen, um einen neuen Lehnsessel für die fremde Sängerin zu kaufen, wir sind einen Augenblick ungestört.

Fritz (demüthig). Bist du noch böse auf mich?

Emilie. Wenn du wüßtest was für Angst ich ausgestanden habe. Von sechs Uhr an habe ich gewartet. Viertelstunde auf Viertelstunde verging und immer kamst du nicht. Ich wußte nicht was ich anfangen sollte, umkehren oder warten. Tausend Zweifel peinigten mich, besonders die Furcht alles sei entdeckt und sie hätten dich festgenommen.

Fritz. Das hatten sie in der That, sonst wäre ich sicher nicht ausgeblieben.

Emilie. Als es endlich immer finsterer wurde, blieb mir nichts übrig, als zurückzukehren und mich in das Haus

zu schleichen, denn es war elf Uhr als ich ankam. Was habe ich dem Oheim alles vorflunkern müssen, um mein Ausbleiben zu entschuldigen.

Fritz. Du armes, armes Mädchen! Ich möchte mich selbst — und doch war ich ganz unschuldig. Eingesperrt hatten sie mich und auf alle meine Bitten erhielt ich die lachende Antwort: ich käme nicht heraus, bis die Arie instrumentiert wäre. Gar zu toll durfte ich mich doch nicht geberden, denn Frau Birkenfeld hat viel für mich gethan, und zudem hätte ich ja alles verraten. Mir blieb in der Verzweiflung nichts übrig, als mich an die Arbeit zu machen. Sie mag schön ausgefallen sein. Endlich gegen halb zehn Uhr war ich fertig. Sie ließen mich heraus, ich stürzte fort bis auf den Punkt, wo du warten wolltest, ich durchsuchte jeden Strauch, guckte hinter jeden Baum, denn obschon ich mir überlegte daß du längst nachhause gegangen sein würdest, war es mir doch als müßte ich dich jeden Augenblick irgendwo heraustreten sehen. Erst gegen ein Uhr des nachts bin ich zurückgekommen.

Emilie. Nun, es ist nichts verloren als ein Tag. Gestern abend zwar war ich sehr ängstlich, ich meinte, das Fehlschlagen sei ein Wink des Himmels und wir müßten alles aufgeben, aber als du mir heute morgen das Briefchen in den Zaun legtest und ich darin alles erklärt fand, faßte ich wieder Mut — und als ich heute das Benehmen meines Bräutigams sah, der nur von der Blandini sprach, nur um die Einrichtung ihrer Zimmer sich kümmerte, Blumenstöcke und Blumengehänge kaufte, um ihre Tische zu schmücken, da stand es fest bei mir: diesem Bräutigam entfliehst du auf jeden Fall. Vor einer Stunde ist er ihr entgegen gefahren. Um mich hat er sich noch nicht den zehnten Teil so viel gekümmert, als um diese Blandini — und er sollte mein Mann werden? Nimmermehr. Horch, da fährt ein Wagen vor. (Am Fenster.) Er ist es mit der fremden Sängerin! Sie steigt aus — er führt sie herein — jetzt fort, fort, daß man dich nicht sieht!

Fritz. Also heute abend um sechs Uhr auf jeden Fall?

Emilie. Auf jeden Fall!

Fritz. Genau wie gestern verabredet?

Emilie. Ich komme nach Falkendorf, du erwartest mich.

Fritz. Ich gehe jetzt schon hinaus daß mir nichts in den Weg kommt.

Emilie. Es ist jetzt vier Uhr, sie werden nachher Konferenz halten wegen des Konzerts, vielleicht kann ich da unbemerkt fort. Jedenfalls kümmern sich mein Oheim und mein Bräutigam heute nur um die Blandini und ich bin unbeachtet! (Drängt ihn nach der Thüre rechts.) Also um sechs Uhr spätestens.

Fritz. Du triffst mich sicher — lebe wohl, mein süßes Mädchen —

Emilie. Fort fort, es kommt jemand!

Fritz. Auf Wiedersehen, — für das ganze Leben. (Ab.)

Emilie (allein). Dies mal wird uns doch nichts in den Weg laufen! Ach du lieber Gott, wie schwer wird es einem armen Mädchen gemacht ihren Geliebten zu bekommen. Doch das muß wohl so sein, denn in den Geschichten, die ich gelesen habe, waren auch immer unübersteigliche Hindernisse, die zuletzt doch überstiegen wurden.

Zweiter Auftritt.

Emilie. Otto.

Otto. Sie ist da, sie ist da!

Emilie (kalt). Wer?

Otto. Die Blandini!

Emilie. So?

Otto. Ich hoffte, der Oheim oder Sie würden zu ihrem Empfange bereit sein?

Emilie. Der Oheim ist ausgegangen und mir hat man nichts gesagt.

Otto. Hm, ich war sehr beschäftigt und habe das übersehen, verzeihen Sie mir. Ich habe Frau Blandini auf ihre Zimmer geführt, sie will sich etwas umkleiden und von der Reise erholen, dann wird sie Ihnen und dem Oheim einen Besuch machen.

Emilie. Sehr erfreulich.

Otto (sieht nach der Uhr). Schon vier Uhr vorüber, die Herren müssen gleich zur Konferenz kommen.

Emilie. Wahrscheinlich, ich will denn nicht stören. (Geht.)

Otto. Emilie, was haben Sie? Sie sind so seltsam, so kurz angebunden?

Emilie. Kopfschmerzen. (Links ab.)

Otto (ihr nachsehend). Das Mädchen ist sonderbar, so habe ich sie nie gesehen. Sollte sie verstimmt sein, weil ich sie über die Blandini etwas vernachlässigt habe? Das muß es sein — und allerdings kommt es mir vor als wenn ich nicht aufmerksam genug gegen sie gewesen wäre. Hm, sie hat auch wenig Anregendes — ah pfui, Otto, um deine Unart zu entschuldigen tadelst du das arme Mädchen, das ist nicht recht. Sie ist ein unverdorbenes Gemüt und wird eine tüchtige Hausfrau sein, das ist es ja, was ich vornehmlich suchte, nachdem ich mich jahrelang mit Zierpuppen aller Art herumgeschlagen habe. Und was ihr fehlt zu geistiger Regsamkeit, werde ich ihr schon geben.

Dritter Auftritt.

Otto. Becker.

Becker. Ah, Herr Rosenau, schon auf dem Platze?

Otto. Sie kommen zur Konferenz?

Becker. Wunder über Wunder muß ich hören, die Euterpe und die Polyhymnia werden zusammenwirken?

Otto. Ja, gestern abend ist es in beiden Gesellschaften beschlossen worden. Meiner neutralen Stellung war es vorbehalten dieses Wunder zu bewirken.

Becker. Wenn es nur gut geht. Ich habe gestern abend meine Stimme dazu gegeben, aber ich fürchte —

Otto (munter). Fürchten Sie nichts, ich habe einiges Talent im Vermitteln und die liebenswürdige Sängerin wird durch den Zauber ihrer Persönlichkeit allen Parteigeist verschwinden machen.

Becker. Wir werden ja sehen.

Otto. Doch da ich Sie eben allein treffe, wie steht es mit der Stelle des Organisten? Sie versprachen sich für meinen Freund, Herrn Heimthal, zu verwenden. Es liegt mir alles daran, diesen liebenswürdigen jungen Mann hieherzuziehen, er ist mein bester, mein teuerster Freund, und ich würde auf die Dauer seinen Umgang schmerzlich vermissen. Die Stelle sagt ihm zu.

Becker. Das will ich glauben, es ist eine sehr gute Stelle, aus alten Stiftungen reich ausgestattet.

Otto. Sie werden sich nicht getäuscht finden. Mein Freund ist ein tüchtiger Musiker und wird neuen Aufschwung in unser Kunstleben bringen.

Becker. Uebermorgen ist Sitzung, von meinem Vorschlage hängt die Stelle ganz allein ab, Ihr Freund soll sie haben.

Otto (drückt ihm die Hand). Meinen besten, wärmsten Dank.

Becker. Lassen Sie, lassen Sie, ich habe ja noch etwas gut zu machen von der Residenz her —

Otto. Still, still davon. So gestaltet sich mein Leben hier immer freundlicher und ich darf der heitersten Zukunft entgegensehen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Schwarz, Linsing.

Schwarz. Sie ist da, Freundchen, sie ist da, die herrliche Blandini?

Otto. Frisch und munter, sie wird Ihnen gleich einen Besuch machen.

Linsing. Sollen wir nicht die Thüre da verschließen?

Becker. Weshalb?

Otto (setzt Stühle im Kreise).

Linsing. Wenn zufällig beide Thüren zugleich aufgehen, giebt es immer Zug. Solch ein Zimmer mit drei Thüren ist mir ein wahrer Greuelsort, man sitzt immer in der Furcht daß Zug entsteht. (Schließt rechts ab.)

Schwarz. Schließen Sie zu, was Sie wollen.

Linsing. In meinem Hause hat jedes Zimmer nur Eine Thüre, ich leide keine durcheinandergehenden. Und die Hofthüre habe ich gleich zumauern lassen, als ich das Haus kaufte, denn Hofthüren bringen immer Zug.

Schwarz. Aber wo bleiben die Herren von der Polyhymnia? Sie lassen auf sich warten.

Otto. Gerstheim holt sie ab — horch, Tritte, das werden sie sein.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Gerstheim, Blau, Weiß.

Gerstheim. Die Herren von der Polyhymnia.

Blau. }
Weiß. } Ergebener Diener, meine Herren.

Schwarz. Sein Sie willkommen in meinem Hause.

Otto. Belieben Sie Platz zu nehmen.

Alle (setzen sich, ihr Benehmen ist etwas steif und zurückhaltend).
Becker, Linsing, Schwarz, Otto, Weiß, Blau.
Gerstheim (steht und geht im Hintergrunde auf und ab).

Otto. Meine Herren, Sie erlauben daß ich das Wort nehme?

Blau. Darf ich Sie einen Augenblick unterbrechen?

Otto. Was steht zu Ihren Diensten?

Blau. Wäre es nicht passend, ein Protokoll über unsre Verhandlungen aufzunehmen?

Gerstheim. Richtig! Ohne Papier und Protokoll bringen wir in Deutschland einmal nichts zustande.

Otto. Wenn Sie das wünschen und sich vielleicht der Mühe unterziehen wollen, ich glaube die anwesenden Herren werden es Ihnen Dank wissen.

Weiß. Ja.
Schwarz. Allerdings.
Becker. Versteht sich.

Blau (geschäftig). Ich bin mit allem versehen — und hier steht Feder und Tinte. (Setzt sich an den Tisch rechts, nimmt einige große Bogen Papier aus der Tasche und schreibt während des Folgenden emsig.)

Otto. Ich hatte die Ehre, meine Herren, behufs eines Konzerts der berühmten Sängerin Blandini eine Vereinigung der beiden Gesellschaften Euterpe und Polyhymnia vorzuschlagen. Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit haben beide verehrlichen Gesellschaften diesen Vorschlag angenommen und ich bin von Frau Blandini, die eben angekommen ist, beauftragt, Ihnen den aufrichtigsten Dank derselben auszusprechen. Frau Blandini läßt Ihnen ferner sagen daß sie sich bei Feststellung des Programms gar nicht einmischen wolle und dasselbe gänzlich Ihrem Ermessen überlasse. Das Programm würde demnach den Gegenstand unserer Beratung bilden.

Weiß. Ist denn schon festgesetzt, in welchem Saale das Konzert stattfinden soll?

Otto. Die Herren von der Euterpe geben dem Saale der Polyhymnia seiner bessern Akustik wegen den Vorzug und werden mit Vergnügen dort erscheinen.

Schwarz. So ist es!
Becker. Es mag sein.
Linsing. Vorausgesetzt daß die Thüre zur Galerie verschlossen bleibt, sonst zieht es.

Weiß. Hm recht artig und zuvorkommend von den Herren. Blau, bemerken Sie das im Protokoll.

Otto. Was gedenken Sie also auf das Programm zu bringen?

Weiß. Hm hm, Sie wissen vielleicht nicht daß die beiden Gesellschaften einer verschiedenen Geschmacksrichtung folgen?

Otto. Ich weiß, Rossini hier, Beethoven dort.

Weiß. Richtig. Demnach müßte das Programm so gestellt werden daß beiden Richtungen Rechnung getragen wird.

Gerstheim. Sehr wahr, keine Note darf Rossini mehr haben als Beethoven!

Otto. Ich erwarte Ihre Vorschläge.

Becker. Es fragt sich wohl zunächst: was wird Frau Blandini singen?

Otto (nimmt einen Zettel heraus). Hier hat sie mir ihre Nummern mitgeteilt: Arie von Rossini, Variationen von Mercadante, Cavatine von Bellini und Walzer von Donizetti.

Weiß. Hm da sind ja die Italiener hinlänglich vertreten und wenn die Vorträge der Euterpe sich ebenfalls in diesem Geschmacke bewegen, so müssen wir ein tüchtiges Gegengewicht haben.

Gerstheim. Beethoven reicht allein nicht hin, da muß wenigstens noch Händel herbeigezogen werden.

Otto. Hermann, ich bitte dich, laß deine Bemerkungen.

Gerstheim. Du wirst sehen, es geht ohne Händel nicht ab.

Becker. Nun nun, die Forderung eines Gegengewichts gegen die italienische Musik ist billig.

Weiß. Ich schlage demnach als Einleitung die C moll-Symphonie von Beethoven vor.

Alle (wiegend beistimmend und brummend die Köpfe).

Otto. Also die C moll-Symphonie? Erhebt sich dagegen Widerspruch?

Becker. Nein.
Linsing. Es ist gut.
Schwarz. Es mag gehen.

Otto. Das stände also fest. Sie schreiben das auf, Herr Aktuarius?

Blau. Ein regelrechtes Protokoll.

Becker. Wenn dann die Symphonie zu Anfang des ersten Teiles gemacht wird, so möchte ich vorschlagen, den zweiten Teil mit einer Ouvertüre von meiner schwachen Feder einzuleiten.

Gerstheim. Als Gegengewicht gegen Beethoven, vortrefflich.

Blau. Dagegen läßt sich billigerweise nichts einwenden.

Weiß. Nicht das Geringste.

Otto. Also angenommen?

Alle. Angenommen.

Weiß. Es käme nun darauf an, welche Sachen für Chor aufzuführen wären.

Otto. Auch für Chor?

Weiß. Versteht sich von selbst. Ich würde die Jahreszeiten von Haydn vorschlagen.

Otto. Aber bedenken Sie, wird das nicht zu lang?

Linsing. Allerdings etwas lang.

Weiß. Ah, nicht doch. Die Solosachen nehmen wenig Zeit weg und die Hauptleistungen unserer Vereine bestehen ja in Chören. Natürlich müssen die auch vorgeführt werden. Was würden die Gesellschaften sagen, wenn wir keine Chöre machen wollten?

Blau. | Ja Chöre müssen sein!
Schwarz. | Chöre sind nicht zu vermeiden!
Linsing. | Chöre auf jeden Fall!
Becker. | Herr Weiß hat Recht!

Otto. Ja, meine Herren, ganz recht, ich habe nichts gegen die Chöre. Nur — ich bin in der Musik nicht recht bewandert, verzeihen Sie deshalb, — nur kommt es mir vor, als wären die Jahreszeiten etwas lang?

Weiß. Nun ja, sie sind nicht kurz, aber sie sind bei uns am besten eingeübt — in der Euterpe sind sie auch im vergangenen Winter noch gemacht worden, und da wir nur eine Probe halten können wüßte ich wirklich nicht, was wir anderes herauszubringen vermöchten.

Becker. Das Stabat mater von Rossini ist jedenfalls kürzer.

Weiß (heftig). Rossini? Kommen Sie doch noch mit Rossini? Diese Richtung ist schon mehr als billig vertreten!

Becker. Das Stabat mater bewegt sich ja ganz im Geiste Ihrer Richtung.

Weiß. Rossini im Geiste Haydns? Nein, der Gedanke ist zu köstlich!

Schwarz (heftig, rasch). Finden Sie das etwa nicht?

Becker. Das möchte ich auch wissen.

Linsing. Als ob Rossini nicht in jedem Stile schreiben könnte!

Weiß. Es ist ja lächerlich darauf zu antworten!

Schwarz. | Lächerlich! Welch ein Ausdruck!
Becker. | Wie übermütig.
Linsing. | Mäßigen Sie sich.

Otto (beschwichtigend). Meine Herren, ich bitte, ich bitte dringend, verlieren wir unsern Zweck nicht aus den Augen, das Konzert, das Programm. Die Jahreszeiten scheinen allseitige Zustimmung gefunden zu haben, also bleiben wir bei diesen.

Schwarz. Eigentlich sollten wir —

Otto. Ich bitte, Herr Schwarz —

Schwarz. Na, mag es darum sein.

Linsing. Mir ists recht.

Otto. Also die Jahreszeiten.

Becker. Wer aber soll sie dirigieren?

Weiß. Natürlich unser Musikdirektor!

Linsing. Erlauben Sie, das ist nicht natürlich, unser Musikdirektor führt seinen Stab so gut wie der Ihrige.

Weiß. Möglich bei Rossini und Bellini und andern Inis, aber die Auffassung klassischer Musik gelingt ihm nicht.

Becker. Das ist denn doch etwas stark!
Weiß. Das ist ja eine bekannte Thatsache!
Schwarz. Unser Musikdirektor ist berühmt wegen seiner Auffassung.
Linsing. Unser Musikdirektor hat einen sichern Takt.
Becker. Unser Musikdirektor vergreift nie ein Tempo.
Blau. Bei klassischer Musik bedarf es besonderer Auffassung!
Weiß. Bei klassischer Musik kommt man nicht mit Walzertakt zurecht.

Otto. Aber, meine Herren, ich bitte dringend, verständigen wir uns.

Weiß. Da ist ja der Doktor Gerstheim, der mag entscheiden, ob nicht unser Musikdirektor die klassische Musik besonders gut auffaßt.

Alle. Ja, Gerstheim, reden Sie!

Gerstheim (lachend). Haltet ihr mich wirklich für so dumm daß ich mich in eure Händel mische? Ich gebe meine Entscheidungen nur gedruckt, vor denen habt ihr wenigstens Furcht!

Otto. Meine Herren, wir müssen uns gegenseitig nachgeben, sollen wir zu einer Verständigung kommen. Ich schlage vor daß das Los diesen Streitpunkt entscheide.

Schwarz. Das Los? Meinetwegen.

Becker. Ich bin es zufrieden!

Linsing. Mag es sein.

Weiß. Nun, ich will nicht hartnäckig auf meiner Meinung beharren — also das Los entscheide.

Blau (schreibend). Das Los entscheide.

Otto. Ich weiß Ihre Liebenswürdigkeit zu schätzen, meine Herren. Das Programm dürfte sonach wohl vollständig sein.

Weiß. Wo denken Sie hin?
Becker. Noch lange nicht!
Linsing. Wo bleiben unsere Solovorträge?
Schwarz. Jetzt kommen noch die Solosachen.
Blau. Nein nein, das ist nicht genug!

Otto. Ah, richtig, Ihre Solovorträge! Verzeihen Sie, ich dachte nicht gleich daran. Worin würden die bestehen?

Weiß. Unsere Frau Birkenfeld wird eine alte Arie von Mozart, aus seinen ersten Kompositionen, singen.

Blau (schreibend). Arie von Mozart.

Schwarz. Dagegen meine Nichte eine Arie von Carafa vortragen.

Otto. Emilie auch?

Schwarz. Nun, das versteht sich.

Weiß. Das ist billig und gleicht sich aus!

Otto. Also Arie von Carafa!

Blau. Ich habe es aufgeschrieben.

Weiß. Dann wünscht Frau Birkenfeld das große Duett aus dem Freischütz mit Frau Blandini zu singen.

Becker. Frau Birkenfeld noch einmal? Das ist zu viel!

Weiß. Sie hat es als Bedingung ihrer Mitwirkung gesetzt.

Blau. Und an ihr hängt die ganze Polyhymnia.

Schwarz (laut). O, wenn wir Bedingungen stellen wollten —

Becker. Linsing. Ja, wenn wir Bedingungen stellen wollten —

Weiß. Das steht Ihnen ja frei!

Becker. | Dann hätten wir —
Linsing. | Dann müßten wir —
Schwarz. | Dann könnten wir —

Otto. Meine Herren, ich bitte dringend, keine Heftigkeit. Wenn es Frau Birkenfeld wünscht, will ich Frau Blandini dazu bestimmen.

Linsing. Dann ist aber die Polyhymnia im Vorteil; ich schlage deshalb das Duett aus Norma mit dem Sever vor, das ich mit Frau Blandini singen werde.

Otto. Sie auch noch ein Duett?

Linsing. Versteht sich, wenn die Polyhymnia ein Duett hat, müssen wir auch eins haben.

Weiß. Nicht mehr als billig.

Schwarz. Ja ja, das Duett aus Norma, da habe ich die schöne Paukenbegleitung.

Linsing. Wir bestehen darauf.

Otto (seufzend). Also ein Duett aus Norma!

Blau. Ist schon aufgeschrieben.

Weiß. Dann würde ich die Ehre haben ein Solo auf dem Fagott vorzutragen.

Otto. Aber bedenken Sie —

Weiß. Bedenken? Was wollen Sie damit sagen? Das Solo ist wunderschön, es ist ursprünglich für das Klappenhorn geschrieben, macht sich aber sehr hübsch für das Fagott.

Otto. Es wird zu viel.

Gerstheim. Herr Weiß behandelt das Fagott wirklich mit vieler Zartheit.

Weiß. Da hören Sie ein gediegenes Urteil.

Schwarz. Eine Nummer mehr macht es ja nicht aus.

Otto (tiefer seufzend). Also ein Fagottsolo.

Becker. Dagegen würde ich Frau Blandini bitten eine neue Arie zu singen, die ich vorige Woche beendigt habe.

Otto. Noch mehr? Aber ich bitte Sie, wie soll die Blandini noch eine neue Arie einstudieren können?

Becker. O, sie ist sehr leicht, sie kann sie vom Blatte singen. Denken Sie, welche Ehre für mich, wenn eine neue Arie von mir zuerst von einer so berühmten Sängerin gesungen wird. Eine Gefälligkeit ist der andern wert, ich bitte wirklich dringend darum.

Otto. Nun in Gottes Namen.

Blau. Dann hätten wir unsererseits noch ein Konzert für das Cello vorzuschlagen, das ich zu spielen die Ehre haben werde.

Otto (matt). Auch ein Solo für Cello?

Blau. Erlauben Sie, ein vollständiges Konzert in drei Sätzen, mit voller Orchesterbegleitung.

Gerstheim (immer lachend). Mit weniger kann man auch Herrn Blau nicht abfinden.

Linsing. Dann hätte ich zuletzt —

Otto. Noch mehr?

Linsing. Dann hätte ich zuletzt noch eine Ballade, die unser Freund Becker für mich komponiert hat —

Otto. Aber lieber Herr Linsing —

Linsing. Auf die Ballade muß ich bestehen!

Becker. Ich möchte auch dafür stimmen!

Schwarz. Frau Blandini soll unsern Becker kennen lernen.

Weiß. Je nun, eine Nummer mehr, darauf kommt es nicht an. Das ist denn auch die letzte.

Blau. Ich werde die Ballade mit aufzeichnen.

Otto. Meine Herren, ich fürchte nur —

Alle. Sie fürchten —?

Otto (schüchtern). Das Programm ist sehr stark geworden, wenn Frau Blandini nun Einwendungen machte —?

Weiß. Hm hm, es ist uns zwar eine große Ehre daß die berühmte Künstlerin in unserer Stadt auftreten will, allein sie muß auch bedenken daß wir sie freiwillig unterstützen und daß also auch auf unsre Wünsche Rücksicht genommen werden muß.

Schwarz. Richtig, richtig! Und wenn Frau Blandini einige Aenderungen wünscht, so läßt sich ja darüber noch sprechen.

Weiß. Gut gut, nur erkläre ich daß seitens der Polyhymnia an dem Programm festgehalten wird, wie es eben aufgesetzt worden.

Linsing (stark). Auch die Euterpe wird sich keine Nummer streichen lassen.

Becker (stärker). Auf keinen Fall wird das geschehen!

Schwarz (stärker). Wir vertreten unsere Rechte gegen jede Einmischung.

Otto (beschwichtigend). Ruhig, ruhig, meine Herren. Ich werde mit Frau Blandini sprechen. (Steht auf.) Somit wäre unsere Verhandlung beendigt und ich sage Ihnen nochmals meinen besten Dank für Ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit.

Alle (stehen auf).

Blau (packt seine Papiere zusammen).

Weiß. Bitte, eine so berühmte Künstlerin verdient alle Rücksichten! Wir wollen uns denn empfehlen.

Blau (giebt Otto einen Zettel). Hier ist das Programm, ich habe es Ihnen aus dem Protokolle ausgezogen.

Otto. Besten Dank!

Weiß. Und morgen früh neun Uhr die Probe?

Otto. Wie verabredet.

Weiß. Und alles Uebrige besorgen Sie?

Otto. Besorge ich!

Weiß. Bis morgen denn. Guten Abend, meine Herren. (Mit Blau ab.)

Schwarz.
Linsing.
Becker. } Guten Abend, guten Abend, meine Herren.

Linsing (nimmt seinen Hut). Es ging besser als ich dachte.

Becker (nimmt seinen Hut). Sie waren ziemlich nachgiebig.

Schwarz. Aber der Weiß ist ein geriebener Kerl, wenn er einmal etwas sagt, geht er nicht mehr davon ab.

Becker. Linsing, Sie kommen mit zu mir, um die Ballade noch einmal durchzugehen?

Linsing. Gehen wir lieber zu mir, in Ihrem Hause zieht es zu sehr. Guten Abend, meine Herren. (Ab.)

Becker. Mir auch recht. Guten Abend denn! (Ab.)

Schwarz. Nun, Schwiegersohn, wie finden Sie unsere musikalischen Größen? He? Tüchtige Leute, Männer auf dem Platze! He?

Otto (seufzend). Ja, nicht zu beugen in dem was sie wollen.

Schwarz. Uebrigens sind Sie ein Tausendsappermenter, Sie haben etwas zustande gebracht, was ich nicht für möglich gehalten hätte.

Gerstheim. Ich bewundere deine diplomatischen Talente, Otto, du könntest Europa den Frieden wiedergeben, ständest du am rechten Platze.

Otto. Laß deinen Spott und komm mit mir; entschuldigen Sie, Herr Schwarz, ich will einmal sehen, was Frau Blandini macht, Sie haben sie ja noch nicht gesprochen. (Ab.)

Gerstheim. Das Konzert wird sehr schön, hübsch viel fürs Geld! Einer allein hält es gar nicht aus, ich werde mir einen Gehülfen zum Zuhören anschaffen. Guten Abend, Herr Schwarz. (Ab.)

Schwarz (etwas verblüfft). Was meint er damit? Ein verdammter Kerl, der Doktor, ich kann ihn oft nicht verstehen. Aber wo habe ich denn — Becker hat es mir doch gegeben — aha, da habe ich es hingelegt. (Nimmt vom Klavier ein Notenheft und eine einzelne Stimme.) Ouverture zu Shakespeares „Viel Lärmen um nichts". Ein tüchtiger Kerl, unser Becker, wenn Shakespeare noch lebte, er würde seine Freude an der trefflichen Musik haben, die Becker zu seinen Stücken macht. Richtig, da ist die Paukenstimme. Ich soll sie mir ein bischen ansehen. Hm es ist wohl notwendig, ich fange in neuerer Zeit an etwas zerstreut zu werden, es geht mit dem Zählen nicht mehr wie sonst. (Sieht die Stimme an.) Adagio quasi

Larghetto, Zwölfachtel-Takt. Das ist ein verdammter Takt, zwölf Achtel. (Taktiert mit der Hand und zählt laut bis zwölf.) Ich glaube, da kann man Viertel zählen. Und hier kommt Allegro assai quasi presto con fuoco ed espressione, Neunachtel-Takt — das Donnerwetter soll den Becker holen, da kann ja kein Mensch nachkommen. (Taktiert mit der Hand und zählt für sich.)

Sechster Auftritt.

Schwarz. Otto, Frau Blandini.

Otto (vorstellend). Liebe Freundin, Herr Schwarz, der so freundlich war Ihnen einige Zimmer seines Hauses anzubieten.

Schwarz (erschrickt und versteckt die Noten). Ah — schönste Künstlerin — berühmte Frau — ich bin — ich habe —

Blandini (fein und freundlich). Mein Herr, Ihre Freundlichkeit ist mir ein Beweis für die Wahrheit des guten Rufes, dessen sich Ihre Stadt in Bezug auf Kunstliebe erfreut.

Schwarz (immer verlegen). Allerdings — viel Kunstliebe — und wenn berühmte Künstlerinnen — will sagen große Künstlerinnen — uns die Ehre erweisen, so ist es unsre verfluchte Schuldigkeit — verzeihen Sie, ich meinte, so ziemt es uns —

Otto. Lieber Herr Schwarz, Frau Blandini wünscht Ihre Nichte zu sehen, wollen Sie einen Augenblick hier verweilen, damit ich sie hole?

Schwarz. Erlauben Sie, ich werde selbst gehen, den Augenblick soll sie hier sein. (Links ab.)

Blandini (lacht).

Otto. Sie lachen?

Blandini. Ich lache immer, Sie wissen das doch. Und hier will ich noch mehr lachen als gewöhnlich, denn

ich verspreche mir von meinem Aufenthalte in dieser Stadt viel Spaß.

Otto (unwillig). Spaß, Spaß! Was für ein Ausdruck!

Blandini (lachend). Soll es mir nicht Spaß machen, wenn ich sehen werde, mit welchem Ernst und welcher Unbeholfenheit Dilettanten die Kunst treiben?

Otto. Das ist der leidige Hochmut von euch Künstlervolke daß ihr meint die Kunst gehöre euch allein. Aber sie ist Gemeingut, jeder kann und soll sie lieben, treiben, ausüben, und darin besteht eben der Fortschritt der Zeit daß sie immer allgemeiner wird und nicht mehr die Domäne hochmütiger Künstler ist.

Blandini (lachend). Sie ereifern sich ja förmlich, Rosenau; sind Sie etwa auch Dilettant geworden?

Otto. Nein, noch nicht, aber ich werde mich dem musikalischen Streben hier anschließen und leisten was in meinen Kräften steht.

Blandini (lachend). Werden Sie nicht so ernst, lieber Freund, es hilft Ihnen nichts, Sie schlagen mein Lachen doch nicht aus dem Felde. Ich bin ja nur hiehergekommen, weil ich hier Stoff zum Lachen zu finden hoffe — und nebenbei den treulosen Flüchtling wieder zu sehen, der die Residenz verläßt um sich auf dem Lande zu vergraben. Ich muß doch zuhause erzählen können, wie ich den liebenswürdigen Otto Rosenau in seiner Zurückgezogenheit gefunden habe.

Otto. Ich bin nicht auf dem Lande, liebe Blandini, ja diese Stadt ist nicht einmal eine kleine Stadt zu nennen; es leben hier über dreißigtausend Einwohner, es sind viele Fabriken und große Gewerbsthätigkeit hier.

Blandini. Ah ich ehre die Fabriken, sie liefern uns die herrlichen Stoffe, mit denen wir unsere natürlichen Reize in das hellste Licht zu setzen wissen, und ich will den guten Fabrikanten zudanke morgen meine schönsten Triller und Kadenzen zum besten geben. Doch da ich eben auf das Konzert komme, was werden die guten Leute denn außer

meinen Nummern noch machen? Ist das Programm festgestellt?

Otto (nimmt es heraus, zögernd, verlegen). Hier ist es!

Blandini. Nun, lassen Sie hören.

Otto. Man hat da noch einige Bitten an Sie.

Blandini. Bitten?

Otto. Herr Becker, ein hiesiger Komponist, wünscht daß Sie eine von ihm komponierte Arie singen.

Blandini. Nun, wenn sie sich singen läßt —

Otto (freudig). Sie wollen es thun?

Blandini (immer lachend). Warum nicht? Ich bereichere mein Repertoire, besorgen Sie mir dieselbe nachher, damit ich sie durchgehen kann. Weiter?

Otto (zögernd). Eine Dame wünscht daß Sie das Duett aus dem Freischütz mit ihr singen.

Blandini (lachend). Ein Duett? Warum nicht gar.

Otto (bittend). Die Dame ist einflußreich, ohne sie wäre vielleicht das Konzert nicht zustande gekommen.

Blandini (lachend). Und Sie wollen durchaus Ihre Wette gewinnen daß ich hier ein gutes Konzert machen soll. Nun, damit Sie sehen daß ich nicht eigensinnig bin und daß Sie durch meine Schuld nicht verlieren sollen, will ich das Duett singen.

Otto (küßt ihr die Hand). Ich kannte ja Ihre Liebenswürdigkeit und versprach es in Ihrem Namen. Ferner —

Blandini. Noch mehr?

Otto (schüchtern). Herr Linsing wünscht das Duett aus Norma — —

Blandini (lachend). Nein, Bester, daraus wird denn doch nichts.

Otto. Aber —

Blandini. Auf keinen Fall, das Duett strengt mich zu sehr an.

Otto. Aber der Mann steht an der Spitze der musikalischen Vereine — er würde sich sehr verletzt fühlen —

Blandini. Nun, er wird doch wegen eines ausfallenden Duetts nicht zurücktreten? Ich werde etwas liebenswürdig gegen ihn sein und er giebt sich zufrieden. Sie haben ja oft genug die Macht meiner Augen gepriesen, sie soll sich hier bewähren. Ist das alles?

Otto. Was man von Ihnen verlangt, ja.

Blandini. Und außerdem?

Otto. Noch einige andere Stücke!

Blandini. Warum zögern Sie dieselben zu nennen? Ich muß das Programm doch wissen.

Otto (aus dem Zettel lesend). Eine Arie von Mozart, eine Cavatine von Carafa, eine Ballade für Linsing, ein Solo für Fagott, ein Konzert für das Cello, eine Ouverture von Becker, die C moll-Symphonie von Beethoven und die Jahreszeiten von Haydn.

Blandini (bricht in lautes Gelächter aus).

Otto (unmutig). Nun lachen Sie wieder.

Blandini (lachend). Ja, der Spaß kommt ja immer stärker.

Otto. Mir ist gar nicht spaßhaft zumute.

Blandini (lachend). Lieber Freund, das Programm nimmt wenigstens acht Stunden in Anspruch. So viel Musik halten Deutsche nicht aus, dazu gehören englische Magen.

Otto. Aber mein Gott, was ist da zu machen? Für jede einzelne Nummer führten die Herren ganz triftige Gründe an, denen ich nichts entgegenzusetzen wußte.

Blandini (lachend). Weil Sie ein Närrchen sind, das von Musik nichts versteht. Ein Konzert für Fagott, eines für Cello — und Balladen, Arien und Ouverturen — hahaha, da haben Sie die Dilettanten, jeder drängt sich vor, jeder will gehört werden.

Otto (unwillig). Genau wie ihr Künstler es auch macht.

Blandini (lachend). Da haben Sie Recht, die Schattenseiten unserer Art zu sein haben sie uns trefflich abgelernt. Wie sagt Schiller? „Wie er räuspert, wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.“

Otto. Ich bitte, lachen Sie doch nicht. Was sollen wir nun thun?

Blandini. Das Programm ist eine reine Unmöglichkeit.

Otto. Aber sie werden nichts daran fahren lassen.

Blandini (lachend). Und Sie haben Ihren Kopf darauf gesetzt daß das Konzert zustande kommen muß.

Otto. Sie bringen mich zur Verzweiflung mit Ihrem Lachen.

Blandini (lachend). Otto Rosenau in Verzweiflung, der gewandte Lebemann — und da soll man nicht lachen?

Otto. Ihr Lächeln ist reizend, zuweilen auch Ihr Lachen, aber jetzt bitte ich, beschwöre ich Sie, sein Sie einen Augenblick ernsthaft.

Blandini. Ich will es versuchen.

Otto. Wie sollen wir mit den Herren fertig werden, die an ihrem Programm festhalten wollen? Warum kamen Sie auch nicht zur Konferenz? Ihre Gegenwart hätte sie bescheidener in ihren Forderungen gemacht.

Blandini (lächelnd). Meinen Sie? Nun, wenn meine Gegenwart, — Sie hätten höflicher sagen können meine Liebenswürdigkeit — diese Herren menschlicher gestimmt hätte, kann ich ja diesen Zauber meiner Person noch immer anwenden.

Otto. Aber morgen früh ist schon die Probe.

Blandini. Vorher wird sich allerdings nichts thun lassen, also auf der Probe selbst. Verlieren Sie den guten Mut nicht, ich will das Programm schon in Ordnung bringen.

Otto. Sie sind sehr zuversichtlich!

Blandini. Ihr Männer habt mich verhätschelt, lieber Freund. Ich bin gewohnt daß alles sich bestrebt meine Wünsche zu erfüllen, werden diese wackern Dilettanten denn mir widerstreben, mir, einer Dame, einer gewandten Sängerin, deren Augen ja alles besiegen, wie Sie mir oft genug selbst gesagt haben?

Otto. Sei es denn, vor der Probe läßt sich allerdings nichts thun.

Blandini (lachend). Ich verspreche Ihnen sehr liebenswürdig gegen die Herren zu sein, damit Sie Ihr Wort wegen des Konzerts vollständig lösen! Und nun die Wolken von der Stirn, lassen Sie für heute die Sorgen fahren.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Schwarz, Emilie.

Schwarz (etwas unbeholfen). Verehrte Künstlerin, hier bin ich so frei Ihnen meine Nichte vorzustellen.

Emilie (sich verneigend). Frau Blandini —

Blandini. Ah mein Fräulein, ich bin erfreut Sie zu sehen. Sieh, welch holde Blume ist da im Verborgenen aufgeblüht!

Emilie. Ich bitte, Frau Blandini —

Schwarz. Stille, laß doch die große Künstlerin sprechen. Sie haben Recht, das Mädchen ist ganz artig.

Blandini. Nicht zu bescheiden, liebes Kind! Sie wollen es übernehmen, als brave Frau diesen Wildfang auf bessere Wege zu leiten —

Otto. Aber liebe Freundin —

Blandini. Da kommen Sie mit Bescheidenheit nicht durch, der bedarf einer strengen Führung.

Otto. Glauben Sie nicht, liebe Emilie —

Blandini. Still, wenn ich spreche. Es thut mir leid daß ich nur so kurze Zeit hier bin, ich würde Ihnen mit gutem Rate an die Hand gehen können. Aber einiges will ich Ihnen doch sagen. Herr Rosenau hat mich zu einer Spazierfahrt aufgefordert, um mir Stadt und Gegend zu zeigen, Sie sind wohl so freundlich uns zu begleiten? Ich werde unterwegs Gelegenheit haben Ihnen diesen Menschen in seinem wahren Lichte zu schildern.

Emilie (hastig). Ich bitte um Entschuldigung, ich kann unmöglich mitfahren.

Blandini. Nicht?

Otto. Aber liebe Emilie —

Emilie. Ich bin es nicht imstande, ich habe den heftigsten Kopfschmerz.

Schwarz (hastig). Ja ja, sie leidet häufig an Kopfweh und dann ist ihr Ruhe nötig.

Blandini. Das ist ein anderes, da müssen Sie sich schonen, besonders da Sie morgen singen sollen. Aber Herr Schwarz fährt mit uns?

Schwarz (hastig und verlegen). Ich muß gleichfalls bedauern, ich habe — gleichfalls Kopfschmerzen.

Blandini. So soll ich mit Ihrem Bräutigam allein fahren? Fürchten Sie gar nichts für sein Herz?

Emilie. O, ich bitte —

Blandini. Sein Sie ruhig, ich bringe ihn unversehrt zurück. So kommen Sie, Rosenau!

Otto. Liebe Emilie, thun Sie etwas für Ihr Kopfweh!

Emilie. Ich werde.

Otto. Wir sind in ein paar Stunden zurück — ich hoffe Sie wohler wieder zu finden. Auf Wiedersehen also!

Blandini. Am Abend! (Küßt Emilien auf die Stirn.) Legen Sie altes Wasser um, liebes Kind.

Otto (reicht ihr den Arm und führt sie ab).

Schwarz (folgt begleitend).

Emilie (allein). Gott sei Dank daß sie nicht auf meine Begleitung bestand. Aber warum der Oheim nicht mitfährt? Und warum er so hastig meinem vorgeschützten Kopfschmerz beistimmte? Gleichviel, alles begünstigt unsere Flucht, es ist bald sechs Uhr, ich schleiche mich fort, Fritz soll nicht vergebens warten, wie ich gestern gewartet habe. (Will links ab.)

Achter Auftritt.

Emilie. Schwarz (kommt zurück).

Schwarz. Emilie!

Emilie. Oheim.

Schwarz. Ein trefflicher Einfall von dir daß du Kopfweh vorschützest um zuhause bleiben zu können.

Emilie (aufgeregt). Ich habe es nicht vorgeschützt, ich bin wirklich unwohl.

Schwarz (lacht). Weiß schon, weiß schon, ein bischen verdrießlich, ein bischen eifersüchtig daß sich dein Bräutigam so viel mit der Blandini zu schaffen macht, — hm, ist eine Künstlerin, da mußt du etwas nachsehen, Kind, wir Männer haben alle eine Schwäche für Künstlerinnen.

Emilie. Ich versichere Ihnen —

Schwarz (lacht). Weiß schon, weiß schon, alle Mädchen machen es so und das Kopfweh haben sie immer zurhand. Aber es kommt mir heute sehr gelegen.

Emilie. Ich verstehe Sie nicht.

Schwarz. Da hat mir Becker seine neue Ouverture geschickt, die morgen gemacht werden soll, ich muß die Paukenstimme etwas durchgehen.

Emilie (immer ängstlicher und aufgeregter). Aber jetzt?

Schwarz (nimmt während des Folgenden das Tuch von den Pauken und schiebt sie sich zurecht). Eben jetzt, so lange die Blandini aus ist! Ich kann doch nicht im Hause pauken, wenn sie sich in ihrem Zimmer befindet? Darum kam mir ihre Spazierfahrt sehr gelegen, — wäre zwar gern mitgefahren, sehr gern, mit der berühmten Künstlerin in einem Wagen — aber das Ueben ist notwendig, ich darf mir morgen früh in der Probe keine Blöße geben. Jetzt komm!

Emilie. Ich?

Schwarz. Wir wollen anfangen.

Emilie. Aber ich —

Schwarz. Da ist der Klavierauszug, spiele die Ouverture, ich gehe meine Stimme durch. (Legt die Noten auf das Klavier.)

Emilie. Aber Oheim, mein rasender Kopfschmerz!

Schwarz. Papperlapapp, ich kenne das! (Greift einen Akkord auf dem Klavier und geht zu den Pauken, die er stimmt.) Es dur, ich muß die Pauken stimmen.

Emilie (für sich). Das ist zum Verzweifeln! (Laut) Oheim, ich kann wahrhaftig nicht!

Schwarz. Dummes Zeug, hingesetzt!

Emilie. Oheim, ich bitte Sie, ich muß an die frische Luft!

Schwarz. Mache das Fenster auf, da ist frische Luft genug. Setze dich!

Emilie. Ich habe einer Freundin versprochen —

Schwarz. Pah, sie kann warten, wir sind bald fertig!

Emilie (immer steigend). Lieber, guter Oheim —

Schwarz (zornig). Liebe, gute Nichte, setze dich jetzt und mache mir den Kopf nicht warm, oder das Donnerwetter —

Emilie (erschrocken, setzt sich, für sich). Mein Gott, was soll das werden?

Schwarz. Die Ouverture ist schwer, fange mit dem Allegro an, das Adagio geht schon eher. — (Heftig.) Nun, wirds bald?

Emilie (spielt ein Allegro).

Schwarz (zählt emsig halblaut murmelnd und schlägt zuweilen einige Töne auf den Pauken an).

Emilie (für sich). Ich komme nicht fort, der arme Fritz wird vergebens warten —

Schwarz (laut). Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig!

Emilie (für sich). Was soll ich anfangen?

Schwarz. Einunddreißig, zweiunddreißig!

Emilie (für sich). Alles Mißgeschick stürzt über uns herein!

Schwarz. Zweiundvierzig, dreiundvierzig, vierundvierzig —

Emilie (für sich). Ich habe keine Hoffnung mehr, jetzt ist alles verloren.

Schwarz (fällt mit einem starken Wirbel ein). Fermate, vortrefflich!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Zimmer mit einer Mittelthüre. Rechts Seitenthüre, links Fenster. Im Hintergrunde mehrere lange Tische, worauf Stöße von Noten, einige Violinkasten, einige Blasinstrumente. Ständer und Riegel zum Aufhängen von Kleidern sind in dem Zimmer verteilt. Links ein Tisch mit einem Lehnstuhl. Das Ganze stellt das Garderobezimmer neben einem Konzertsaal vor. Letzterer wird rechts angenommen.

Erster Auftritt.

Fuchs (kommt von rechts). Der Saal ist in Ordnung, die Probe kann anfangen. Ich werde mich hier im Garderobezimmer aufhalten, hier kommt heute morgen niemand her, sie bleiben alle im Saale, um die neue Sängerin zu sehen. Ich denke, hier bin ich ungestört und kann mir ein Pfeifchen anmachen. (Zieht eine kurze Pfeife heraus, die er stopft, mit der er aber nicht zum Anzünden kommt.)

Zweiter Auftritt.

Fuchs. Traube.

Traube (kommt durch die Mitte mit einem großen Paket Noten das er hinten auf den Tisch legt. Er wischt sich keuchend den Schweiß ab).

Fuchs (patzig). Nicht dahin!

Traube. He?!

Fuchs. Nicht dahin, sage ich!

Traube. Warum nicht?

Fuchs. Da kommen unsre Noten hin, verstehst du, unsre, die von der Polyhymnia!

Traube. So? Und wo soll ich mit unsern Noten hin, verstehst du, mit unsern, von der Euterpe?

Fuchs. Wohin du willst, nur nicht hieher.

Traube. Thust du doch wahrhaftig, als hättest du hier zu befehlen.

Fuchs. Na und ob. Dieses Garderobezimmer ist zu unserer Bequemlichkeit, unser ist der Saal in dem das Konzert gegeben wird.

Traube. Ja, wir erzeigen der Polyhymnia die Ehre in ihrem Saale ein Konzert zu geben.

Fuchs. Die Ehre? Was du sagst! Als ob es sich die Polyhymnia zur Ehre rechnen müßte mit der Euterpe zusammen zu kommen.

Traube. Na, wenn das nicht ist, warum hat sich denn die Polyhymnia so viel Mühe darum gegeben?

Fuchs. Mühe hätten wir uns darum gegeben? Mühe, wir? Ihr habt euch ja bald die Beine abgelaufen, um unsern Saal zu bekommen, weil es in eurem nach nichts klingt.

Traube. Wir? Keinen Schritt! Ihr seid gekommen und habt so lange gebettelt, bis wir uns herabgelassen haben —

Fuchs. Herabgelassen, gebettelt? Da hört man den alten Hochmut, der immer in der Euterpe zuhause gewesen ist. Aber ich weiß es besser. Uns wäre es niemals eingefallen, mit euch uns einzulassen, wäret ihr nicht demütig gekommen und hättet den ersten Schritt gethan!

Traube. Das ist gelogen!

Fuchs. Was? He, ist Herr Rosenau nicht herumgelaufen von einem zu dem andern und hat gute Worte gegeben? He, ist das gelogen?

Traube. Herr Rosenau gehört nicht zur Euterpe!

Fuchs. Pah, seine Braut und deren Oheim doch, also ist er von eurer Partei.

Traube. Noch gar nicht, und weißt du, die Parteien sollen ganz aufhören.

Fuchs (ihm näherrückend). Meinst du?

Traube. Ich weiß es sicher, Herr Rosenau hat einen großen Versöhnungsplan gemacht, in Zukunft geht alles in Friede und Freundschaft.

Fuchs (näher). Hm, ich glaube es nicht.

Traube (bietet ihm eine Prise). Gefällig?

Fuchs (schnupft). Danke! Guter Tabak! Aber mit der Freundschaft —

Traube. Wie?

Fuchs (zweifelnd). Hm hm!

Traube (fragend). Hm?

Fuchs (verneinend und kopfschüttelnd). Hm hm!

Traube (mit dem Gedanken: es werde schon gehen). Hm hm!

Fuchs (mit dem Gedanken: wir wollen sehen). Hm hm!

Traube (beistimmend). Hm!

Fuchs. Und was mich betrifft —

Traube. Wie?

Fuchs. Ich will meinerseits dem Frieden nichts in den Weg legen.

Traube. Gut!

Fuchs. Du magst deine Noten immer da liegen lassen!

Dritter Auftritt.

Vorige. Otto (von rechts, aufgeregt).

Otto. Ich glaube ein Haufen Rebellen ist eher zur Vernunft als ein dutzend Dilettanten in Ordnung zu bringen. (Wirft sich in den Stuhl.) Traube!

Traube. Hier, Herr Rosenau!

Otto. Herr Linsing will noch einen höhern Tritt haben mit einer Fußdecke, besorgen Sie doch den!

Traube. Ja, wir haben keinen, wo soll ich den hernehmen?

Otto. Lassen Sie einen machen, mag er kosten was er will.

Traube. Wenn das ist! (D. d. M. ab.)

Otto. Fuchs!

Fuchs. Hier, Herr Rosenau!

Otto. Gehen Sie doch zum Notar Weiß, ich ließe ihn dringend bitten zu kommen, es wäre schon zehn Uhr, die Probe hätte um neun beginnen sollen.

Fuchs. Je nun, der Referendar Schneider, der kleine Doktor Müller und der Sekretär Lohmann fehlen auch noch und vom Chore ist auch noch kein Drittel da.

Otto (tief seufzend). Ach ich weiß es wohl, sie kommen, wann es ihnen gerade einfällt und geht das so fort können wir die Probe nach dem Konzert halten. Allein nach denen fragt niemand, den Notar Weiß wollen sie aber alle haben. Gehen Sie, ich lasse ihn dringend bitten.

Fuchs (im Abgehen brummend). Er kommt doch nicht vor zehn Uhr.

Otto. Tausend Dinge haben die Leute zu fordern; der eine will das Notenpult höher haben, der andere zwei Freibillets, die dritte will im Wagen abgeholt werden, dem vierten ist es nicht hell genug, den fünften blenden die Lichter, der sechste will nicht vorn, der siebente will nicht hinten sitzen — es ist — (seine Ungeduld bemeisternd) — nur nicht den Mut, nicht die gute Laune verloren, Otto, heute abend ist ja alles vorüber und morgen lachen wir über die Tollheiten.

Vierter Auftritt.

Otto. Becker, Linsing, Blau, Gerstheim (von rechts).

Blau (geschäftig). Haben Sie an die Sperrsitznummern gedacht, die dem Kassierer für heute abend noch ausgefertigt werden müssen?

Otto. Ich will sie besorgen.

Blau. Gern hätte ich sie gestempelt, aber Sie haben ja alles selbst übernommen — und jetzt muß ich gehen Frau Birkenfeld abzuholen.

Otto. Ach ja, die ist auch noch nicht da!

Blau. Ich werde sie gleich bringen, ein kleines halbes Stündchen noch! (D. d. M. ab.)

Becker. Lieber Herr Rosenau, eine Baßtuba würde in meiner Ouverture die Wirkung sehr verstärken, ich dächte wir bestellten die noch.

Otto. Wie Sie wollen, wie Sie wollen.

Becker. Wo ist denn Traube?

Otto. Ich habe ihn verschickt.

Becker. Hm, das ist unangenehm, na ich werde schon einen andern Boten auftreiben. (D. d. M. ab.)

Linsing. Bester Herr Rosenau, ich bemerke daß fortwährend Kellner und andere Hausleute durch die Thüre der Galerie gucken, es wird am besten sein, wir lassen die Thüre zunageln, der Zug, der dadurch entsteht, ist unerträglich.

Otto. Lassen Sie sie zunageln!

Linsing. Ich will es selbst besorgen, da kein Diener da ist. (Rechts ab.)

Gerstheim. O über dich armen Konzertunternehmer!

Otto. Was solls?

Gerstheim. Die Probe hat noch nicht angefangen und du bist schon abgehetzt wie ein gejagter Hirsch.

Otto. Das weiß Gott, es sind so viele Dinge zu besorgen —

Gerstheim. Von deren Notwendigkeit man keine Ahnung hat, wenn man das Ding nicht kennt. Du hast schon oft im Publikum gesessen und die Nase gerümpft, wenn nicht alles vollkommen ging; jetzt kannst du einmal ermessen, wie viel Mühe und Plage dazu gehört ein Zusammenwirken vieler zustande zu bringen.

Otto. Du kommst mir auch noch gelegen mit deinen höchst verständigen Bemerkungen. Hilf mir lieber.

Gerstheim. Das thue ich ja eben mit meinen verständigen Bemerkungen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Weiß (von rechts).

Weiß. Aber Herr Rosenau, wo bleibt denn Frau Blandini? Wir warten alle mit der Probe!

Otto. Herr Schwarz hat es sich nicht nehmen lassen sie herzuführen, sie muß den Augenblick hier sein.

Gerstheim. Probieren Sie etwas anderes, bis sie kommt.

Weiß. Wir können allenfalls die Ballade von Becker machen, dann sorgen Sie aber auch daß sie da ist. (Rechts ab.)

Otto. Es ist zu toll! Nach dem Menschen habe ich schicken müssen, eben ist er gekommen, und jetzt ist er schon patzig daß andere fehlen.

(Musik hinter der Scene, aber so gedämpft daß der Dialog nicht im mindesten gestört wird.)

Gerstheim (lauschend). Sie fangen an!

Otto. Gott sei Dank, ich verzweifelte schon daß heute morgen ein Ton erschallen würde.

Sechster Auftritt.

Vorige. Schwarz, Frau Blandini (v. d. M.).

Schwarz. Hier, schönste Künstlerin, ist das Garderobezimmer, verschnaufen Sie sich etwas; ich höre schon Musik und eile an meine Pauken. (Rechts ab.)

Blandini (lachend). Guten Morgen, Rosenau — ah, Herr Doktor!

Otto (küßt ihr stumm die Hand).

Gerstheim. Sie werden ihn bringen müssen.

Blandini. Wen? Was?

Gerstheim. Den guten Morgen!

Blandini (immer lachend). Wie so? Ah, mein treuer Anbeter ist verstimmt.

Otto. Nicht doch!

Blandini. Ja doch! Was fehlt ihm?

Gerstheim (lachend). Die unvorhergesehenen Kleinigkeiten, die Besorgung von Zetteldruck, Anzeigen, Beleuchtung, Pulten, Noten u. s. w. u. s. w. haben ihn etwas in Anspruch genommen.

Blandini. Doktor, in Ihrer Gegenwart lege ich eine feierliche Verwahrung ein.

Otto. Verwahrung? Gegen was?

Blandini. Daß Sie mir Ihre Mühen nicht als Gefälligkeit für mich annehmen. Ich will wegen dieses Konzerts keine Verbindlichkeit gegen Sie haben. Besinnen Sie sich, Sie haben mich gebeten, Sie wollten mit mir glänzen. Wenn ich also hier singe, sind Sie mir verpflichtet, ich nicht Ihnen.

Otto. Ich will Ihnen gern verpflichtet sein, unendlich, so viel Sie wollen, nur —

Blandini. Nur?

Otto. Nur mit dem Programm sein Sie etwas nachsichtig, bedenken Sie daß wir mit Dilettanten zu thun haben.

Blandini. Ich habe Ihnen ja schon gestern versprochen sehr liebenswürdig zu sein und denke mir rasch alle Herzen zu erobern. Das ganze Programm läßt sich freilich nicht machen, aber man giebt jedem etwas, so wird es schon gehen. Jetzt führen Sie mich in den Saal, es ist Zeit daß ich mich zeige.

Otto (reicht ihr den Arm). Kommen Sie — und halten Sie Wort. (Führt sie rechts ab.)

Gerstheim. Ich will mir doch auch ansehen, wie die Liebenswürdigkeit mit der Hartnäckigkeit des Dilettantismus zurechtkommt. (Rechts ab.)

(Tusch hinter der Scene.)

Siebenter Auftritt.

Fritz Horstmann (v. d. M.). Sie empfangen die Blandini mit einem Tusch, jetzt wird sie der Versammlung vorgestellt; es wäre eben der geeignetste Augenblick daß Emilie einmal herauskommen könnte. Ob sie meinen Wink verstanden hat, den ich ihr von der großen Thüre aus gegeben habe? Ach ja, da ist sie.

Achter Auftritt.

Fritz. Emilie (von rechts).

Emilie (bittend). Ach Fritz, lieber Fritz, ich bin ganz unschuldig.

Fritz. Beruhige dich, ich kann es mir denken.

Emilie. Bis acht Uhr habe ich mit dem Oheim spielen müssen, dann kam die Blandini zurück und ich konnte nicht fort.

Fritz (freundlich). Ich habe mir es ungefähr so gedacht. Wir sind jetzt wett, du hast umsonst auf mich, ich habe umsonst auf dich gewartet.

Emilie (seufzend). Du lachst und bist so freundlich?

Fritz. Warum sollte ich nicht? Kleine Unfälle dürfen uns nicht verstimmen.

Emilie. Kleine Unfälle? Ach Fritz, das ist mehr, wir müssen unsern Plan aufgeben.

Fritz. Was sagst du?

Emilie (niedergeschlagen). Zweimal ist uns die Flucht mißlungen, das ist ein Wink des Schicksals, es soll nicht sein.

Fritz. Emilie, welch ein Gedanke!

Emilie. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und mir noch einmal alles überlegt. Was wird uns treffen, wenn wir geflohen sind? Der Fluch meines Oheims, die Verachtung und die üble Nachrede aller Menschen! Wohin wir gehen mögen wird uns die vorausgeeilt sein, wir werden nirgends ein Unterkommen finden, Not, Schande und Elend wird unser Los sein und wir werden in bittrer Reue unser Leben beschließen.

Fritz. Warum siehst du auf einmal so schwarz? Weil der Zufall uns ein paarmal hindernd in den Weg getreten ist?

Emilie. Ach, Fritz, es giebt keinen Zufall, es ist alles ein Wink des Himmels. Laß uns dem nicht widerstreben, nicht gegen seinen Willen handeln, der sich so deutlich ausgesprochen hat.

Fritz. Wie? Du könntest kleinmütig alles aufgeben?

Emilie (fast weinend). Müssen wir denn nicht?

Fritz. Du liebst mich nicht mehr.

Emilie. Ach ja, Fritz, mehr als ich dir sagen kann.

Fritz. Und doch willst du bleiben, wo du einen Andern heiraten mußt?

Emilie. Es ist entsetzlich — und ich gräme mich sicher bald zutode, aber das Schicksal will es so.

Fritz. Still, man kommt. Emilie, besinne dich eines bessern, noch ist ja nichts verloren.

Emilie. Ach, ich habe keine Hoffnung mehr.

Fritz (immer eiliger). Ich muß dich noch ungestört sprechen, du mußt anders denken lernen.

Emilie. Für dieses Leben sind wir für einander verloren!

Fritz. Wer sich nicht selbst aufgiebt, darf nie die Hoffnung sinken lassen. Heute nachmittag, wenn dein Oheim schläft, komme ich in den Garten, willst du da sein?

Emilie. Ich will es, um auf ewig von dir Abschied zu nehmen, uns rettet nichts mehr.

Fritz. Das wird sich finden — auf Wiedersehen bis nachmittag! (Entschlüpft nach rechts.)

Neunter Auftritt.

Emilie. Otto, Gerstheim, Blau (von rechts).

(Musik beginnt im Saale.)

Blau (wehmütig). Aber lieber Herr Rosenau!

Otto. Aber lieber Herr Aktuarius!

Emilie (für sich). Keinen Blick, kein Wort für mich, es ist abscheulich! (Entschlüpft nach rechts.)

Blau. Mein Cellokonzert soll wirklich wegbleiben?

Gerstheim. Es ist hart!

Otto. Aber Herr Blau, bedenken Sie doch!

Blau. Ich hatte mich so darauf gefreut!

Otto. Es wäre wirklich zu lang geworden!

Blau. Ich hatte es so gut geübt.

Otto. Hätten wir das ganze Programm ausführen wollen, das Konzert würde wenigstens sechs Stunden gedauert haben.

Blau. Je nun, eine Nummer mehr hätte auch nichts geschadet.

Otto. Etwas mußte wirklich gestrichen werden.

Blau. Warum denn nun gerade ich?

Otto. Ich fürchte, es müssen noch mehr Nummern wegfallen.

Blau. Um so eher hätte ich mein Konzert spielen können.

Otto. Es währt ja allein eine halbe Stunde.

Blau. Ein halbes Stündchen kaum.

Otto. Frau Blandini hat es so bestimmt, ich kann doch nichts ändern.

Blau. Wenn Sie ein gutes Wort bei der Künstlerin einlegen wollten, Sie vermögen ja alles über sie.

Otto (mit Mühe seine Ungeduld bezähmend). Was ihre Kunst betrifft, ist sie sehr eigensinnig.

Blau. So wäre keine Hoffnung für mich?

Gerstheim. Trösten Sie sich, ich komme mit Herrn Rosenau morgen zu Ihnen, da sollen Sie uns das Konzert vorspielen.

Blau. Ach, das entschädigt mich nicht für die öffentliche Anerkennung. (Immer wehmütig bittend.) Wollen Sie keinen Versuch bei der großen Künstlerin machen daß sie mein Konzert spielen läßt?

Otto. Ich kann nicht, kann wahrhaftig nicht.

Blau. Herr Doktor!

Gerstheim. Ich will in meinem Berichte mit großem Bedauern erwähnen daß Sie gestrichen worden sind, mehr kann ich auch nicht thun.

Blau. So hätte ich keine Hoffnung?

Otto. Ich fürchte, keine.

Blau. Nun, dann will ich in Geduld nachhause gehen.

Otto. Wie? Sie wollen die Probe verlassen?

Gerstheim. Sind Sie nicht im Orchester nötig?

Blau. Ach, mit dieser tiefen Kränkung im Herzen würde ich nur schlecht spielen, ich griffe sicher immer moll. Auf den Abend will ich versuchen, ob ich mich in etwas gesammelt habe, denn das müssen Sie zugeben, meine Herren, wenn einem Künstler seine liebste Hoffnung mit Füßen getreten wird, hat er ein Recht bis auf den Tod betrübt zu sein. (D. d. M. ab.)

Otto. O Narrheit über Narrheit, stellt sich der Mensch an, als ob ihm das größte Unglück geschehen!

Gerstheim. Für ihn giebt es auch kein größeres.

Otto. Wie?

Gerstheim. Jeder Mensch ist an seiner Narrheit am verwundbarsten, oder wenn das zu hart klingt, in seinen Lieblingsneigungen am empfindlichsten. Ich kannte einen

tüchtigen Maler, der lächelnd den schärfsten Tadel seiner Bilder ertrug, aber außer sich geriet, wenn ihm jemand nachsagte: er spiele schlecht Whist.

(Die Musik im Saale bricht plötzlich ab.)

Otto (ist ungeduldig auf- und abgegangen). Deine verdammte kalte Gleichgültigkeit, während mich die Ungeduld verzehrt, ist unerträglich! Höre, das Stück ist plötzlich abgebrochen worden — sieh einmal zu was es giebt — ich getraue mich nicht in den Saal!

Gersthcim. Du wirst meine Ruhe dir schon aneignen müssen, wenn du noch mehr Konzerte geben willst. (Rechts ab.)

Otto. Noch mehr? Einmal und nicht wieder. Ich gebe hundert Thaler an die Armen, wenn dieses erst glücklich vorüber ist. Es ist eine Feigheit daß ich nicht in den Saal gehe, ich fühle es daß ich die arme Blandini allein lasse, aber ich getraue mich wahrhaftig nicht hinein. Ich finde mich nicht zurecht mit diesen Leuten, ich weiß nicht wie ich sie fassen soll, dieser übertriebenen Einbildung kann man doch nicht schmeicheln.

Zehnter Auftritt.

Otto. Becker (von rechts).

Becker (kommt wütend, seinen Aerger hinter kaltem Hohn verbergend). Das ist stark!

Otto (erschrocken). Was giebts?

Becker. Das ist mir noch nicht vorgekommen!

Otto. Aber so reden Sie doch!

Becker. Ich habe schon viel Anmaßung und Selbstüberschätzung im Leben gesehen —

Otto. Ich bitte Sie dringend —

Becker. Aber das übersteigt alles dagewesene!

Otto. Wollen Sie mir denn nicht sagen?

Becker. O, nicht viel! Wir probierten meine neue Arie, die Frau Blandini singen sollte — oder wollte — es sind da einige neue und kühne Uebergänge und Modu-

lationen darin, die scheinen ihr nicht zu gefallen und sie meinte amende mit höflichem Lächeln: ob es nicht besser wäre, wir ließen die Arie weg.

Otto. Ja aber —

Becker (mit Emphase). Ich bitte Sie, eine Arie von mir, die auf dem Programm steht, soll weggelassen werden!

Otto. Sie nehmen die Sache schlimmer als sie ist —

Becker. Ich nehme sie ganz einfach als eine Beleidigung.

Otto. Aber es kann doch nicht Ihre Absicht sein —

Becker. Absicht oder nicht, eine Arie von mir weglassen heißt mich beleidigen. Sie ist eine Dame, ist eine große Künstlerin, ich werde weiter nichts sagen, aber Sie werden mir nicht verdenken, wenn ich mich um das Konzert nicht weiter bekümmere. (Geht auf und ab.)

Otto (ihm nach). Aber lieber Herr Syndikus, ich bitte Sie dringend —

Elfter Auftritt.

Vorige. Linsing (von rechts).

Linsing (hämisch lächelnd). Eine seltsame Dame, diese Frau Blandini!

Otto (dreht sich erschrocken nach ihm um). Was ist denn nun wieder?

(Musik beginnt im Saale.)

Becker. Was giebt es, Linsing?

Linsing. O, nicht viel, die Blandini will das Duett mit mir nicht singen.

Becker. Was sagen Sie?

Otto (für sich). O weh!

Linsing. Sie meinte, es wäre zu viel und strengte sie zu sehr an!

Becker. Sehr rücksichtslos gegen unsern ersten Tenor!

Otto. Aber meine Herren, das Programm war doch wirklich etwas zu lang.

Becker. So konnte sie anderwärts streichen; aber meine Arie und Linsings Duett, sie stößt die ersten Mitglieder der Euterpe förmlich vor den Kopf!

Otto. Mein Gott, das ist nicht ihre Absicht, sie kennt die Verhältnisse nicht!

Becker. Sie haben sie hergebracht, Sie kannten die Verhältnisse, Sie mußten ihr dieselben mitteilen.

Otto. Sie ist sonst so gefällig, so liebenswürdig.

Linsing. Das muß man ihr lassen, mit der größten Liebenswürdigkeit stößt sie uns vor den Kopf. Sie sagte mit holdem Lächeln: da sie schon ein Duett mit Frau Birkenfeld sänge — es wird eben probiert —, so wäre noch eins zu viel und ich als galanter Mann würde wohl gegen die Dame zurücktreten. O, sie sagte es mit der größten Artigkeit. Was wollte ich machen? (Grimmig.) Ich muß zurückstehen gegen eine Sängerin aus der Polyhymnia.

Becker (nimmt seinen Hut). Ich gehe weg. Ich will das Konzert nicht stören, aber dableiben und mitwirken werde ich nicht, das hieße doch die Selbstverleugnung zu weit treiben. Guten Morgen! (Geht.)

Otto (der sich verlegen zwischen beiden hin- und hergewandt hatte). Herr Syndikus, hören Sie ein Wort!

Becker (umkehrend). Richtig, ehe ich es vergesse, Herr Rosenau, ich habe es mir nochmals überlegt, es geht doch nicht daß ich Ihrem Freund Heimthal die Stelle des Organisten gebe.

Otto. Wie? Sie wollten Ihr Wort zurücknehmen?

Becker. O, ich habe nur versprochen mich dafür zu verwenden, und, alles wohl erwogen, wäre es ein Unrecht einem Auswärtigen die Stelle zu geben; es leben unter uns noch tüchtige Musiker genug, die Anspruch auf diese gute Versorgung haben. Schreiben Sie es Ihrem Freunde nur immer ab. Guten Morgen, Herr Rosenau. (D. d. M. ab.)

Otto (für sich). Meinen guten Heimthal soll ich nicht hier haben? Meine liebste Hoffnung vernichtet? Das ist hart.

Linsing (hustend). Ich hatte doch Recht mit der verdammten Thüre auf der Galerie.

Otto. Wie?

Linsing. Ehe sie zugenagelt wurde, hat es dreimal stark daher gezogen. (Hustet.) Ich empfinde es wirklich, ich werde heiser.

Otto. Sie sind zu ängstlich, zu besorgt!

Linsing. Nein nein, ich kenne meine Natur. Mit einem leisen Kratzen im Halse fängt es an, ich muß immer etwas husten und in wenig Stunden bin ich gänzlich heiser.

Otto. Nicht doch!

Linsing. Ich werde heute abend nicht singen können.

Otto. Das wäre ja entsetzlich!

Linsing (lächelnd). Je nun, wir sind ja leicht zu entbehren. Die Talente der Polyhymnia genügen vollkommen um das Konzert zu füllen — o weh, jetzt kommt schon der Druck in der Kehle, ich kann wahrhaftig nicht singen.

Otto. Eine Tasse Thee, ein Ei mit Zucker —

Linsing. Hilft mir nichts, ich kenne meine Natur. Der geringste Zug macht mich heiser und das währt mindestens drei Tage.

Otto. Es ist nicht möglich!

Linsing. Wahrhaftig! Ich bitte Sie, Herr Rosenau, das Programm darnach zu ändern, meine Ballade muß wegfallen.

Otto. Lassen Sie sich erbitten.

Linsing. Die Polyhymnia kann ja im Notfall noch einige Nummern ausfüllen, sie wird ja ohnehin merklich bevorzugt. (Immer hämisch.) Entschuldigen Sie mich bei der schönen Sängerin, die Sie so freundlich waren bei uns einzuführen, es ist mir unmöglich sie zu unterstützen. Ich muß mich zubette legen.

Otto. Noch einen Augenblick! Was werden die Andern sagen, wenn Sie fortgehen?

Linsing (zuckt die Achseln). Ich weiß nicht wie sie die Kränkung aufnehmen werden, die ihrem Vorstande wider=

fährt, — aber meine Gesundheit fordert Pflege. Guten Morgen, Herr Rosenau.

Otto. Herr Linsing, übereilen Sie Ihren Entschluß nicht.

Linsing. Das thue ich niemals, aber ich bleibe fest bei dem, was ich gesagt habe. Da fällt mir eben noch ein, ich habe heute den und jenen von meinen Freunden wegen Ihrer Wahl in den Stadtrat gesprochen, ich kann Ihnen keine Hoffnung machen daß wir es durchsetzen.

Otto. Wie?

Linsing. Es erheben sich Bedenken gegen Ihre Wahl, die ich nicht ganz verwerfen kann.

Otto. Bedenken?

Linsing. Sie sind zu kurze Zeit erst hier, kennen die Verhältnisse noch zu wenig, es wäre am besten, Sie warteten noch einige Jahre und träten jetzt von der Bewerbung zurück.

Otto. Unmöglich!

Linsing. Wie Sie wollen. Aber ich sage Ihnen, Sie haben keine Hoffnung gewählt zu werden; wollen Sie sich der Unannehmlichkeit aussetzen durchzufallen, so ist das Ihre Sache. Guten Morgen, Herr Rosenau. (D. d. M. ab.)

(Die Musik im Saale bricht plötzlich ab.)

Otto. Auch das noch! Ich habe mir das so schön gedacht, meine Thätigkeit dem öffentlichen Wohle zu widmen, mein Leben hätte einen neuen Inhalt bekommen und nun soll das auch nicht sein. Sie rächen an mir, was die Blandini verschuldet hat. Ihr können sie nicht beikommen und so fällt ihr Zorn auf mich. Nein, für so närrisch hätte ich die Menschen nicht gehalten.

Zwölfter Auftritt.

Otto. Frau Birkenfeld, Gerstheim (von rechts).

Gerstheim. Beruhigen Sie sich doch!

Frau Birkenfeld (in höchster Aufregung). Ich ertrage es nicht!

Otto. Mein Gott, was giebt es?!

Frau Birkenfeld (wirft sich in den Stuhl). Ich ersticke, es ist zu viel, ist zu arg! Diese Schande vor der ganzen Euterpe.

Otto. Wieder etwas neues!

Gerstheim. Aber, liebe Freundin —

Otto. Was ist denn vorgefallen?

Frau Birkenfeld (springt auf und geht umher). Mit Schmach bedeckt vor der ganzen Stadt!

Otto. Das muß ja entsetzlich sein!

Gerstheim. Sie nehmen die Sache zu ernst.

Frau Birkenfeld. Zu ernst? Kann es etwas Schlimmeres geben, als wenn Frau Blandini öffentlich erklärt: sie könne das Duett nicht mit mir singen?

Otto. O weh, auch das noch!

Frau Birkenfeld. Und daß sie es nicht nach der Probe erklärt, daß sie vielmehr die Probe unterbricht und erklärt: es ginge nicht!

Gerstheim (zart). Sie hatten aber auch wirklich gefehlt.

Frau Birkenfeld. Das hatte ich, ich leugne es nicht.

Gerstheim. Und so oft auch die Stelle wiederholt wurde, Sie trafen sie niemals.

Frau Birkenfeld. Ich hatte immer die andere Stimme gesungen, glaubte ich könne auch diese gut — dazu die Hitze im Saal, ich wurde verwirrt, verlor den Kopf — o, ich ärgere mich über mich selbst —

Otto. Aber verehrte Frau!

Frau Birkenfeld. Verwünscht sei Ihr Einfall mit diesem Konzerte!

Otto. Aber was kann ich denn —

Frau Birkenfeld. Ihre schmeichlerische Zunge hat mich verlockt daß ich meinen guten Ruf für immer verliere.

Otto. Sie sehen zu schwarz!

Frau Birkenfeld. Die Blandini wird es erzählen, überall mit Hohngelächter erzählen daß ich nicht singen

könne, die öffentlichen Blätter werden berichten daß ich auf der Probe schmählich zurückgewiesen worden, mein Name ist gebrandmarkt!

Gerstheim. Je nun, die öffentlichen Blätter werden so schlimm nicht sein, ich habe da doch meinen Einfluß.

Frau Birkenfeld. Ach, Doktor, Sie sind meine letzte Hoffnung, retten Sie mich vor öffentlicher Schmach.

Gerstheim (fein). Habe ich Ihnen nicht oft genug gesagt, Sie möchten Ihr Leben nicht gänzlich der Kunst widmen, Sie möchten für Ihr Glück nach einer dauerndern Grundlage suchen?

Frau Birkenfeld. Sie hatten Recht, nur zu Recht, ich bin grausam gestraft daß ich Ihrem guten Rat nicht folgte.

Gerstheim. Nun, das läßt sich ja alles noch gut machen.

Frau Birkenfeld. Doktor, retten Sie meine Ehre und — (ihr Blick fällt auf Otto) ich werde Ihnen ewig dankbar sein.

Otto. Verehrte Frau!

Gerstheim. Sein Sie unbesorgt, ich werde Ihren Unfall so darzustellen wissen —

Frau Birkenfeld (das Wort auffassend). Unfall, das ist das rechte Wort. Sie finden es doch gleich, liebster Doktor, es war ein Unfall, nichts als ein Unfall!

Gerstheim. Für nichts weiter wird es die Welt nehmen, wenn sie überhaupt etwas davon erfährt.

Frau Birkenfeld. Ach, wenn sie doch nichts davon erführe!

Otto. So stehen Sie mir doch endlich Rede!

Gerstheim. Vertrauen Sie auf meinen Einfluß!

Frau Birkenfeld. Und jetzt fort von hier, bringen Sie mich nachhause, mein liebster, bester Doktor, weg von dem Schauplatze meiner Schmach. (Giebt Gerstheim den Arm.)

Otto (tritt ihr in den Weg). Aber das Konzert!

Frau Birkenfeld. Meinen Sie, nach dieser Aufregung könnte ich singen? Meinen Sie, ich könnte die hämischen Gesichter der Euterpe ertragen, die mich mit Hohn empfangen würden, träte ich in den Saal? (Bitter.) Sie wandten sich ja zuerst an die Euterpe, Ihre Braut gehört ihr ja an, sie wird meine Stelle genügend vertreten. Ach Herr Rosenau, ich werde Sie in Zukunft niemals sehen, ohne an diesen Tag der Demütigung zu denken. Kommen Sie, liebster Doktor!

Otto. Aber, Hermann, du verlässest mich?

Gerstheim. Du siehst, ich habe jetzt nähere Pflichten. Ich komme zurück, sobald ich kann. (Führt Frau Birkenfeld ab.)

Otto (allein). Auch diese!

(Musik beginnt im Saale.)

Die Hauptstütze der Polyhymnia? Stück für Stück sinkt von dem Konzert, alle Stützen brechen, was wird zuletzt noch übrig bleiben? Doch Schwarz bleibt fest und der kräftige Notar — sie werden das Ganze halten. Aber Gerstheim ist auch gegangen? Wer ist denn jetzt im Saale, um die Blandini zu unterstützen? Niemand, sie ist allein. Ich muß wirklich Mut fassen und hineingehen, ich darf die arme Frau nicht allein lassen. (Geht nach rechts.)

Dreizehnter Auftritt.

Otto. Weiß (von rechts, tritt ihm in der Thüre entgegen).

Weiß (mit Ingrimm den ganzen Auftritt hindurch). Wo wollen Sie hin?

Otto. In den Saal!

Weiß. Sie haben da nichts zu thun, die Blandini probiert eben ihre Arien.

Otto. Lassen Sie mich doch!

Weiß. Gleich, nur ein Wort erst!

Otto. Und?

Weiß. Sie wollen meinen Garten kaufen?

Otto. Ja doch. (Will fort.)

Weiß (hält ihn fest). Wollen sich abrunden, schöne Anlagen einrichten, es sich behaglich machen?

Otto. Ja, das ist ja alles abgeschlossen! Lassen Sie mich.

Weiß. Nichts ist abgeschlossen, ich nehme mein Wort zurück!

Otto. Sie wollen —?

Weiß. War nur mündlich, bindet mich nicht, haben nichts Schriftliches!

Otto. Aber weshalb?

Weiß. Sie haben uns den Aerger, die Schmach bereitet, Sie dürfen auf keine Gefälligkeit von uns rechnen, wir wollen Ihnen das Leben sauer machen wie wir können.

Otto. Aerger, Schmach, ich verstehe kein Wort! Was ist denn vorgefallen?

Weiß. Die Polyhymnia ist beschimpft.

Otto. Aber wie denn?

Weiß. Ist vor den Augen der Euterpe gedemütigt worden.

Otto. Ich verstehe keine Silbe.

Weiß. Und Sie sind der Haupturheber!

Otto (immer ungeduldiger). So sagen Sie doch, was vorgefallen.

Weiß. Erst hat Frau Blandini unsere Sängerin, Frau Birkenfeld, beleidigt, will das Duett nicht mit ihr singen.

Otto. Aber Frau Birkenfeld hat Fehler gemacht.

Weiß. Thut nichts, das Duett konnte doch gesungen werden, das Publikum merkt die Fehler nicht.

Otto. Aber was kann ich denn dafür?

Weiß. Sie sind der Konzertunternehmer, an Sie halten wir uns!

Otto. Mein Gott!

Weiß. Aber noch mehr, Frau Blandini hat auch mein Solo für das Fagott gestrichen.

Otto. Je nun, bei dem großen Programm —

Weiß (immer ingrimmiger). Hören Sie nicht, mein Solo — ich bin der Notar Weiß — mein Solo will sie gestrichen haben.

Otto. Es thut mir leid, aber —

Weiß. Thut Ihnen leid? So? Was hilft das? Mein Solo gestrichen. Sie sagte mit ihrem falschen Lächeln: ein Fagottsolo sei nicht recht passend, das Fagott hätte einen etwas heulenden Ton — Gift und Galle, das Fagott, mein Lieblingsinstrument — na, haben in der Residenz einen seltsamen Geschmack. Ist ein altes, ehrwürdiges Instrument, das Fagott, mein Großvater hat es geblasen, mein Vater selig blies es, ich blase es von meinem zehnten Jahre an, — — hm, große Künstlerinnen sind naseweis und eingebildet, will mich nicht ärgern, gehe nachhause.

(Die Musik im Saale bricht ab.)

Haben die Euterpe bevorzugt, haben uns vor den Augen der Euterpe beschimpft, können mit der Euterpe das Konzert geben, die Polyhymnia zieht sich zurück! Leben Sie wohl — und den Garten bekommen Sie nicht. (Geht.)

Otto. Herr Notar, hören Sie!

Weiß (in der Thüre, nachdrücklich). Kaufen Sie von der Euterpe Gärten, meinen bekommen Sie nicht. (Ab.)

Otto (wirft sich in den Stuhl). Es ist vorbei, ich kann nicht mehr! Die Polyhymnia zieht sich zurück — das Konzert wankt immer mehr.

Vierzehnter Auftritt.

Otto. Schwarz, Emilie (von rechts).

Emilie (begütigend). Aber lieber Oheim!

Schwarz (wütend, polternd). Laß mich, sage ich dir. Aha, da ist er! (Stellt sich vor Otto.) Sie suche ich, Herr, mit uns ist es aus.

Otto (schwach). Was wollen Sie?

Schwarz. Wissen Sie, was die Blandini gethan hat?

Otto. Ich weiß nichts!

Schwarz. Beleidigt hat sie mich, tötlich beleidigt!

Otto. So?

Schwarz. Hat gefragt, ob niemand anders da wäre die Pauken zu schlagen, hat verlangt ein Anderer solle die Pauken schlagen. He, wie finden Sie das?

Emilie. Oheim, Sie hatten gefehlt.

Schwarz. Einmal!

Emilie. Nein, öfters, Sie kamen gerade mit einem starken Wirbel in ihre Kadenz.

Schwarz. Gleichviel, so ein Paukenwirbel kann eine Kadenz bedeutend heben.

Otto. Aber lieber Herr Schwarz, sie hat sicher nicht gewußt daß Sie die Pauken schlagen, sie ist kurzsichtig, sieht so weit nicht.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Fritz.

Fritz (guckt zur Mittelthüre herein und winkt Emilien).

Emilie (geht zu ihm).

Fritz (kommt herein und spricht leise mit Emilien).

Schwarz (ohne Unterbrechung). Gleichviel, das kümmert mich nicht. Seit dreiundzwanzig Jahren schlage ich die Pauken in unserer Stadt, ich kann mich hier und da einmal verzählt haben, denn das Zählen ist schwer und der Mensch ist nicht alle Tage gleichgestimmt, aber niemand hat es noch gewagt mich von den Pauken entfernen zu wollen. Ich bin mit der reichste Mann in der Stadt und brauche mir nichts gefallen zu lassen; ich habe diese Sängerin mit dem welschen Namen wie eine Fürstin aufgenommen und zum Dank thut sie mir diese Schmach an, diese Schmach vor der Polyhymnia — wie sie lachten und die Gesichter höhnisch verzogen, diese

Polyhymnianer, als es hieß, ob kein Anderer Pauken schlagen könnte. Donnerwetter, wäre dieses Frauenzimmer kein Frauenzimmer, sondern ein männliches Individuum, ich hätte ihm auf seinem Rücken bewiesen daß ich die Pauken schlagen kann.

Otto. Aber lieber Schwiegervater —

Schwarz. Der Teufel ist Ihr Schwiegervater! Wie? Ich soll Ihnen das Mädchen geben, der Sie mir diese Schlange in das Haus gebracht haben? Nie und nimmermehr. Sie wären mir ein prächtiger Schwiegersohn! Mit den Sängerinnen fahren Sie spazieren, um die Braut bekümmern Sie sich nicht. Es ist alles aus mit uns, mein Herr Rosenau! Emilie, komm her!

Emilie. Lieber Oheim!

Schwarz. Du bist nicht mehr verlobt, ich verbiete dir ferner an diesen Herrn zu denken. Du sollst einen Andern heiraten, je eher je lieber, damit er meinen Ernst sieht. Ich wollte, ich könnte dir noch heute einen Mann geben, um ihn zu ärgern.

Emilie. Ach, Oheim, das ginge wohl!

Schwarz (freudig). Ja? Hast du einen auf dem Rohre? Liebst du einen?

Emilie. Da ist der Fritz Horstmann!

Schwarz (finster). Fritz Horstmann? Gehört zur Polyhymnia! Ist nichts!

Emilie. Nein, Oheim, er wird Organist, er bekommt die Stelle, eben hat es ihm Herr Becker gesagt.

Schwarz (freudig). Hat ihm Becker die Stelle zugesagt, gehört er zu unserer Partei. Kommen Sie her, Fritz, sind meines alten Nachbars Sohn, tüchtiger Musiker, Organist, da haben Sie das Mädchen, in acht Tagen ist eure Hochzeit.

Fritz. } Ach lieber Herr Schwarz!
Emilie. } Guter Oheim!

Schwarz. Abgemacht. Jetzt haben Sie den Beweis, daß es aus mit uns ist, für immer aus; gehen Sie zu Ihren

Sängerinnen, mich sehen Sie nicht wieder. Vorwärts, ihr beiden, noch heute soll eure Verlobung angezeigt werden.

Emilie. Ach, Fritz, nun brauchen wir nicht davon zu laufen!

Fritz. Nein, Emilie, wir bleiben hier, glücklich bis in alle Ewigkeit.

Schwarz (treibt beide vor sich hinaus).

Otto (springt auf, wild). Auch die Braut zum Teufel, der Garten zum Teufel, meine Pläne zum Teufel, alles zum Teufel. Umhergelaufen wie ein Geck seit zwei Tagen, allen den Narren den Hof gemacht, neutral wollte ich zwischen den feindlichen Parteien stehen und bekomme von beiden Seiten die Prügel — hol' sie alle der Teufel!

Sechzehnter Auftritt.

Otto. Frau Blandini.

Frau Blandini (kommt aus dem Saale, stellt sich vor Otto und lacht aus vollem Halse).

Otto (steht vor ihr, mit allen Zeichen der höchsten Aufregung, zerwindet sein Taschentuch, mühsam seinen Aerger bekämpfend). Was lachen Sie?

Frau Blandini. Sehen Sie einmal in den Konzertsaal!

Otto. Nun?

Frau Blandini. Leer ist er. Einer nach dem andern ging davon, soll ich allein heute abend singen?

Otto. Laura, machen Sie mich nicht rasend mit Ihrem Lachen!

Frau Blandini (immer lachend). Sie haben die Wette verloren, es wird nichts mit einem großen Konzerte!

Otto. O wären Sie —

Frau Blandini. Was?

Otto. Nachgiebiger, höflicher gewesen.

Frau Blandini. Ich bin liebenswürdig gewesen wie ein Engel, aber eine Arie mit wahnsinnigen Intervallen und

verrückten Modulationen, ein Duett mit falscher zweiter Stimme zu singen, ein heulendes Fagottsolo zu hören und mir die Kadenz von einem Paukenwirbel abschneiden zu lassen, das ist denn doch zu viel verlangt.

Otto (immer verbissen). Lachen Sie nur nicht, Laura; wenn Sie wüßten, was das verdammte Konzert mir kostet, wie es alle meine Pläne zerstört hat — es ist eher zum Weinen.

Frau Blandini. Ich muß lachen, Sie sind zu komisch in Ihrer stillen Wut. Munter, mein Freund, sind Ihre Pläne zerstört, so machen Sie neue und bessere. Jetzt geben Sie mir den Arm und führen mich fort, helfen Sie mir packen, bestellen Sie mir Postpferde, und wenn Sie klug sind, so setzen Sie sich zu mir in den Wagen und fahren mit nach der Residenz. Sie sind zu alt geworden, um sich in hiesige Verhältnisse schicken zu lernen, und das bischen Blasirtheit, das bei uns über Sie gekommen ist, wird sich auch noch ertragen lassen.

Otto. Kann man so leicht liebgewordene Pläne aufgeben?

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Fuchs, Traube.

Fuchs. Herr Rosenau, was wird denn aus dem Konzert?

Otto. Nichts!

Traube. Also kein Konzert? Wer bezahlt denn die Kosten!

Otto. Was für Kosten?

Fuchs (zieht ein Papier heraus). Für Saalmiete!

Traube (ebenso). Das Orchester für die Proben.

Fuchs. Zetteldruck!

Traube. Zeitungsanzeigen!

Fuchs. Der Kassierer.

Traube. Neue Billets!

Fuchs. Das Herschaffen der Pulte!
Traube. Das Stempeln der Billets!
Fuchs. Die Lichter für die Probe!
Traube. Ausschreiben von Orchesterstimmen.
Fuchs. Für Instrumentieren einer Arie!
Traube. Das Aufschlagen des Orchesters!
Fuchs. Das Herschaffen der Noten!
Traube. Das Ansagen der Probe!
Fuchs. Und unsere Dienstleistungen!
Otto (wütend). Genug, genug, ins Teufels Namen!

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Gerstheim.

Gerstheim (fröhlich). Da bin ich, Otto, dir meinen Dank zu sagen!

Otto (finster). Dank? Wofür?

Gerstheim. Meine Minna hat mir eben das Jawort gegeben, dein Konzert hat mein Glück gemacht!

Otto. Und meines vernichtet! Alles um mich lacht, während mich der Aerger verzehrt.

Gerstheim. Und nicht nur mir, auch Andern hat das Konzert zum Glück verholfen. (Oeffnet die Thüre.) Herein, ihr beiden, er wird nicht unversöhnlich sein.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Fritz, Emilie (treten etwas schüchtern ein).

Fritz. Lieber Herr Rosenau!
Emilie. Sein Sie nicht böse auf uns!
Fritz. Verzeihen Sie der guten Emilie!
Emilie. Ich konnte wahrhaftig nicht anders.

Fritz. Wir haben uns schon seit zehn Jahren lieb gehabt.

Otto (gedehnt). Ja so!

Frau Blandini. Und Sie lachen noch nicht?

Otto (lacht). Ja ja ja, ich lache, lache über einen wüsten Traum, aus dem ich erwacht bin. (Herzlich.) Liebe Emilie, des Himmels Segen über Ihre Verbindung, denken Sie meiner in Freundlichkeit, wenn Sie glücklich sind. Hermann, nimm meine Brieftasche, bezahle die Rechnungen, die mein Konzert hervorgerufen, und — (giebt Frau Blandini den Arm) wenn du mich besuchen willst, ich wohne Königsstraße Nro. 13 in der Residenz.

Gerstheim. Wie, du gehst?

Frau Blandini. Er geht nicht, er kommt, kommt wieder zu uns.

Otto. Jetzt kann ich lachen, bliebe ich hier würde man mich auslachen. Leb wohl — und wenn du die Geschichte in deinem Blatte erzählst, mache es gnädig mit mir. Leb wohl, lebt alle wohl. (Wendet sich zum Gehen.)

Emilie. Dank, tausend Dank für Ihre Freundlichkeit.
Fritz. Des Himmels Segen begleite Sie!
Hermann. Lebe wohl und gehe es dir gut.

Fritz (umarmt Emilie). Wir sind glücklich!

Gerstheim. Und ich mit euch, ihr närrisches Paar. (Reicht Fritz die Hand.)

Der Vorhang fällt.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Heinrich Laubes

Dramatische Werke.

Volksausgabe.

Inhaltsübersicht.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Preis 1 Mark.

Roderich Benedix

Volkstheater.

13. Band.

Der Störenfried.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Zweite Auflage.



Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
[illegible]

Roderich Benedix:

Volkstheater.

Ausgewählte grössere Lustspiele.

Dreizehnter Band:

Der Störenfried.

Zweite Auflage.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1890

Der Störenfried.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Von

Roderich Benedix.

Zweite Auflage.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1890

Der Besitz dieses Buches giebt keiner öffentlichen Bühne das Recht zur Aufführung eines der darin enthaltenen Stücke. Dieses Recht muß von den unterzeichneten Rechtsnachfolgern des verstorbenen Verfassers besonders erworben werden.

Die Roderich Benedixschen Erben.

Der Störenfried.

Lustspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Albrecht Lonau, Stadtsyndikus.
Thekla, dessen Frau.
Geheimerätin Seefeld, Witwe, deren Mutter.
Alwine Weiß, Lonaus Mündel.
Hubert Maiberg.
Lebrecht Müller.
Graf Marrling.
Ehrhart, Gärtner,
Henning, dessen Sohn, } in Lonaus Diensten.
Babette, Köchin,
Minette, Kammerjungfer der Geheimerätin.

Erster Aufzug.

Zimmer mit Mittelthüre und zwei Seitenthüren. Das Zimmer und der Hausrat zeugen von großer Wohlhabenheit des Besitzers, doch ist aller Glanz vermieden.

Erster Auftritt.

Lonau, Thekla, Müller, Alwine, Maiberg (sitzen nach angegebener Ordnung an einem gedeckten Tische in der Mitte der Bühne, auf welchem noch die Reste des Nachtisches befindlich).

Alwine (steht auf mit einer Flasche in der Hand und tritt zwischen Lonau und Thekla). Noch ein Gläschen!

Lonau. Nicht mehr!

Alwine. Ein halbes!

Lonau. Nein, ich muß nachtische noch viel arbeiten.

Alwine. Da können Sie noch ein Gläschen recht gut brauchen! Sie werden begeistert und in der Begeisterung beschließen der Herr Stadtsyndikus unsere Straße neu pflastern zu lassen!

Thekla (warnend). Alwine!

Alwine. Ach ohne Begeisterung kommt wohllöblicher Stadtrat nicht auf solche gute Gedanken.

Lonau (lachend). Laß nur, ich trinke nicht mehr!

Alwine (zu Thekla). Die gestrenge Hausfrau?

Thekla (verbittend). Ich habe mein Teil!

Alwine. Ach ja, dein Mann hat dich eben geküßt. Aber Papa Lebrecht?

Müller. Nur zu, schenken Sie nur ein! Mit siebenzig Jahren braucht man eine Herzstärkung.

Alwine (hinter ihrem Stuhle, gleichsam sich selbst anredend und wieder antwortend). Fräulein Alwine? „Danke verbindlichst." Noch ein Gläschen! „In vollem Ernste." Lassen Sie sich nicht nötigen. „Muß wirklich ablehnen." Der Wein ist gut. „Er steigt mir zukopfe." Da bekommen Sie einmal etwas in Ihren Kopf.

Thekla. Aber Alwine, dein Nachbar!

Alwine (setzt sich). Ja so. (Zu Maiberg.) Befehlen Sie noch ein Glas Wein?

Maiberg. Ich bitte darum.

Alwine (neckend). Haben Sie es auch verdient?

Maiberg. Ich denke.

Alwine. Lassen Sie einmal sehen. Die Suppe haben Sie aufgegessen, das Rindsfleisch hat Ihnen geschmeckt, vom Braten haben Sie auch gut zugelangt, Weinflecken haben Sie nicht gemacht — mehr kann eine Hausfrau von einem Gaste nicht verlangen. Also zur Belohnung — (schenkt ihm ein).

Thekla. Alwine, du bist zu dreist!

Alwine (eilt zu ihr). Wer wird nachtische böse Worte sagen! Die Quelle will ich verstopfen! (Küßt sie.)

Maiberg. Soll ich auf Ihr Wohl trinken, Alwine?

Müller. Recht so, das Kind soll leben.

Alwine (kniet zwischen Thekla und Lonau). Ach nein, meine Herren, mir geht es schon so wohl, so unendlich wohl! Trinken Sie auf diejenigen, die gute Wünsche brauchen können.

Thekla (streicht ihr die Haare aus dem Gesicht). Also fühlst du dich glücklich?

Alwine. Kannst du fragen? Wer möchte es nicht sein in diesem Hause!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Henning. Dann Ehrhart.

Henning. Mein Vater ist da! Darf er hereinkommen?

Lonau. Welche Frage! Immer herein, alter Ehrhart!

Ehrhart (bringt ein Körbchen). Da bringe ich die ersten Erdbeeren. Sie kommen wohl noch zurecht nachtische!

Alwine (springt auf). Erdbeeren! Ach wie herrlich! Gebt, Alter!

Lonau. Setzt Euch, Ehrhart! Alwine, ein Glas Wein!

Alwine. Hieher, kommt! (Nötigt ihn auf ihren Platz und schenkt ihm Wein ein.)

Ehrhart. Nein, nein, ich danke!

Alwine. Ei was, ein braver Gärtner muß immer gut begießen! Erdbeeren, Thekla! Deine Liebhaberei! Jetzt kommt deine gute Zeit. Ich setze sie dir mit Zucker an für heute abend!

Thekla. Nicht doch, reiche sie herum!

Alwine. Ach was, die Herren können warten bis es mehr giebt; die sind für dein Schnäbelchen!

Thekla. Sei doch nicht so übermütig!

Ehrhart. Sollen alle satt haben, alle satt! Die Gottesgabe ist gut geraten!

Lonau. Und wie steht es sonst im Garten, Alter?

Ehrhart. Ach!

Lonau. Wie? Ihr seufzt? Es ist doch ein gesegnetes Jahr?

Ehrhart. Das ists! Ich schüttle nur den Kopf, daß Sie erst nach dem Garten fragen. Der selige Herr Vater sah alle Tage selber nach wie alles wuchs und gedieh, Sie kannten sonst auch jedes Beet und was darauf gezogen wurde — aber in neuerer Zeit kommen Sie selten hinunter!

Lonau. Ja, lieber Ehrhart, ich muß nachsehen wie es in den Forsten und Fluren der Stadt gedeiht, da kann ich an meinen Garten nicht denken.

Thekla. Dafür komme ich doch desto öfter hinunter!

Ehrhart. Ja ja!

Alwine. Und ich. Und wir plündern Eure Blumenbeete gehörig!

Ehrhart. Dazu wächst es, dazu wächst es! Ja ja, liebe gute Frauenzimmerchen! Ach wenn der selige Herr die noch gesehen hätte; sie sind so recht nach seinem Sinne.

Müller. Komm, Ehrhart, dir geht es wie mir, du kannst den Alten auch nicht vergessen, stoßen wir an!

Ehrhart. Vergessen? Habe fünfundvierzig Jahre seinen Garten bestellt und nie ein böses Wort von ihm gehört. Es war ein guter Herr! Muß ihm wohl gehen da oben!

Müller. Und die zurückgeblieben sind auch nicht übel.

Ehrhart. Ei behüte! Wir sind ja zusammen grau geworden, Herr Müller! Und da der Herr Syndikus, das leibhafte Ebenbild seines Vaters! Ja so war er, als ich in Dienst zu ihm kam, so brav und so freundlich. War auch Glück im Hause!

Thekla (umarmt Lonau). Und das ist noch darin, Alter, das ungetrübteste Glück!

Ehrhart. Sehe es, sehe es. Bete auch alle Morgen daß es so bleiben möge. Ach wenn der selige Herr das gesehen hätte, eine brave Frau Tochter in seinem Hause, ich glaube er wäre noch nicht gestorben! Doch nichts für ungut. (Steht auf.)

Alle (erheben sich und begrüßen sich gegenseitig).

Lonau. Morgen zum Sonntag komme ich und sehe mir den ganzen Garten an!

Ehrhart. Soll mich freuen!

Alwine (leise zu Ehrhart, ihn bis an die Thüre begleitend). Für Montag vergeßt mir nicht!

Ehrhart. Alles in Ordnung, verlassen Sie sich auf mich!

Alwine. Und die Kränze recht voll Blumen!

Ehrhart. Ich gebe das Beste her, was ich habe!

Alwine. Ich helfe Euch auch wieder anbinden.

Ehrhart (lächelnd). Na 's will nicht viel sagen, was Sie thun, habe Sie aber doch gern um mich. (Ab.)

Thekla (hat sich links*) zu einem kleinen Tischchen gesetzt und stickt).

Lonau (hat sich zu ihr gesetzt, sieht ihr zu, spielt mit den Knäueln).

Müller (hat sich rechts in einen Lehnstuhl gesetzt).

Maiberg (hat ein kleines Tischchen mit einem Schachbret gebracht setzt sich Müller gegenüber, beide spielen).

Müller. Wenn ich gestern den Zug mit dem Springer nicht machte —

Maiberg. Sie waren doch verloren!

Müller. Nein, nein, und heute sollen Sie mich nicht matt bekommen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Babette.

Alwine (hat, als sie Ehrhart an der Thüre entließ, hinausgewinkt).

Babette (bringt Kaffee und setzt ihn auf ein Tischchen hinten an der Thüre. Dann hilft sie Henning den Tisch abräumen, der dies schon begann, als alle aufstanden).

Thekla. Und du mußt wieder aus der Stadt?

Lonau. Nach Burgdorf. Es ist die große Holzversteigerung, ich muß nach dem Rechte sehen. Du bist fleißig.

Thekla. Meinst du? Wenn du recht lieb bist, sollst du es auch haben.

Lonau. Ich?

Thekla. Um deinen Papierkorb in deinem Bureau auf dem Rathause.

*) Rechts und links sind immer vom Zuschauer aus angenommen.

Lonau. Ei sieh, da kommen einmal Blumen in mein düsteres Zimmer!

Thekla. Wenn du sie siehst denkst du vielleicht zuweilen an mich.

Lonau. Ich denke dort schon ohnehin mehr an dich, als ich sollte. (Legt die Hand um ihre Schulter.)

Thekla (küßt ihm freundlich die Hand).

Alwine (hat eine kurze Pfeife mit Meerschaumkopf, die im Hintergrunde lag, gestopft und angezündet und bringt sie Müller). Da, Papa Lebrecht.

Müller. Danke, danke!

Alwine. Wenn ich mir das Rauchen angewöhne, sind Sie schuld.

Müller. Müßte Ihnen gar nicht übel stehen.

Alwine. Hm mir steht alles gut. Hüten Sie Ihren Läufer, Papa Lebrecht!

Müller. Wahrhaftig, das hatte ich nicht gesehen.

Maiberg. Spielen Sie gegen mich, Alwine?

Alwine. Ich muß mich zu Papachen halten, er hat mir eine schöne Wasserfahrt versprochen.

Müller. Sollen Sie haben, Alwinchen. Als ich in Hamburg war —

Alwine. Vor fünfzig Jahren!

Müller. Ja ja, so lange mags her sein — da machten wir eine Fahrt nach Blankenese, mit Musik und Fackeln — so will ich sie einrichten!

Alwine. Halten Sie nur Wort! (Schenkt Kaffee ein und reicht ihn selbst herum.)

Thekla. Und seit Ihrer Rückkehr von Hamburg sind Sie nicht wieder aus der Stadt gekommen?

Lonau (lachend). Mit keinem Schritte. Pate Lebrecht ist wie eine Schnecke, er kann nicht aus seinem Hause.

Müller. Ich wäre schon gern einmal gereist, aber immer kam ich nicht dazu. Als ich nach Hamburg fuhr, nahm ich mir einen Lohnkutscher. Da ward mittags gefüttert und gut gegessen, abends eingekehrt und gut geschlafen und es

dauerte so und so viel Tage ehe man hinkam. So hatte ich das Reisen gelernt. Als ich nun wieder einmal fort wollte, waren mittlerweile die Schnellposten aufgekommen. Das ging Tag und Nacht, keine Ruhe, kein ordentliches Mittagsessen, lauter fremde Menschen, die mitfuhren, das wollte mir nicht zusinne. Endlich hatte ich meine Bedenken überwunden und wollte reisen, da waren die Eisenbahnen erfunden worden, und die behagen mir gar nicht.

Maiberg. Und Sie sind noch nie auf der Eisenbahn gefahren? Auch keine kurze Strecke?

Lonau (lachend). Noch keinen Schritt.

Müller. Lacht mich nur aus. Ich hatte mir es schon manchmal vorgenommen, aber jedesmal wenn ich fahren wollte, las ich den Tag vorher in der Zeitung von einem Unglücksfalle. Da verschob ichs wieder. Aber einmal fahre ich doch noch.

Maiberg. Schach der Königin!

Müller. Ja so!

Lonau (hat seiner Frau die Schere genommen und hält sie neckend hoch).

Thekla (greift danach). Gieb, gieb!

Lonau. Löse sie aus mit einem Kusse!

Thekla. Eigennütziger Mensch!

Lonau. Die Liebe ist immer eigennützig. (Küßt sie.)

Babette und Henning (haben sich entfernt, sobald das Abräumen des Tisches besorgt ist).

Alwine (hatte mit dem Kaffee zu thun. Sie ist fertig, steht mitten auf der Bühne und seufzt tief auf). Ach Gott!

Alle (drehen sich erschrocken). Was giebts denn?

Alwine. Soll ich nicht seufzen? Die selige Tante hat mir immer gesagt: ein junges Mädchen — und das war besonders auf mich gemünzt — habe die Bestimmung seine Umgebung aufzuheitern. Hier aber ist alles heiter und glücklich, wie soll ich nun meine Bestimmung erfüllen?

Thekla. Hanswurst!

Müller. Bin ich doch fast erschrocken.

Alwine (fliegt auf Thekla zu und kniet bei ihr). Hast ihn doch lieb, deinen Hanswurst.

Thekla. Das Schicksal erhalte dir deine gute Laune.

Alwine. Wie sollte ich sie verlieren? Der Himmel ist so schön blau, die Erde so herrlich grün, die Sonne scheint so strahlend darein — muß man da nicht fröhlich sein? Kommen mir doch manchmal die Thränen in die Augen, wenn ichs so ganz fühle wie schön das Leben ist, und wie gut ihr alle gegen mich seid.

Müller (leise). Ist sie nicht ein liebes Kind?

Maiberg (verwandte kein Auge von Alwine). Sehen Sie das jetzt erst?

Müller. Da, Ihr Turm ist fort!

Thekla. Mögest du nie andere Thränen weinen, als die die Freude dir giebt!

Lonau. Die Zeit vergeht, ich muß an den Aufbruch denken.

Thekla. Schon?

Lonau. Ich komme lieber zu früh als zu spät. (Nimmt seinen Hut und bereitet sich zum Gehen.) Ist denn alles in Ordnung? Morgen trifft deine Mutter ein!

Alwine. Alles in schönster Ordnung! Wir haben geräumt und geputzt, kein Stäubchen ist in den Zimmern zu finden! Die schönsten Blumen sind aufgestellt, ich denke ich werde fürchterlich gelobt werden!

Thekla (Alwinen streichelnd). Sie ließ sichs nicht nehmen alles zu besorgen!

Lonau. Du hast deine Mutter in Jahr und Tag nicht gesehen.

Thekla. Seit wir verheiratet sind. Ich freue mich sehr auf ihre Ankunft!

Alwine. Und ich erst! Ach was muß deine Mutter für eine prächtige Frau sein, da sie eine so gute Tochter hat.

Thekla. Narr!

Alwine. Ist einmal mein Amt. Bei der seligen Tante war ich förmlicher Hofnarr! Aber deine Mutter darf so bald nicht wieder fort! Unter zwei, drei, vier, fünf, sechs Monaten gar nicht! Ich will ihr alle Tage frische Blumen besorgen, ihr vorlesen, mit ihr spazieren gehen —

Thekla. So? Und was bleibt mir denn?

Alwine. Du kannst auch zuweilen mitgehen. Uebrigens hast du deinen Mann, kannst mir schon deine Mutter etwas abtreten! Ach wie freue ich mich! Morgen kommt sie! Wenn es doch schon morgen wäre!

Vierter Auftritt.

Vorige. Henning.

Henning (stürzt herein). Sie ist da! Sie ist da!

Alle. Was giebts? Was ist los?

Henning. Sie ist da, die Frau Mutter, die Frau Geheimerätin, die Schwiegermutter, ein Fiaker, ein Koffer, eine Kiste, eine Tasche, drei Schachteln und eine Kammerjungfer!

Alwine. Ich empfange sie, ich allein! Komm, Henning. (Mit Henning ab.)

Lonau. Heute kommt sie? Jetzt? Sie schrieb doch morgen würde sie kommen?

Thekla. Ich begreife nicht!

Lonau. Es wird sich aufklären! Gehen wir ihr entgegen.

Maiberg. Mit unserm Spiele ist es aus.

Müller. Schade, heute wären Sie matt geworden. (Stehen auf und schieben das Tischchen beiseite.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Geheimerätin (in Reisekleidern, bleibt in der geöffneten Thüre stehen und breitet die Arme aus).

Geheimerätin. Meine Kinder!

Thekla. Mutter! Mutter, meine gute Mutter!

Lonau. Tausend mal willkommen!

Geheimerätin. Meine geliebte Tochter! Kind meines Herzens! Ach, schon einmal rollte die Erde vollständig ihre Bahn um die Sonne — und ich konnte dich nicht an diese Brust schließen!

Thekla. Desto inniger drücke ich Sie an das Herz.

Geheimerätin. Kommen Sie, Herr Sohn, auch Ihnen gebührt ein Platz an diesem Busen, der euch beide mit gleicher Liebe umfaßt!

Lonau. Welch freudige Ueberraschung!

Thekla. Wir erwarteten Sie erst morgen.

Geheimerätin. So schrieb ich! Allein der Legations-Sekretär Menzing reiste gestern nacht nach Paris, und da ich gern in guter Gesellschaft fahren wollte, entschloß ich mich rasch auch gestern zu reisen und komme so einen Tag früher.

Thekla. Um so schöner!

Maiberg. Erlauben Sie, gnädige Frau, auch mir Sie zu begrüßen.

Thekla. Herr Hubert Maiberg, ein Freund unseres Hauses!

Geheimerätin. Bin sehr erfreut.

Müller. Auch der alte Pate Lebrecht reicht Ihnen zum Willkommen die Hand. Die Mutter unserer lieben Thekla haben wir alle von Herzen gern.

Geheimerätin (hustet und wedelt mit dem Tuche). Bin sehr erfreut.

Müller. Amende ist Ihnen meine Pfeife nicht angenehm?

Geheimerätin (sehr freundlich). O nicht doch, ich füge mich in die Sitten der Provinz — bei uns in der Residenz raucht man allerdings nicht in Gegenwart von Damen.

Müller. Ach so. (Setzt still seine Pfeife weg und zieht sich zurück.)

Lonau. Aber nehmen Sie doch Platz!

Thekla. Oder wollen Sie nicht lieber erst auf Ihr Zimmer gehen und sichs bequem machen?

Geheimerätin (setzt sich). Einige Minuten laß mich hier weilen. Der Augenblick des Wiedersehens nach so langer Trennung ist so ernst, so schön, und doch so aufregend, daß man ihn ganz genießen muß. Wenn ich daran denke, Herr Sohn, wie Sie mir voriges Jahr meine Thekla entführten, wie Sie noch einen Scheidegruß aus dem dahinrollenden Wagen mir zuwinkte, wie ich so einsam zurückblieb — ach meine Kinder, meine geliebten Kinder! Verzeihung, meine Herren, wenn eine Mutter in Ihrer Gegenwart sich keinen Zwang anzuthun vermag und sich ganz den Gefühlen ihres liebenden Herzens hingiebt. — Minette — es ist meine Kammerjungfer, meine Herren — Minette bringt mein Zimmer so in Ordnung, wie ich es gewohnt bin — ich will nicht früher dahin gehen.

Thekla. Je länger wir getrennt waren, desto länger müssen Sie nun auch bei uns bleiben.

Geheimerätin. Wie gern, mein geliebtes Kind! Wo könnte eine Mutter lieber weilen, als im Kreise der Ihrigen? Es giebt doch Stahlbäder in hiesiger Stadt? Ich bin daran gewöhnt!

Sechster Auftritt.

Vorige. Alwine.

Alwine. Alles ist besorgt, das Gepäck auf das Zimmer geschafft, jetzt laßt mich auch die Hand von Theklas Mutter küssen! Sein Sie gegrüßt! Wir haben uns alle gefreut Sie

zu sehen. Mit mir können Sie machen was Sie wollen! Für die ehrwürdige Mutter meiner guten Thekla gehe ich durchs Feuer!

Geheimerätin. Ich danke für den guten Willen, obschon ich auf Ehrwürdigkeit noch keinen Anspruch mache.

Alwine (zieht sich etwas betroffen nach rechts zurück, wo Maiberg und Müller stehen, während die Andern links sich gruppiert haben).

Geheimerätin. Du glaubst nicht, liebe Tochter, was Stahlbäder wohlthätig wirken!

Alwine (leise zu Maiberg). Ich habs wohl dumm gemacht?

Maiberg (leise). Scheint so!

Geheimerätin. Ich ward aufmerksam darauf, als ich vergangenen Winter die Vorlesungen des Professor Schimmel über die menschliche Patrologie hörte.

Alwine (leise). Was ist das?

Maiberg (leise). Soll wohl Pathologie heißen.

Geheimerätin. Doch ihr sprecht gar nichts, und ich bin so begierig zu hören, zu sehen wie es euch geht. Ach Gott, das Haus, die Familie einer Tochter hat doch für die Mutter das höchste Interesse. Sie lebt noch einmal in demselben ihre Jugend durch.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Minette.

Minette. Bitte um Entschuldigung, man wies mich hier herein.

Geheimerätin. Meine Kammerjungfer. Was wollen Sie, Minette?

Minette. Frau Geheimerätin, Ihre Zimmer stehen voll Blumen, sollen die —

Geheimerätin. Um keinen Preis bleiben die stehen! Lassen Sie sie wegschaffen.

Minette. Dachte mirs gleich! (Verbeugt sich, ab.)

Geheimerätin. Du bist mir nicht böse, liebe Tochter — oder war es vielleicht Ihre Anordnung, Herr Sohn?

Lonau. Sie sind ja vollkommen Herrin in Ihren Gemächern.

Geheimerätin. Blumen in Zimmern, die man bewohnt, sind höchst schädlich. Ich hörte im Dezember Vorlesungen über die Physionomie der Pflanzen —

Alwine (leise). Wie?

Maiberg (leise). Soll Physiologie heißen.

Geheimerätin (hat das gehört). Erlauben Sie, Sie sprechen das nach dem Provinzialdialekt aus; Physionomie sagen wir in der Residenz, und das ist das Richtige. Ja, liebe Thekla, nimm dich wohl in acht. Die Blumen hauchen Stickstoff aus, der verbindet sich mit der Kohlensäure der Luft und treibt allen Sauerstoff aus den Zimmern. Wie soll man da atmen können? Hat man in hiesiger Stadt auch Vorlesungen?

Thekla. O ja, liebe Mutter, wir sind nicht so weit zurück, wie ihr in der Residenz zu glauben scheint.

Geheimerätin (verbindlich). O das glauben wir nicht, durchaus nicht; nur daß wir in der Residenz dem ganzen Lande das Beispiel geben schmeicheln wir uns.

Achter Auftritt.

Vorige. Minette.

Minette. Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten. Frau Geheimerätin, Ihr Bette steht mit dem Kopfende gerade nach der Morgensonne; soll es so stehen bleiben?

Geheimerätin. Auf keinen Fall! Lassen Sie es von Süden nach Norden rücken!

Minette (ab)

Geheimerätin. Darauf mußt du auch achten, liebe Thekla, daß die Betten immer von Süden nach Norden stehen. Denn die galvanischen Ströme des Erdmagnetismus gehen

von der Peripherie immer durch die Erdachse, also von Süden nach Norden, und wenn wir im Schlafe von Westen nach Osten liegen, so schneiden sie den menschlichen Körper in einem rechten Winkel, was der Gesundheit durchaus nicht zuträglich ist.

Thekla. Aber, liebe Mutter, wäre es nicht besser wir gingen auf Ihr Zimmer und Sie ordneten rasch selbst an was Sie an der Einrichtung verändert wünschten? Die Herren entschuldigen uns.

Geheimerätin. Du hast Recht, mein Kind. Ich werfe dabei die Reisekleidung ab, und du zeigst mir dann dein Haus.

Lonau. Mich ruft ohnehin meine Pflicht — (reicht ihr den Arm) erlauben Sie daß ich Sie in Ihre Wohnung einführe.

Geheimerätin. So recht! Ach für eine Witwe ist ja der Arm ihres Schwiegersohnes die einzige Stütze im Leben. Meine Herren — (verbeugt sich gegen die Zurückbleibenden; im Abgehen) — ich kann euch noch so manchen nützlichen Wink geben über der Einrichtung eines Hauses. Junge Leute können immer von der Erfahrung älterer Personen lernen. Zwar ist mein Grundsatz mich nie in die Angelegenheiten meiner Kinder zu mischen, allein ein guter Rat ist noch keine Einmischung. (Ab mit Lonau und Thekla.)

Alwine (sinnend, wichtig). Der Sauerstoff vertreibt den Stickstoff aus der Kohlensäure durch die Physionomie der Pflanzen, wodurch der magnetische Strom des Galvanismus in einem rechten Winkel um die Peripherie der Erde durch die Achse geht und den menschlichen Körper mitten entzwei schneidet. (Tief atmend.) Das ist entsetzlich schwer!

Maiberg. Plaudermäulchen!

Alwine (sieht ihn bös an und dreht sich schmollend um, Theklas Arbeit zusammenpackend).

Müller (holt seine Pfeife). Herr Maiberg!

Maiberg. Herr Müller!

Müller. Ich habe nicht alles verstanden.

Maiberg. Glaubs wohl.

Müller. Ein gutes Mundwerk hat die Frau Geheimerätin.

Maiberg. Das weiß Gott!

Müller. Aber sie kann doch brav sein.

Maiberg. Warum nicht?

Müller. Je nun wer so viel spricht kann nicht lauter Gescheites reden, und wer dummes Zeug spricht — sehen Sie, ich bin ein alter Mann, und wenn ich auch immer einsam für mich gelebt habe, wie ein alter Junggeselle eben thut, so habe ich doch viele Menschen im Leben kennen gelernt — aber so — Schwatzmäuler — Gott vergebe mir die Sünde — taugen niemals viel.

Maiberg. Sie mögen Recht haben.

Müller. Nein, nein, ich habe vielleicht Unrecht. Ich spreche auch gern viel — es soll dem Alter eigen sein! Ich muß einmal mit mir zurate gehen — wenn ich auch so ein Schwatzmaul wäre, vielleicht könnte ich mich noch bessern. Man lernt seine Fehler am besten erkennen, wenn man sie an Andern sieht.

Maiberg. Beruhigen Sie sich, es kommt nicht darauf an ob man viel oder wenig, sondern ob man gut und klug spricht.

Müller. Nein, nein, viel sprechen ist an und für sich vom Uebel! Als ich meine Reise nach Hamburg machte — (schlägt sich auf den Mund) — sehen Sie, da habe ich mich ertappt! Da komme ich auf alte Geschichten und fange an zu schwatzen. Nein, nein, ich werde mich im Schweigen üben.

Maiberg. Wollen Sie gehen?

Müller. Hm ich bin zwar gewöhnt die Nachmittagsstunden hier im Hause zuzubringen, aber heute will ich doch hinübergehen in mein Haus.

Maiberg. Weshalb wollen Sie von Ihrer Gewohnheit abweichen?

Müller. Hm es kommt mir vor als wäre ich der Frau Geheimerätin nicht recht.

Maiberg. Ah bah!

Müller. Nein, nein! Sie kann den Tabak nicht vertragen! Du lieber Gott, ich rauche seit sechzig Jahren mein Pfeifchen, ich kann es nicht mehr entbehren.

Maiberg. Das sollen Sie auch nicht.

Müller. Und dann — haben Sie nicht bemerkt wie spöttisch und verächtlich sie auf meinen Anzug schaute? Je nun ich passe in keinen Salon, das weiß ich wohl, aber meine Gamaschen halten warm und schützen mich vor der Gicht, und mein langer Rock ist bequem. Nein, nein, Herr Maiberg, ich passe nicht mehr in dieses Haus. Du lieber Gott und ein anderes habe ich nicht, wo ich hingehen und mich wohlbefinden könnte. Guten Tag, Herr Maiberg, guten Tag, Alwinchen! Ich will mirs einmal überlegen. (Ab.)

Maiberg. Mir scheint eher die Frau Geheimerätin paßt nicht in dieses Haus. Was meinen Sie, Alwine?

Alwine (dreht ihm den Rücken zu und schweigt schmollend).

Maiberg. Nun? — Bekomme ich keine Antwort? — Alwine, wie hat Ihnen die Frau Geheimerätin gefallen? So reden Sie doch. — Sie wollen nicht?

Alwine (schüttelt mit dem Kopfe).

Maiberg. Sind Sie böse?

Alwine (nickt).

Maiberg. Weshalb?

Alwine (sieht ihn groß an).

Maiberg. Das verstehe ich nicht.

Alwine (dreht sich um).

Maiberg. Ich muß auch fort. — Soll ich ohne Gruß von Ihnen gehen? — Sie schweigen! — Was habe ich Ihnen gethan? — Ja da bleibt mir nichts übrig als zu gehen. (Holt seinen Hut.) Wenn Sie nicht mit mir reden wollen, so reichen Sie mir die Hand.

Alwine (birgt die Hände auf dem Rücken).

Maiberg (empfindlich). Ach so, Sie wollen gar nichts mehr von mir wissen; so leben Sie wohl. Aber es schmerzt

mich doch; zum erstenmale sind Sie unfreundlich gegen mich. (Geht.)

Alwine (läuft ihm nach und holt ihn zurück).

Maiberg. Ich soll nicht gehen?

Alwine (schüttelt den Kopf).

Maiberg. So reden Sie!

Alwine (deutet an: „Ich kann nicht").

Maiberg. Sie können nicht? Warum nicht?

Alwine (deutet an: „Sie hindern mich!").

Maiberg. Ich hindere Sie!

Alwine (nickt).

Maiberg. Wie so?

Alwine (deutet an: „Sie haben mir verboten zu sprechen").

Maiberg. Ich habe Ihnen verboten?

Alwine (platzt heraus). Sie haben gesagt: ich wäre ein Plaudermaul und ehe Sie so schlecht von mir denken, will ich lieber gar nicht sprechen.

Maiberg. Aber liebes Kind —

Alwine. Und dann hat der Pate Lebrecht gar von einem Schwatzmaul gesprochen, und das ist noch häßlicher, und ich will mir nicht nachsagen lassen daß ich ein Schwatzmaul sei.

Maiberg. Erlauben Sie, ich habe gesagt ein Plaudermäulchen.

Alwine (mit sprudelnder Geläufigkeit). Plaudermäulchen haben Sie gesagt und Plaudermaul haben Sie gedacht. Und ein Plaudermaul oder gar ein Schwatzmaul ist ein ganz abscheuliches Ding! Schwatzmäuler reden von allen Sachen, die sie nichts angehen und die sie nicht verstehen, und sprechen schlecht von andern Leuten, und reden oft unklug, und sprechen in einem fort und lassen niemand anders zuworte kommen und die Worte fließen ihnen vom Munde wie ein Wasserfall, und man kann nicht Ohren genug haben, um alles zu hören, was sie sagen, und kein Mensch kann sie leiden! He, bin ich so ein Plaudermaul?

Maiberg (lachend). Je nun wenn man Ihre letzte Rede gehört hat —

Alwine. Pfui nun fangen Sie wieder an. Ich habe mich ja nur verteidigt. Nicht wahr, Sie haben es nicht so ernstlich gemeint? Ich bin kein Plaudermaul?

Maiberg. Sie sind ein Kindskopf, Sie wissen recht gut wie ich es gemeint habe.

Alwine. Nein, ich war recht ernstlich böse auf Sie und wollte wenigstens in drei Tagen kein Wort mit Ihnen reden. Aber daß Sie fortgingen und sagten: es schmerze Sie, das mochte ich auch nicht. (Giebt ihm die Hand.) Da, ich will wieder gut sein!

Maiberg. Spitzbübin, Sie waren nicht ernstlich böse.

Alwine. Doch!

Maiberg. Nein!

Alwine. Ich habe ein sehr böses Gesicht gemacht.

Maiberg. Ja, dicke Falten haben Sie auf der Stirn gezogen, aber aus den Augen guckte doch die schelmische Alwine.

Alwine. Die verwünschten Augen! Sehen Sie, die sind Plaudermäulchen und verraten immer was man bei sich behalten möchte. Ich werde mir Pate Lebrechts grüne Brille aufsetzen, da können Sie mir nicht mehr in die Augen sehen.

Maiberg. Das wäre schade!

Alwine. Wie so?

Maiberg (sieht sie an, will ihr wärmer antworten, unterdrückt jedoch seine Aufwallung). Ein anderesmal. Ich muß jetzt fort.

Alwine. Kommen Sie zum Abend?

Maiberg. Ich denke!

Alwine. Und sind Sie gut?

Maiberg. Ganz! Ihnen kann ich nicht böse sein. Auf Wiedersehen! (Ab.)

Alwine (allein). Wie soll ich das nun nehmen? Er kann mir nicht böse sein? Bin ich ihm zu unbedeutend — oder hat er mich zu gern dazu? Doch wohl das letzte,

denn er ist immer gut und freundlich gegen mich. Und doch — es ist mir als wäre diese Freundlichkeit nicht die rechte. Auch gegen Kinder ist man freundlich, lobt und schilt sie abwechselnd, das thut er auch. Ja, ja, er behandelt mich rein wie ein Kind! Und fast ärgert mich das! Und doch ist es auch wieder anders! Ja was will ich denn eigentlich? Ach, ich weiß es selbst nicht. Er hat Recht, wenn er mich einen Kindskopf heißt. Ein Kind! Aergert mich nun das oder nicht? Das weiß ich wieder nicht. — Da stehe ich und halte ein Selbstgespräch wie in der Komödie und hier sind noch die Tassen nicht aufgeräumt. He, Babette! Es wäre schade wenn er mir nicht in die Augen sehen könnte, meint er — aber warum sagt er nicht. Amende sind meine Augen hübsch. Laß einmal sehen. (Sieht in den Spiegel.) Hm ich bemerke nichts Sonderliches daran!

Neunter Auftritt.

Alwine. Babette, Henning.

Babette. Sie haben gerufen, Fräulein?

Alwine. Mein Gott bin ich erschrocken! (Freundlich.) Kinder, räumt das Kaffeezeug fort! Die Frau Geheimerätin kommt aus der Residenz und sieht auf alles, da müssen wir die strengste Ordnung halten! (Ab.)

Babette. Das thun wir schon so, Fräulein, thun wir schon so! Was willst denn du, Henning, dich hat niemand gerufen!

Henning. Ich will dir helfen!

Babette. Kaffeetassen wegräumen! Geh, das schickt sich gar nicht für einen Mann!

Henning. Dir helfen schickt sich immer!

Babette. Das hast du gut gesagt. Aber es ist mir doch nicht recht. Wenn du im Garten bei deinem Vater

arbeitest, das sehe ich gern. Ein Mann so mit Hacke und Spaten sieht gut aus. Wenn du aber in das Haus kommen, beim Essen aufwarten und Botengänge thun, wenn du den Bedienten spielen mußt, das gefällt mir nicht.

Henning. Der Herr Syndikus will es nun einmal so haben, und er ist so gut, und die Frau und Pate Lebrecht und das Fräulein Alwine, alle sind so gut, da kommt es einem vor als sei das gar kein bezahlter Dienst, als thäte man das zu seinem eigenen Vergnügen.

Babette. Ja, das ist wahr, gut sind sie alle, und so lange wir hier im Hause sind, mag es so bleiben. Bist du aber erst mein Mann, und wir kommen in ein anderes Haus —

Henning. Was für Gedanken! Wir kommen nie anderswo hin. Wenn mein Vater einmal stirbt, übernehme ich den Garten und du bleibst als Köchin dein lebelang im Hause. Können wir es besser haben?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Minette.

Minette. Ich suche die Jungfer Köchin!

Babette. Das bin ich.

Minette. Die gnädige Frau schickt mich, Sie möchten einmal in das grüne Zimmer hinüber kommen.

Babette. Gut, ich komme! (Geht mit dem Kaffeegeschirr; an der Thüre:) Henning, dein Vater wird dich brauchen, geh' in den Garten! (Ab.)

Minette (sehr freundlich). Henning heißen Sie? Ein hübscher Name!

Henning. Ja wohl, Henning Ehrhart. Sie sind die Kammerjungfer bei der Frau Geheimerätin?

Minette. Zu dienen! Man nennt mich Fräulein Minette.

Henning (lacht). Und die Köchin heißt Babette! M I Mi, B A Ba, das ist der ganze Unterschied.

Minette. Sie sind der Sohn des Gärtners?

Henning. Ja wohl, bin selbst ein gelernter Gärtner.

Minette. Wie schade!

Henning. Das wäre schade?

Minette. Ja wohl, daß Sie hier in der Provinz und in einem kleinen, bürgerlichen Hause verkümmern sollen.

Henning. Verkümmern?

Minette. Nach der Residenz müßten Sie kommen! Da giebt es Gärten und gute Stellen! Da könnten Sie Ihren Weg machen!

Henning. Hm wir verstehen hier auch unsern Spargel zu ziehen.

Minette. Das glaube ich wohl, aber ein junger Mann muß die Welt sehen! Haben Sie nie Lust gehabt einmal hinaus zu gehen?

Henning. Hm — vordem wohl — aber jetzt, seit ich — und doch — so etwas reisen möchte ich einmal — es wird sich nur nicht thun lassen.

Minette. Warum nicht? In unserm aufgeklärten Jahrhundert muß man die Welt sehen, will man sein Glück machen. Sie sind ein hübscher junger Mann!

Henning (lacht).

Minette. Was lachen Sie?

Henning. Daß ich ein hübscher junger Mann sein soll! Das hat mir noch niemand gesagt.

Minette (immer mehr kokettierend). Nicht? Wirklich nicht?

Henning. Nein! Mein Vater weiß nichts davon, der sagt ich wäre —

Minette. Was stocken Sie?

Henning. Je nun es ist ein dummes Wort.

Minette. Welches?

Henning. Wenn ihm etwas nicht recht ist, sagt mein Vater ich wäre —

Minette. Nun?

Henning. Ein Schafskopf!

Minette. Ach pfui! Solche Worte kennt man in der Residenz gar nicht. Ach wie viele Beispiele weiß ich daß hübsche junge Männer dort ihr Glück gemacht haben. Da findet sich bald ein artiges Mädchen, das hier und da Fürsprache einlegt — das giebt dann ein glückliches Paar, das Mädchen bringt etwas mit —

Henning. Ja ja, das klingt ganz hübsch — aber —

Minette. Nun ich muß hinüber zur Frau Geheimerätin. Wir sprechen gelegentlich weiter davon. Ich denke wir bleiben den ganzen Sommer hier, und wenn Sie nach der Residenz kommen wollen, mit einem Worte, an meiner Fürsprache soll es nicht fehlen. Adieu, Herr Henning. (Ab.)

Henning (allein). Herr Henning! So hat mich noch niemand genannt — und es klingt ganz gut. Und das ist wahr, nett muß es in der Residenz sein, wenn es solche Mädchen da giebt. Wie ihr alles so drall am Leibe sitzt, wie bei einer Puppe. Und freundlich und höflich ist sie auch. Hier befiehlt mir immer alle Welt — Henning thue das, Henning thue jenes. Ich möchte wohl die Residenz einmal sehen.

Elfter Auftritt.

Henning. Geheimerätin, Thekla.

Henning (ohne sie zu bemerken, fährt fort). Ein hübscher junger Mensch wäre ich, hat sie gesagt. Da hat sie gewiß Recht.

Thekla. Henning?

Henning. He! Ach Sie sind es! Wäre ich doch fast erschrocken.

Thekla. Was machst du hier?

Henning. Ich — ich weiß es nicht, ich kann mich wirklich nicht mehr besinnen. (Ab.)

Thekla. Sie haben jetzt das ganze Haus gesehen bis auf den Garten. Er ist groß und schön und war eine besondere Liebhaberei von meines Mannes verstorbenem Vater.

Geheimerätin. Laß uns einen Augenblick sitzen, ehe wir in den Garten gehen. Mich verlangt nach einem Worte unter vier Augen mit dir.

Thekla. Es scheint Ihnen nicht recht bei uns zu gefallen.

Geheimerätin. Ei wie kannst du so etwas denken, liebe Thekla! Wenn mir dies oder jenes aufgefallen ist, so denke ich: ländlich sittlich und vergesse nicht daß ich in der Provinz bin.

Thekla. Je nun ich denke doch —

Geheimerätin. Ah du wirst empfindlich — ei, das mußt du deiner Mutter gegenüber nicht thun.

Thekla. Ist unser Haus nicht groß, geräumig, hell, wohnlich?

Geheimerätin. Gewiß, gewiß — nur — wie soll ich sagen — ein wenig kleinbürgerlich kommt es mir vor.

Thekla. Ich denke doch die Einrichtung —

Geheimerätin. Ist schön und bequem, allein es fehlt ihr doch das eigentliche Lustre! Die Tapeten sind schön, aber die Muster etwas veraltet, die Möbel sind von Mahagoni, aber nicht nach dem neuesten Geschmacke. Natürlich lege ich den Maßstab der Residenz an, den ich gewohnt bin. Allein dein Mann ist vermögend, man sagt sogar: er sei sehr reich — und das sieht man nicht in deinem Hause. Der Reichtum muß an allen Ecken hervorsehen.

Thekla. Mein Mann sagt: äußerer Glanz verriete oft innere Dürftigkeit.

Geheimerätin. Das sind Provinzansichten. Vergiß nie, meine Tochter, daß dein Vater Geheimerat war, daß ich von altem Adel bin und das Blut derer von Floßholz

auf Baumbach in deinen Adern rollt, wenn auch nur von mütterlicher Seite. Du kannst Ansprüche machen.

Thekla. Habe ich doch meinem Manne gar nichts mitgebracht. Er nahm mich ohne die geringste Ausstattung.

Geheimerätin. Rechnest du deine Stellung für nichts? Tochter eines Geheimerates, Abkömmling derer von Floßholz auf Baumbach? Noch jetzt, als Witwe, wenn ich zuweilen hohe Zirkel besuche, finde ich meinen Platz am zehnten, ja auch wohl am neunten Spieltische. Ich gab meine Einwilligung zu deiner Verbindung, weil dein Mann als Abgeordneter in der Residenz war und ich hoffte er würde eine glänzende Carrière machen. Er ist nicht wieder gewählt worden?

Thekla. Er hat die Wahl abgelehnt, weil diese Thätigkeit ihm nicht zusagte.

Geheimerätin. War sehr Unrecht. Als Abgeordneter hatte er Aussichten. Nun hat er gar seine juristische Laufbahn aufgegeben und ist — was ist er eigentlich geworden?

Thekla. Stadtsyndikus!

Geheimerätin. Seltsam, in der That seltsam!

Thekla. Weshalb? Er ist Mitglied des Stadtrats, er hat die Verwaltung des Vermögens der Stadt, der Forsten, des Grundeigentums, er muß bald hier, bald dort sein; diese Thätigkeit erfreut ihn und ist ehrenvoll.

Geheimerätin. Ehrenvoll? Hm das sind Ansichten. Gemeindebeamter! Wozu kann er es bringen? Nicht eine Stufe höher. Ja wäre er noch in den Staatsdienst getreten. Aber so? Was führst du für einen Titel? Frau Stadtsyndikus! Horreur! Dein Vater war Geheimerat.

Thekla. Die Leute nennen mich Frau Lonau schlechtweg. —

Geheimerätin. Das ist allerdings sehr schlechtweg. Ist denn aller edle Stolz aus deiner Brust gewichen? Hast du keine Ahnung davon wie wohl es thut „Frau Geheimerätin“ angeredet zu werden?

Thekla. Mein Mann nennt mich liebes Weibchen, und das ist mir die liebste Anrede.

Geheimerätin. Nein, nein, dein Mann muß einen Titel haben, Kommissionsrat, Kommerzienrat — vielleicht gar Hofrat — ich habe meine Verbindungen, das läßt sich wohl erreichen, laß mich nur machen. Wie steht es weiter? Machst du ein Haus?

Thekla. Je nun wir sehen Freunde bei uns und besuchen sie wieder, es ist ein kleiner, aber liebenswürdiger Kreis.

Geheimerätin. Aber klein, warum klein? Ihr müßtet hier eins der ersten Häuser machen! Dein Mann ist reich und dein Vater war Geheimerat. Hast du Equipage?

Thekla (fast beschämt). Nein.

Geheimerätin. Nicht einmal Equipage — und dein Mann ist reich!

Thekla. Mein Mann sagt: wer eine Kasse verwalte, wie er, müsse allen auffallenden Aufwand vermeiden, um das Gerede der Leute nicht herauszufordern.

Geheimerätin. Ach was, die Leute reden doch! Nicht einmal Equipage!

Thekla. Mein Mann sagt: wir wären noch jung und gut zufuße, würden wir einmal älter, wolle er schon für einen Wagen sorgen.

Geheimerätin. Gefällt mir nicht.— Du trägst wollene Kleider?

Thekla. Im Hause immer!

Geheimerätin. Warum nicht Seide? Dein Vater war Geheimerat!

Thekla. Mein Mann liebt es so.

Geheimerätin. Was hast du für Dienerschaft?

Thekla. Einen Gärtner —

Geheimerätin. Ist nicht für das Haus zu rechnen.

Thekla. Eine Köchin, eine Frau für die gröberen Arbeiten. Des Gärtners Sohn, den Sie eben hier sahen, greift im Hause mit zu, bedient beitische, macht Besorgungen —

Geheimerätin. Trägt er Livrée?

Thekla. Nein.

Geheimerätin. Aber, Thekla, nicht einmal Livrée! Dein Vater war Geheimerat. Du müßtest doch eine Kammerjungfer haben, einen ordentlichen Bedienten.

Thekla. Für unsern kleinen Haushalt haben wir Bedienung genug.

Geheimerätin. Das ist es eben, ein kleiner Haushalt! Er sollte groß sein! Wenn ich nach der Residenz zurückkomme, und sie fragen mich nach dir, die dich alle gekannt haben, die Steuerrätin, die Majorin, die Kommerzienrätin, die Justizrätin, die Appellationsrätin, die Ministerialsekretärin, die Hofrätin, die Kammerrätin, die Generalin, die Konsistorialrätin, und so weiter, und so weiter, was soll ich sagen? Meine Tochter ist Frau Lonau schlechtweg, mit einer Köchin und einem Gärtnerburschen, der à deux mains gebraucht wird und Gastrollen als Bedienter giebt.

Thekla. Mein Mann hat das Haus so eingerichtet, und ich befinde mich wohl darin.

Geheimerätin. Thekla, du vergissest was du deinem Stande schuldig bist. Dein Vater war Geheimerat. Ich halte fest an dem Grundsatze mich nie in meiner Kinder Angelegenheiten zu mischen, aber Rat kann ich geben. Es ist nicht alles wie es sein sollte. So oft ich dich frage: warum ist dieses nicht oder jenes, entgegnest du mir: mein Mann will es so. Ei hast du denn gar keine Stimme im Hause?

Thekla. Erlauben Sie, um die Haushaltung bekümmert sich mein Mann nicht im geringsten, ich bin unbedingte Herrin im Hause; nur in der allgemeinen Art und Weise wie wir leben macht er seine Stimme geltend.

Geheimerätin. Aber du mußt auch eine Stimme haben neben der seinigen, und eine sehr gewichtige. Dein Vater war Geheimerat, und du erzeigtest ihm eine Ehre, als du ihm deine Hand gabst. Du kannst fordern daß er diese zu schätzen wisse, daß er dir die äußerliche Stellung gebe, die einem Abkömmling derer von Floßholz auf Baumbach geziemt. Equipage und Livrée mußt du wenigstens von ihm

verlangen. Nun wir sprechen weiter darüber. Jetzt wollen wir den Garten sehen. (Stehen auf.) Ach, da fällt mir ein, in deinem Salon hängen die alten häßlichen Oelbilder, die mußt du wegschaffen.

Thekla. Es sind die Vorfahren meines Mannes.

Geheimerätin. In den abgeschmackten Trachten der vorigen Jahrhunderte.

Thekla. Aber, liebe Mutter, in Ihrem Zimmer hängen doch eben solche Bilder.

Geheimerätin. Das ist etwas anderes, das sind meine Ahnen.

Thekla. Und das sind meines Mannes Vorfahren.

Geheimerätin. Sein Vater war Kaufmann, ein Krämer hat keine Vorfahren. Sie müssen fort.

Thekla. Die Bilder sind von guten Meistern, sie sind wertvoll.

Geheimerätin. Wie kann ein Bild wertvoll sein, das einen Krämer darstellt. Doch komm jetzt in den Garten. Ich fürchte er wird auch nach altmodischer Art eingerichtet sein, Spargelbeete und keine Boskets, Kohl und Salat, aber keine feinen Anlagen.

Thekla. Je nun wir haben Schatten genug, und der Spargel kommt der Küche zugute — er soll Ihnen wohl schmecken.

Geheimerätin (immer gehen wollend und wieder stehen bleibend, bis zum Schluß). Aber, liebe Tochter, das ist so kleinbürgerlich gedacht. — Und was hast du für Gesellschaft im Hause? Wer ist die alte, langweilige Figur in den abgeschmackten Kleidern?

Thekla. Herr Lebrecht Müller, der Compagnon von meines Mannes verstorbenem Vater, und meines Mannes Pate. Als alter Junggeselle hat er von jeher in diesem Hause gegessen und seine Abende zugebracht. Als vor zwei Jahren sein Compagnon, meines Mannes Vater, starb, hat er diese Gewohnheit beibehalten.

Geheimerätin. Und das kannst du dulden? Der Mensch raucht ja Tabak in deinen Zimmern! Ich glaubte ich käme in eine Kaserne, als ich hier eintrat. Den Menschen mußt du dir vom Halse schaffen.

Thekla. Den guten alten Mann? Der seit vierzig Jahren in diesen Räumen wie zuhause war?

Geheimerätin. Was kümmert dich das? Ein Pfefferkrämer paßt nicht zu deinem Hausfreunde! — Wer ist das junge Ding, das mir so theatralisch die Hand küßte?

Thekla. Alwine ist meines Mannes Mündel. Kurz nach unserer Verheiratung starb die alte Tante, bei der sie erzogen worden, und so nahmen wir sie ins Haus.

Geheimerätin. Und das hast du geduldet?

Thekla. Ich habe es selbst veranlaßt. Alwine ist wenig jünger als ich, wir sind die besten Freundinnen.

Geheimerätin. Kind, ich begreife dich nicht! Wo hast du deine Gedanken? Ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen!

Thekla. Warum nicht!

Geheimerätin. Und wenn nun dein Mann hinter deinem Rücken mit dem Mädchen ein Verständnis anfängt?

Thekla (erzürnt). Aber Mutter!

Geheimerätin. Kind, du kennst die Männer nicht, dem besten ist nicht zu trauen! Ich habe Beispiele erlebt! Da war der Archivrat Vorstelberger, hatte eine junge Frau — und eine Nichte — doch ich erzähle dir das im Garten! Nein, nein, das ist unvorsichtig und du thust gut sie je eher je lieber aus dem Hause zu schaffen. Sie scheint Talent zum Theater zu haben, ich werde mit unserem Intendanten sprechen.

Thekla. Aber Mutter —

Geheimerätin. Laß mich nur machen, meine Erfahrungen sollen dir zugute kommen. Da war auch ein junger Mann?

Thekla. Herr Hubert Maiberg, ein Universitätsfreund meines Mannes. Er ist reich und lebt nur seinen Studien.

Geheimerätin. Hm eine angenehme Erscheinung!

Thekla. Er ist nicht ganz glücklich! Vor Jahren ward ihm seine Braut untreu, seitdem ist er menschenschen und mißtrauisch geworden. Mein Mann ist sein einziger Freund, er besucht nur unser Haus, aber täglich.

Geheimerätin (lachend). Und macht der jungen Frau etwas den Hof.

Thekla. Aber, Mutter, welch ein Gedanke!

Geheimerätin. Nun nun, warum denn nicht? Eine junge hübsche Frau, wie du, muß immer einige Anbeter haben, das giebt ein gewisses Lustre und die Andern werden grün und gelb vor Neid.

Thekla. Pfui wie abschenlich!

Geheimerätin. Natürlich in allen Ehren! Ei, verstehe mich nur recht! Man darf seine Pflichten nicht verletzen! Die Gebote Gottes sind heilig und man muß fleißig zur Kirche gehen. Ich fehle keinen Sonntag auf meinem bestimmten Platze. Ach, Thekla, wir haben einen neuen Prediger, der versteht das Herz zu rühren! Manchmal kann man ihn vor dem Schluchzen der Andächtigen gar nicht hören! Aber auch der Zulauf! Kein Apfel kann zur Erde, wenn er predigt. Nein, liebe Tochter, Gottes Wort muß man in Ehren halten! Ei, das habe ich dir von Jugend auf gepredigt! Aber sich ein wenig den Hof machen lassen ist keine Sünde, das prickelt und stachelt den Mann, und man setzt da manches leichter durch als sonst. Ich werde dir schon mehr sagen! Ja ja, hier muß manches anders werden, ich bin zu deinem Segen ins Haus gekommen. (Ist im Sprechen bis an die Thüre gekommen, ab mit Thekla.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Dasselbe Zimmer.

Erster Auftritt.

Henning, Babette.

Henning (steht vor dem Spiegel und knüpft an seinem Halstuche).

Babette (kommt leise herein und schlägt ihn auf die Schulter). Was machst du denn da?

Henning (erschrocken). Ach du bist es! Was ist das für eine Art! Warum schlägst du mich denn so?

Babette. Was machst du denn da? Ich glaube gar du besiehst dich im Spiegel!

Henning. Wo fiele mir denn das ein!

Babette. Ich habe es ja gesehen. Aber, Henning, lieber Henning. Du bist ein verständiger Mensch oder bist wenigstens auf dem Wege es zu werden, wie kannst du dich hier im Zimmer im Spiegel besehen?

Henning. Ja ich habe sonst nirgends einen.

Babette. Du warst aber doch sonst nicht so eitel? Mußte ich dir nicht immer erst das Halstuch binden und das Haar glattstreichen, wenn du morgens ins Haus kamst? Und

jetzt — sieh, wahrhaftig, er hat sich eine Doppelschleife ins Halstuch gebunden. Henning, das hast du ja niemals gekonnt, wer hat dir das gelehrt?

Henning (stockend). Nun — das Fräulein Minette —

Babette (höhnisch). Das Fräulein Minette — weiter!

Henning. Sagte — ich wäre — ein hübscher junger Mensch — und ich müsse etwas auf mich halten — und hat mir gezeigt wie man das Halstuch bindet.

Babette. So? Das Fräulein Minette, diese Kammerkatze, diese dumme Zierpuppe, die nicht einmal einen Kalbsbraten machen kann!

Henning. Du, die kann mehr als du denkst.

Babette. Ja, das merke ich, albernes Zeug kann sie dir in den Kopf setzen. (Weich.) Henning, lieber Henning, du weißt wie gut ich dir bin, wie kannst du so an mir handeln? (Heftig.) Doch nein, ich will nicht gut sein! Wann hast du mit ihr gesprochen? Heraus! Die Wahrheit!

Henning. Fahr' mich doch nicht so an!

Babette. Die Wahrheit will ich wissen!

Henning (eingeschüchtert). Gestern abend!

Babette. Wo?

Henning. In ihrer Stube; sie rief mich hinein.

Babette. So? Und da gingst du auch? Du, mein Bräutigam, gehst abends zu einer Andern in die Stube —

Henning. Aber sie war so freundlich —

Babette (vor Zorn weinend). Freundlich — und das sagst du mir ins Gesicht! O die falsche Katze! Es war mir doch gleich, wie ich sie das erste mal sah, als hätte ich auf eine Spinne getreten.

Henning. Babettchen!

Babette. Aber deinem Vater will ichs sagen! Das ist eine schöne Aufführung!

Henning. Babettchen!

Babette. Rühre mich nicht an! So ein schlechter Mensch, der sich schön von Andern thun läßt!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Alwine (mit einigen grünen Blättern in der Hand).

Alwine. Aber, Kinder, was habt ihr denn?

Babette. Nichts, liebes Fräulein, was sollen wir denn haben?

Alwine. Du hast ja geweint, Babette?

Babette (gewaltsam lachend). Warum nicht gar! Ich und weinen! Wie käme ich dazu? Ich habe Zwiebeln geschnitten, da kommen einem die Thränen in die Augen. Ich suchte nur den Henning, er soll mir etwas helfen.

Henning (verwundert). Das ist merkwürdig!

Babette. Komm, wir haben keine Zeit uns hier aufzuhalten. (Ab, indem sie Henning fortzieht.)

Alwine (allein). Diese Blätter sind passend. Der Vormund muß mir sie noch zeichnen, das kann doch niemand so als er. Und fertig muß ich bis morgen werden und sollte ich die ganze Nacht sticken.

Dritter Auftritt.

Alwine. Maiberg.

Maiberg. Sieh da meine kleine Schülerin! Ist der Vormund nicht hier?

Alwine. Ich will gar nicht mehr Ihre Schülerin sein.

Maiberg. So plötzlich? Warum nicht?

Alwine. Gestern haben Sie mir erzählt: die Sonne sei nur ein Fixstern, wie die andern Sterne alle, die man nur wie Pünktchen sieht. Das will mir nicht in den Kopf und nicht aus dem Kopfe! Meine liebe, schöne Sonne! Ich glaubte alles drehte sich um sie, Erde, Mond und Sterne,

sie sei die Hauptperson in der ganzen Welt — und nun soll es nicht mehr so sein! Gehen Sie, Sie sind recht garstig.

Maiberg. Ich kann doch nicht dafür, daß es nicht so ist.

Alwine. Ach bitte, bitte, lassen Sie die Sonne die Hauptperson sein! Es war so schön wie ich mir das dachte!

Maiberg. Liebe Alwine!

Alwine. Ich begreife es doch nicht wie es anders ist! Die vielen Billionen Sterne — und so weit, daß mans nicht fassen kann — mir wird ganz wirr im Kopfe.

Maiberg. Das geht vielen Leuten so.

Alwine. Ihnen nicht, Sie haben das alles so klar vor Augen! Ich komme Ihnen wohl recht kindisch vor?

Maiberg. Nicht doch!

Alwine. Ach wenn Sies auch leugnen, es ist doch so! Wenn Sie mir erzählen, wenn Sie mich ein wenig hinein blicken lassen in das viele Wissen, das Sie und die gelehrten Männer besitzen — und ich kann vieles nicht gleich begreifen, dann komme ich mir so klein, so unbedeutend vor, dann stehen Sie so hoch über mir — (ärgerlich abgewandt) und das ärgert mich!

Maiberg. Alwine!

Alwine. Warum können die Männer das alles fassen und wir nicht? Stehen wir denn so tief unter dem Manne?

Maiberg. Gewiß nicht, gewiß nicht! Ihr Frauen seid nur anders. Was wir durch den Verstand erringen, erreicht ihr durch das Gemüt, und da erreicht ihr mehr als wir: das Glück des Lebens, das ihr selbst genießt, indem ihr es Andern schafft.

Alwine (sieht ihn zweifelnd an).

Maiberg. Glauben Sie mir nicht?

Alwine. Ich möchte wohl — aber —

Maiberg. Aber?

Alwine. Es drückt mich doch daß ich so an Ihnen hinauf sehen muß.

Maiberg. Es giebt ein einfaches Mittel das zu ändern.

Alwine. Giebt es? Sagen Sie mir es!

Maiberg (warm). Sie müßten — (bezwingt sich) nein, jetzt nicht!

Alwine. Sehen Sie, Sie sagen es nicht, ich bin gewiß zu dumm es zu begreifen.

Maiberg. Alwine!

Alwine. Und jetzt bin ich ganz und gar böse auf Sie.

Maiberg. Warum?

Alwine. Sie sind ein abscheulicher Mensch, Sie haben mich ganz umgedreht. Die selige Tante sagte: ich wäre ein Kobold, Thekla nennt mich ihren Hanswurst, ich war immer lustig, so lange ich denken kann und trieb Possen — und das will mir jetzt oft nicht gelingen. Daran sind Sie schuld! Ich habe Sie so gern geneckt wie die Andern, und Sie haben es sich so geduldig gefallen lassen, und wenn Sie mir nachher erzählten, und ich fühlte wie ich so gar nichts wußte gegen Sie, da habe ich mich fürchterlich geschämt daß ich so dreist gegen Sie war. Gehen Sie! Allen Menschen kann ich frei ins Auge sehen, aber —

Maiberg. Mir nicht?

Alwine. Doch — wohl ins Auge sehen, aber —

Maiberg. Sie haben Scheu vor mir?

Alwine. Ja — nein, nein, Scheu ist es nicht — ach ich weiß es nicht. Ich schäme mich oft vor Ihnen und doch habe ichs gern wenn Sie mich belehren. Ich möchte Ihnen oft aus dem Wege gehen — und doch thue ichs nicht. Ich weiß nicht was Sie aus mir gemacht haben, das fühle ich heute erst recht, seitdem Sie mir meine liebe Sonne raubten. Sie haben meine Gedanken verwirrt, und wenn Sie mir die liebe schöne Sonne nicht wiedergeben, wie ich sie hatte, will ich gar nichts mehr von Ihnen wissen. (Läuft fort.)

Maiberg (allein). Deine Sonne willst du wieder haben, liebes Mädchen? Deine Lebenssonne ist die Liebe — und sie vermissest du. Warum schloß ich sie nicht in die Arme?

Warum erklärte ich mich nicht und gab ihr Aufschluß über das, was in ihr vorgeht? Ach ihre Unbefangenheit ist zu reizend, soll ich sie ihr rauben?

Vierter Auftritt.

Maiberg. Lonau.

Lonau. Du willst mich sprechen, Hubert, sagt mir Alwine?

Maiberg. Nur zwei Worte, Kunigunde war hier.

Lonau (erschrocken). Was sagst du? Diese Elende, die meinen Bruder unglücklich gemacht, die ihn zum Selbstmorde getrieben? Sie wagt sich noch hieher?

Maiberg. Sie ist in Not und denkt Ansprüche an dich zu machen.

Lonau. Auch das noch!

Maiberg. Sie weiß daß dir viel daran liegt das Geheimnis von deines Bruders unglücklichem Tode nicht bekannt werden zu lassen und denkt ihr Schweigen zu verkaufen.

Lonau. Was soll ich thun?

Maiberg. Nichts. Ich habe gethan was zu thun war. Der Zufall wollte daß ich beim Bahnhofe vorüber ging, als sie eben ankam. Wie ein Blitz schoß mir die Vermutung durch die Seele was sie wolle. Ich ging auf sie zu, reichte ihr den Arm, führte sie in den Gasthof und verhandelte mit ihr. Sie ist heute morgen wieder abgereist.

Lonau. Um welchen Preis?

Maiberg. Um eine Summe Geldes — davon gelegentlich.

Lonau (reicht ihm die Hand). Ich danke dir!

Maiberg. Der kleine Dienst verstand sich von selbst.

Lonau. Könnte ich dir vergelten! Wir haben lange nicht vertraulich unter vier Augen gesprochen. Will deine Anschauung der Welt noch nicht heiterer werden? Du

schweigst? Die Treulosigkeit, die du erfahren, hat dich mit Bitterkeit, Mißtrauen erfüllt, aber die Zeit muß das wieder herausbringen, was ursprünglich deiner Seele fremd ist. Ich bin seit lange dein einziger Freund, soll das so bleiben? Ich hatte andere Hoffnungen. Mir schien als hätte Alwine Eindruck auf dich gemacht. Du wendest dich ab? Nur eine neue Liebe kann deine Wunde heilen, kann dir die Lust am Leben wiedergeben. Willst du mir nicht vertrauen?

Maiberg. Ja, ich liebe Alwine.

Lonau. Warum erklärst du dich nicht? Sie ist rein und ohne Falsch, ich möchte für sie bürgen. Hast du Mißtrauen gegen sie?

Maiberg. Nein, nein, aus ihrem Auge spricht Wahrheit! Wäre sie falsch, so wäre die ganze Welt eine Lüge!

Lonau. So erkläre dich. Sie paßt in jeder Beziehung für dich.

Maiberg. Ich kanns nicht über mich gewinnen. Die Jungfrau schlummert bei ihr noch in dem Kinde, wie die Blume in der Knospe. Ach die Knospe ist so schön, soll ich sie gewaltsam zur Blume entfalten?

Lonau. Soll sie als Knospe verwelken? Sie muß doch einmal sich öffnen. Laß sie für dich erblühen!

Maiberg. Schon oft hatte ich das Wort auf der Zunge und drängte es gewaltsam zurück. Giebt es für mich ein Glück, ist es durch sie. Laß mich meinen Weg gehen, du weißt jetzt genug.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Thekla (in seidenem Kleid, etwas geputzt, mit Schmuck).

Thekla. Guten Morgen, meine Herren.

Lonau. Was tausend, du in Seide? Mit Schmuck?

Thekla. Es ist heute Sonntag!

Lonau. Recht, und ein Festtag wegen deiner Mutter Ankunft. Ich hoffe du hast deiner Küche eine besondere Aufgabe gestellt.

Thekla. Je nun so weit es recht ist. Sie fehlen doch nicht, Maiberg?

Maiberg. Gewiß nicht! Und damit ich Ihrer Küche Ehre mache, will ich ein paar Stunden im Garten umher traben, um mir Eßlust zu machen und — hier den zärtlichen Morgengruß nicht zu stören. (Ab.)

Lonau (immer freundlich). Nun?

Thekla. Wie meinst du?

Lonau. Wie ist es mit dem zärtlichen Morgengruß, den er nicht stören will? Du scheinst nicht dafür gestimmt.

Thekla. Wie kannst du denken! (Will ihn umarmen.)

Lonau. Halt — du hast etwas auf dem Herzen.

Thekla. Nicht doch!

Lonau. Lüge nicht, Weibchen! Du weißt, ich sehe es dir auf den ersten Blick an wenn dir etwas fehlt — und ich weiß auch was es ist.

Thekla. Nein, nein, gewiß mir fehlt nichts.

Lonau (zieht sie an sich). Wie sich das hübsche kleine Mäulchen verzieht, wenn es lügen will!

Thekla. Lieber Albrecht!

Lenau. Sieh, nun schlägst du die Augen nieder. Schatz, du lernst das Lügen nicht, wenigstens nicht mir gegenüber.

Thekla. Leider! Du errätst meine Gedanken immer schon, ehe ich sie denke.

Lonau. Es ist diesmal nicht schwer. Die Anspielungen deiner Mutter gestern beim Abendessen geben den Schlüssel dazu. Ihr ist dies und jenes nicht recht bei uns, wir sind ihr zu einfach, sie möchte dich glänzen sehen.

Thekla. Das nicht, aber —

Lonau. Aber? Nur heraus!

Thekla. Hat sie so ganz Unrecht? Du hast ein einträgliches Amt, ein schönes Vermögen —

Lonau. Nur weiter —

Thekla. Könnten wir das Leben nicht ein wenig mehr genießen? Nicht ich — ich vermisse nichts — es ist mir nur um dich. Eine Frau ist so gern stolz auf ihren Mann; ich möchte dich in großen Kreisen, möchte dich bewundert sehen! Du bist nicht an deinem Platze.

Lonau. Sieh wie schlau die Wendung ist! Also um meinetwillen? Und es ist nicht ein kleines bischen Eitelkeit von deiner Seite im Spiele?

Thekla. Albrecht!

Lonau. Nun, schäme dich nicht! Ein wenig Eitelkeit ist verzeihlich, ja notwendig! Laß uns die Sache rasch besprechen. Deine Mutter schaut unser Leben nach ihren Begriffen an, wir nach den unsrigen. Welche sollen maßgebend sein?

Thekla. Ich will ja auch unser Leben nicht ändern — nur hie und da könnten wir —

Lonau. Was? Mehr Aufwand machen? Für uns oder für Andere? Ich bin glücklich in meinem Berufe — und in deiner Liebe. Du sollst es sein in meiner Liebe und in deinem Hause. Bist du es nicht mehr?

Thekla. Welche Frage!

Lonau. Sage dreist Nein — und ich will versuchen es zu ändern. Also sage Nein!

Thekla. Ich würde ja abscheulich lügen, wenn ich das sagte! Vergieb, Albrecht, daß ich nur einen Augenblick —

Lonau (immer freundlich und lachend). Laß es gut sein! In solch ein Weiberköpfchen kommen zuweilen Grillen, und deines ist viel zu hübsch, als daß nicht noch mehr hinein kommen könnten! Ein ordentlicher Mann wird schon mit ihnen fertig.

Thekla. Bist du mir böse?

Lonau. Weshalb denn? Der Grillen wegen? Ei ich müßte es erst lernen dir überhaupt böse zu sein.

Thekla. Mein bester Mann. (Umarmt ihn.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Müller.

Müller. Gott segne euch, Kinderchen.

Lonau. Na erschrick nicht und laufe nicht fort. Eine Frau kann schon an ihres Mannes Brust liegen!

Thekla. Aber es braucht es niemand zu sehen! Guten Morgen, Papa Lebrecht! (Ab.)

Müller. Ein herrliches Weibchen! Ach wenn die dein guter Vater noch gesehen hätte!

Lonau. Ja, Pate Lebrecht, ich segne den Tag, wo ich diese Frau heimführte, sie ist brav und gut!

Müller. Ja daß dein Vater uns so früh verlassen mußte!

Lonau. Es war immer zu früh, so hoch er auch bei Jahren war. Friede seiner Asche!

Müller (verlegen). Ja, ja wohl! Was ich dir sagen wollte, Albrecht — ich — ich werde heute nicht zutische kommen.

Lonau (verwundert). Wie?

Müller. Ja, ich bin ausgebeten!

Lonau. Warum sehen Sie mich denn nicht an?

Müller. Weil, weil —

Lonau. Weil Sie es nicht verstehen die Unwahrheit zu sagen.

Müller. Ja, du hast Recht. Ich habe das Lügen niemals gekonnt. Als ich nach Hamburg reiste, hätte ich können hundert Thaler sparen durch eine Lüge, da beim Zollamt — ich that es nicht.

Lonau. Ich kenne die Geschichte. Warum wollen Sie nicht hier essen? Sie essen seit vierzig Jahren in diesem Hause, es wird Ihnen anderwärts gar nicht schmecken.

Müller. Kein Bissen wird mir schmecken, das ists ja eben.

Lonau. Weshalb also?

Müller. Nun sieh — da ist die Frau Geheimerätin —

Lonau. Was soll die?

Müller. Sie ist eine vornehme Frau —

Lonau. Weiter!

Müller. Ich passe nicht recht in ihre Gesellschaft.

Lonau. Sie ist mein Gast und Sie sind mein Gast. Einer darf den andern nicht vertreiben.

Müller. Nein, nein, aber ich habe etwas Scheu! Ich bin ein alter einfältiger Mann, verstehe mein Hauptbuch zu führen und habe meine Wechsel auf die Stunde bezahlt —

Lonau. Das ist mehr, als die Frau Geheimerätin von sich wird sagen können.

Müller. Unterbrich mich nicht — ich wollte sagen: weiter weiß ich nichts! Die Frau Geheimerätin kommt aus der großen Welt, von der ich gar nichts kenne — ich kann nicht mitreden — so wie gestern abend beitische — und spreche ich ein Wort, so lacht sie spöttisch — dazu meine alte Kleidung, die nicht nach der Mode ist — mir kommt es immer vor als sehe sie mich verächtlich an.

Lonau. Pate Lebrecht, Pate Lebrecht, Sie, ein alter Mann voll Lebenserfahrung wollen sich vor einer alten Dame fürchten? Ei was! Die Frau Geheimerätin hat ihre Grillen, die lassen wir ihr, wir haben unsere Gewohnheiten, die behalten wir. Eins fügt sich ins andere. Sie gehören so gut in das Haus wie die Schwiegermutter und dürfen nicht fort. Würde mir auch kein Bissen schmecken, wenn ich Sie beitische vermißte. Abgemacht! (Links ab.)

Müller (allein). Ein braver Junge! Gut und fest wie sein Vater selig. Habe mit dem auch nie ein böses Wort gehabt. Aber er hat gut reden! Ich weiß nicht, ich bin doch

sonst nicht furchtsam, aber die Frau Geheimerätin hat eine Art — ich komme nicht auf gegen sie. Na wenn er es nicht will, muß ich wohl zutische kommen.

Siebenter Auftritt.

Müller. Geheimerätin, Minette.

Geheimerätin (mit Hut und Shawl). Wo ist denn meine Tochter?

Müller. Ah da ist sie. (Sucht fortzukommen.)

Minette. Sie waren eben in der Küche, werden wohl gleich kommen.

Geheimerätin. Nehmen Sie mir Hut und Shawl ab — ah sieh da, Herr Müller! Guten Morgen!

Müller (ängstlich). Ich — ich — guten Morgen — ich —

Geheimerätin. Wie belieben Sie?

Müller. Ich — ich habe nicht geraucht. Gewiß nicht, Sie werden nichts spüren?

Geheimerätin. Das ist ja schön. Sie sehen also selbst daß es nicht schicklich ist?

Müller. Ganz und gar unschicklich — will Ihnen auch nicht beschwerlich fallen — empfehle mich bestens. (Ab.)

Geheimerätin. Alte lächerliche Figur!

Minette. Frau Geheimerätin waren in der Kirche?

Geheimerätin. Erst in der Kirche — machen Sie mir das Haar etwas zurecht — (setzt sich) und habe dann einen Besuch gemacht.

Minette. Frau Geheimerätin, ich habe ein Wort im Vertrauen.

Geheimerätin. So reden Sie!

Minette. Ich habe Ihnen treu gedient um spärlichen Lohn, habe Ihre Garderobe in Ordnung gehalten, so sauer es mir auch manchmal wurde, die alten Kleider immer wieder —

Geheimerätin. Nur weiter, weiter!

Minette. Weil Sie mir Ihre Fürsprache zusagten, wenn ich sie einmal brauchen würde.

Geheimerätin. Das versteht sich von selbst, Minettchen!

Minette. Jetzt ist die Zeit. Hier im Hause ist ein junger Gärtnerbursche, sein Vater soll etwas zurückgelegt haben, der gefällt mir, den will ich heiraten!

Geheimerätin. Ja was kann ich —

Minette. Sie sollen ihm einen Dienst als Gärtner in der Residenz verschaffen. Das habe ich mir immer gewünscht Frau Gärtnerin zu heißen. Mit Blumen umzugehen hat so etwas Poetisches! Wenn man Sträuße bindet und Kränze für Hochzeiten — ach dabei läßt sich so viel denken! Den Gärtner will ich haben. Zwar ist er mit der Köchin im Hause versprochen, aber das ist ein dummes Ding, von der will ich ihn schon losmachen. Sie sollen nur für einen Dienst in der Residenz sorgen und dem Burschen — er ist ein allerliebster Junge — einmal die Sache im rechten Lichte vorstellen. Wenn Sie ihn bearbeiten, geht er gleich mit. Ich habe es wohl um Sie verdient.

Geheimerätin. Gut, Minette, ich werde das Meinige thun, werde mit dem Burschen sprechen, verlassen Sie sich auf mich.

Minette. Schön, so werde ich meine Minen springen lassen. Da kommen die Frau Tochter. (Ab.)

Achter Auftritt.

Geheimerätin. Thekla.

Thekla. Sind Sie zurück, liebe Mutter?

Geheimerätin. Ja, mein Kind, und habe dir viel zu erzählen. Setze dich zu mir.

Thekla. Wie hat Ihnen die Kirche gefallen?

Geheimerätin. Nun für die Provinz ganz artig.

Thekla. Ein Meisterwerk der alten Baukunst.

Geheimerätin. Ja was die alte Baukunst denn so konnte. Unsere neuen Kirchen in der Residenz sind denn doch ganz anders. Und unsere Prediger!

Thekla. Je nun — ich dächte doch —

Geheimerätin. Ja ja, der Herr, der heute predigte, war recht gut, aber er sprach so hausbacken, so klar, der dümmste Bauer konnte es verstehen.

Thekla. Soll denn das nicht so sein?

Geheimerätin. Bewahre! Mystischer Schwung gehört für den Kanzelredner! Die mysteriösen Geheimnisse, die der Mensch nicht versteht, muß er uns ans Herz legen, man muß nicht klar denken, dunkle, unverstandene Ahnungen müssen das Gemüt durchziehen und das Herz in süßen Schauer versenken.

Thekla. Amende verstehen sich da die Prediger selber nicht!

Geheimerätin (schwärmerisch). Ach das sind die echten, wahrhaft erleuchteten! — — Nun wie ists? Hast du mit deinem Manne gesprochen?

Thekla. Ja.

Geheimerätin. Wie war er? Er fuhr auf?

Thekla. Nein!

Geheimerätin. Er war mürrisch, kurzab?

Thekla. Nein!

Geheimerätin. Nicht?

Thekla. Er war lieb und freundlich, nahm mich in den Arm und küßte mir die Worte von den Lippen. Ach Mutter, er ist zu gut, ich möchte ihn nicht betrüben, nicht um alles in der Welt.

Geheimerätin. Ei das sollst du auch nicht, Kind, sollst du auch nicht. Werde ich Unfrieden in eine Ehe säen? Ach der Gedanke erscheint mir jetzt, wo ich aus der Kirche komme, doppelt sündlich. Aber, liebe Tochter, damit echter Friede in der Ehe sei, muß jeder Teil sein volles Recht haben, und das hast du nicht.

Thekla. Hätten Sie ihn gesehen wie lieb er war!

Geheimerätin (lachend). Das ist die Schlauheit der Männer! Er kennt dich, weiß daß du ein gutes Närrchen bist und daß er mit sanften Worten dich immer kirre macht. Aber wir lassen uns nicht betölpeln, wir! Hast du ihm denn alles einzeln vorgestellt?

Thekla. So weit ließ er mich gar nicht kommen.

Geheimerätin. Siehst du wie schlau er ist! Weil er mit Gründen nicht aufkam, machte er es mit Liebkosungen ab, und du armes Schäfchen gingst in die Falle. Nein, nein, nach dem was ich erfahren, gebe ich nicht nach, es muß hier anders werden.

Thekla (betroffen). Was Sie erfahren haben?

Geheimerätin. Was die Leute sagen!

Thekla. Die Leute?

Geheimerätin. Höre nur. Du weißt, vor fünf Jahren ist das Fräulein von Ahrenfeld aus der Residenz hieher gezogen. Wir waren immer gut bekannt und die habe ich nach der Kirche besucht. Du schüttelst den Kopf?

Thekla. Die Leute sagen: es sei eine boshafte alte Jungfer!

Geheimerätin. Kind, um Gotteswillen! Ihr Vater war Präsident, ihr Vetter General und ihr Schwager Obergmeister! Was das für Reden sind! Und denke, wen ich bei ihr traf? Den Grafen Marrling, der hier als Referendar zu seiner Ausbildung beim Gerichte ist. Hahaha, Schätzchen,

hast eine Eroberung gemacht! Der junge Herr ist sterblich in dich verliebt!

Thekla. Um Gotteswillen —!

Geheimerätin. Nun, erschrick nur nicht! Du weißt, ich halte streng auf Pflicht, alles in Ehren! Er bat mich besuchen zu dürfen, natürlich schätzte ich mirs zur großen Ehre — er wird wohl bald kommen.

Thekla. Aber Mutter, der Graf ist ein Wüstling, er hat schon mehrmals versucht bei uns Zutritt zu gewinnen, mein Mann hat es stets zurückgewiesen.

Geheimerätin. Es ist fabelhaft wie sich der Mann selbst im Lichte steht. Der Oheim des Grafen ist Minister, sein Vetter Oberkonsistorialpräsident! Dem Grafen steht die glänzendste Carrière bevor! Durch ihn könnte dein Mann den Hofratstitel erlangen — und er wird abgewiesen. Welch ein Glück daß ich gekommen bin, um das alles wieder gut zu machen!

Thekla. Ach Mutter, mir wird angst und bange!

Geheimerätin. Sei nicht kindisch! Was sollst du denn weiter thun? Man läßt sich einige schöne Redensarten vorsagen, nimmt zuweilen ein feines Sträußchen an, erwidert einen Gruß im Theater und schenkt dem jungen Herrn zuweilen einen Blick, das ist alles, das darf auch die ehrbarste Frau thun. Nichts gegen Pflicht und Ehre, bewahre der Himmel! Laß mich nur machen.

Thekla. Mutter, niemals werde ich das alles thun!

Geheimerätin. So! Du willst übermäßig streng sein, und dein Mann — doch nein, ich will dir nichts sagen, besser ich schweige!

Thekla. Mein Mann?

Geheimerätin. Nein, nein! Das Fräulein von Ahrenfeld hat mir allerdings, — — doch vielleicht ist es besser du erfährst nichts!

Thekla. Was ist es, Mutter? Ich muß alles wissen. Sie sind mir das schuldig!

Geheimerätin. Wenn du mich freilich so fragst — nun, nun, ich fürchte daß dein Mann und das Mädchen hier im Hause —

Thekla. Alwine —

Geheimerätin. Schon im Einverständnisse sind!

Thekla. Allmächtiger Gott!

Geheimerätin. Nur ruhig, mein Kind, nur ruhig! Eine vernünftige Frau benimmt sich bei so etwas — still, es kommt jemand!

Neunter Auftritt.

Vorige. Minette. Dann Graf Marrling.

Minette. Herr Graf von Marrling wünschen aufzuwarten.

Geheimerätin. Er ist willkommen.

Minette (ab).

Thekla (will links ab).

Geheimerätin. Du bleibst! Willst du bleiben! Beachte die Höflichkeit!

Marrling (tritt ein). Endlich bin ich so glücklich ein Haus zu betreten, worin die schönste Blume im Verborgenen blüht, die diese Stadt aufzuweisen hat.

Geheimerätin. Willkommen, Herr Graf! Ist es gefällig Platz zu nehmen? Komm, liebe Tochter, Herr Graf von Marrling erzeigt uns die Ehre dein Haus zu besuchen, setze dich zu mir!

Marrling. Die Frau Geheimerätin kommen aus der Residenz?

Geheimerätin. Gestern erst bin ich angelangt, um mein geliebtes Kind zu besuchen, das ich ein Jahr lang nicht gesehen hatte.

Marrling (zu Thekla). Und Sie, in der Residenz geboren und erzogen, konnten sich entschließen dieselbe zu ver-

lassen und so viel Schönheit und Anmut in dieser traurigen Provinz zu vergraben? — Sie schweigen?

Geheimerätin. Sie sehen, Herr Graf, die Luft in der Residenz wirkt nicht wohlthätig; meine Tochter, sonst die Zierde der Salons in der Residenz, wird schon um eine Antwort verlegen. Ei, Thekla, die Tochter eines Geheimerats darf nicht so die Augen niederschlagen!

Marrling. Ach diese niedergeschlagenen Augen! Lassen Sie, es liegt ein unendlicher Reiz in ihnen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Lonau (von links).

Lonau. Ergebener Diener!

Geheimerätin. Ah Herr Schwiegersohn, ich habe das Vergnügen Ihnen den Herrn Grafen von Marrling vorzustellen — Herr Stadtsyndikus Lonau!

Lonau (höflich, kalt). Ich habe die Ehre den Herrn Grafen von Ansehen zu kennen. Ich hörte von Ihrer Anwesenheit in meinem Hause und eile hieher, zu erfahren womit ich Ihnen dienen kann.

Geheimerätin. Der Herr Graf erzeigen mir die Ehre mir einen Besuch zu machen!

Lonau. Ah das ist etwas anderes! Wenn der Besuch Ihnen gilt, sind wir hier überflüssig. Komm mit, Thekla!

Geheimerätin. Gestatten Sie meiner Tochter —

Lonau. Alles was sie will — aber niemals lästig zu sein, und das wäre sie bei Besuchen, die Ihnen gelten. (Verbeugt sich und führt Thekla ab.)

Marrling (verdrießlich). So verlieren wir die Gegenwart der schönen Frau —

Geheimerätin. Sie müssen entschuldigen, Herr Graf, mein Schwiegersohn ist so wenig gewohnt mit Personen von hohem Range umzugehen —

Marrling. Nun das wird sich vielleicht lernen. Mir scheint aber als hätte ich eine Störung im häuslichen Kreise hervorgebracht. (Nimmt seinen Hut.)

Geheimerätin. Nicht doch, Herr Graf!

Marrling. In der That, Frau Geheimerätin, ich finde wohl später Gelegenheit Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeigen. Für einen ersten Besuch bin ich vielleicht schon zu lange hier gewesen. Sans complimens, au plaisir de vous revoir! (Ab.)

Geheimerätin. Ah — ich zittere am ganzen Körper! Der Auftritt ist mir in die Glieder gefahren! Dem Grafen Marrling, der mir einen Besuch macht, wird zu verstehen gegeben: er sei außerdem im Hause nicht willkommen! Und ich hatte ihn eingeführt. Wenn das in der Residenz bekannt wird, ich darf mich nirgends mehr sehen lassen! Mein Gott wer bin ich denn in diesem Hause? Die Schwiegermutter! Eine geborene von Floßholz auf Baumbach, verwitwete wirkliche Geheimerätin, gebührt mir nicht mehr Ehrerbietung und Rücksicht? Mein seliger Gemal, der Geheimerat, hätte niemals gewagt —

Elfter Auftritt.

Geheimerätin. Lonau.

Lonau (durchweg höflich, aber ruhig und fest). Der Herr Graf hat sich entfernt, und ich komme um Ihnen eine Bitte vorzutragen.

Geheimerätin (sehr aufgeregt, wagt doch gegen Lonaus Ruhe keinen Ausbruch). Ei Herr Schwiegersohn, es wäre wohl an mir zu bitten oder mich zu beschweren, mich bitter zu beschweren.

Lonau. Worüber?

Geheimerätin. Sie entfernen meine Tochter mit Gewalt von einem Besuche des Herrn Grafen, was diesen sehr verletzen mußte.

Lonau. Ich denke in keiner Art gegen Sitte und Höflichkeit gefehlt zu haben. Graf Marrling ist bei mir und meiner Frau nie zum Besuche willkommen! Der Herr Graf ist ein junger leichtsinniger Mensch, der sich ein Vergnügen daraus macht den Ruf jeder Frau und jedes Mädchens zu vernichten. Sie haben das sicher nicht gewußt, haben nicht gewußt daß Graf Marrling in ehrenwerten Häusern, wo noch auf gute Sitte gehalten wird, nirgends Zutritt hat. Meine Bitte an Sie ergeht deshalb dahin, den Herrn Grafen, wollen Sie ihn empfangen, nur auf Ihrem Zimmer anzunehmen!

Geheimerätin. Hm Herr Schwiegersohn, daß Sie ein strenges Hausregiment führen habe ich zwar schon bemerkt, hoffte jedoch nicht auch meinerseits davon betroffen zu werden!

Lonau. Sie werden das kein strenges Regiment nennen, wenn ich mein Haus vor jungen Taugenichtsen verschließe!

Geheimerätin. Ei du mein Gott welch lästerliche Reden! Der Oheim des Herrn Grafen ist Minister, sein Vetter ist Oberkonsistorialpräsident! Ich hatte es so gut mit Ihnen im Sinne! Wäre der Herr Graf hier eingeführt worden, er hätte Ihnen nützen können, es hätte ihm ein Wort gekostet und Sie waren Hofrat!

Lonau (lächelnd). Warum soll ich Hofrat werden?

Geheimerätin. Ei du mein Gott Sie müssen doch vorwärts kommen!

Lonau. Vorwärts? Die Laufbahn, die ich gewählt, sagt vollkommen meinen Neigungen zu. Ich kann viel nützen und bin unabhängig in meiner Stellung, ich will niemals weiter kommen.

Geheimerätin. Herr Sohn, das sind sehr engherzige, sehr kleinbürgerliche, mein seliger Gemal, der Geheimerat,

würde sagen philisterhafte Ansichten! Wenn Sie den Ehrgeiz hatten um die Tochter eines Geheimerats, um den Sprößling derer von Floßholz auf Baumbach zu werben, sollten Sie ihr auch die Stellung in der Welt geben, die ihr gebührt!

Lonau. Ich bot ihr die Stelle an meinem Herzen, und die genügt uns beiden. Frau Mutter, über Ansichten wollen wir nicht streiten. Ich achte die Ihrigen, lassen Sie mir die meinigen.

Geheimerätin. Aber Sie werden doch einsehen daß Ihr Haus nicht so ist, wie es sein sollte, daß meine Tochter die Stellung nicht hat, die ihr vermöge ihrer Geburt zukommt! Sie trägt wollene Kleider, Sie haben keine Livrée, Sie halten keine Equipage — meine Tochter ist das gewohnt und kann das begehren!

Lonau. Eine Hausfrau, die überall mitzugreifen muß, soll im Hause keine seidenen Kleider tragen, denn in ihnen kann man nicht arbeiten. Mein Diener trägt keine Livrée, weil ich die Leute, die dienen müssen, schon deshalb bedauere und nicht liebe daß sie das Zeichen der Knechtschaft am Leibe tragen; ich halte keine Equipage, weil eine solche einen Luxus im Hause bedingen würde, der meiner Neigung — und meiner Stellung nicht zusagt.

Geheimerätin. Eben das beklage ich ja. Wenn Sie ein Haus machten wie es sich ziemt, Sie könnten den kommandierenden General bei sich sehen, den Chefpräsidenten, und wenn die Minister auf ihren Rundreisen hieher kämen, sie würden Ihnen gleichfalls die Ehre erweisen; man würde Sie poussieren, es könnte Ihnen am Titel nicht fehlen, der Orden gar —

Lonau. Brechen wir das Gespräch ab. Sie legen Wert auf Dinge, die für mich keinen haben. Darüber werden wir schwerlich einig.

Geheimerätin. O ich spreche nicht für mich, nur für meine Tochter, die entbehren muß was ihr zukommt.

Lonau. Hat sie sich bei Ihnen beklagt?

Geheimerätin. O nein, dazu haben Sie sie zu sehr eingeschüchtert.

Lonau. Ihre Tochter ist die Frau meines Herzens und die Herrin meines Hauses. Ich weiß nicht daß sie einen andern Ehrgeiz hat.

Geheimerätin. Wenn Sie es verstanden haben ihre nobeln Sentiments so weit zu unterdrücken, so ist es meine Pflicht als Mutter das Kind aus seinem Schlafe zu erwecken. Es ist zwar mein Grundsatz mich niemals in eine Ehe einzumischen, allein auf die Rechte meiner Tochter muß ich halten. Ihr Vater war Geheimerat. Sie ist für dieses kleinbürgerliche Leben nicht erzogen. Mein seliger Gemal, der wirkliche Geheimerat hatte wöchentlich seinen Empfangstag, alle vierzehn Tage Diner, jeden Winter vier große Bälle, vier Pferde standen in unsern Ställen, und unsere Livrée war eine der geschmackvollsten in der Residenz.

Lonau. Ich möchte Ihnen darauf nicht gern die richtige Antwort geben!

Geheimerätin. Nur heraus damit, was können Sie darauf sagen?

Lonau (schonend). Ihr Herr Gemal starb mit Schulden belastet, die Gläubiger konnten nicht befriedigt werden, Sie müssen von der kleinen Pension leben, die Ihnen die Gnade des Monarchen bewilligt.

Geheimerätin (sehr gereizt, aber nicht ausbrechend). Sie werfen mir meine Armut vor! Wollen Sie mir auch vorrücken daß meine Tochter keine Aussteuer hatte, daß Sie mir einen jährlichen Zuschuß zu meiner Pension zahlen? Vergessen Sie nicht daß meine Tochter Ihnen immer eine Ehre erzeigte, als sie Ihnen ihre Hand gab, wenn sie auch keine Mitgift besaß, und daß ein nobles Gemüt, auch wenn die äußeren Verhältnisse nicht günstig sind, dennoch seine Sentiments bewahrt. (Ab.)

Lonau (reibt sich die Stirn). Ich hätte die letzte Bemerkung unterlassen können, allein sie reizte mich zu sehr. Das wird allerhand Verdruß geben! Gegen den Unverstand einer alten

Frau hat der beste Mann keine Waffen! O weh, o weh! Hier gilt's Geduld und Festigkeit! Doch warum will ich den Kopf hängen lassen! Theklas bin ich sicher! Sie liebt mich, und setzt ihr die Alte einige Grillen in den Kopf, ich will sie schon wieder herausbringen.

Zwölfter Auftritt.

Lonau. Alwine.

Alwine. Sind Sie allein?

Lonau. Was willst du?

Alwine. Hu was schauen Sie grimmig darein? Sind Sie verdrießlich Herr Vormund? Ach das wäre herrlich!

Lonau. Du bist nicht klug!

Alwine. Sehr klug bin ich. Dann würde ich Sie aufheitern, Ihnen die Falten von der Stirne scheuchen, und ich wüßte doch wozu ich da bin. So laufe ich in der Welt herum und bin zu gar nichts nütze.

Lonau. Das wird schon kommen, mein Kind!

Alwine. Meinen Sie? Wenns nur bald kommt! Mir fängt das Warten schon an verdrießlich zu werden! Aber was wird denn kommen?

Lonau. Das kann ich dir nicht sagen.

Alwine. Sie nicht? Mein Vormund? Wer denn?

Lonau. Das wirst du schon erfahren.

Alwine. Ich verstehe Sie nicht. Das geht mir in letzter Zeit oft so. Herrn Maiberg verstehe ich auch nicht immer und das ärgert mich, denn er hält mich für dumm.

Lonau (lächelnd). Wer weiß, vielleicht lernst du den bald verstehen! Doch was wolltest du denn von mir? Du suchtest mich.

Alwine. Zu unsrer Arbeit fehlt noch der letzte Kranz — ich habe den ganzen Garten durchstöbert und bin endlich

auf Erdbeerblätter gekommen. Wollen Sie mir die noch zeichnen, dann sticke ich die ganze Nacht — und morgen zu Theklas Geburtstage sind wir fertig.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Thekla (tritt unbemerkt ein).

Lonau (klopft Alwine an die Wangen). Du bist fleißig, liebes Kind! Ich will dir gleich den Kranz zeichnen. (Sieht Thekla, herzlich.) Wolltest du mir etwas, mein Herz?

Thekla. Nein!

Lonau. So komm, Alwine! (Mit ihr links ab.)

Thekla (allein). Was war das? Er klopfte sie auf die Wangen? Hm das hat er oft gethan, in meiner Gegenwart! Aber sie verbarg etwas, sie war verlegen, sie sah mich nicht an. Ich habe mich wohl getäuscht! Es ist ja nicht möglich, es kann ja nicht sein! Albrecht, Albrecht! Wenn es doch wäre! O ich würde grenzenlos elend sein!

Vierzehnter Auftritt.

Thekla. Geheimerätin.

Geheimerätin. Ach du bist hier, ich suchte dich auf deinem Zimmer.

Thekla. Und ich vermutete Sie hier! Was ist Ihnen? Sie sind aufgeregt?

Geheimerätin (immer noch sehr erregt). Wundert dich das? Erst der Auftritt mit dem Grafen — und dann — dann habe ich mit deinem Manne gesprochen. Kind, nun begreife ich alles. Mit dem wirst du nicht allein fertig! Der Himmel hat mich sichtbarlich zu deiner Hülfe hiehergesandt!

Thekla. So sagen Sie doch nur!

Geheimerätin. Starr wie ein Felsen! Habe ihm alles vorgestellt, was dir zukommt als Tochter eines Geheimerats und als Abkömmling derer von Floßholz auf Baumbach, aber vergebens! Zuletzt warf er mir höhnisch den Bankerott deines Vaters, meine kleine Pension und den Zuschuß vor, den er mir zahlt.

Thekla. Sie müssen ihn sehr gereizt haben, denn er ist sonst so zartfühlend.

Geheimerätin. Geizig ist er, geizig.

Thekla. Nein, nein, die Armen segnen ihn im Stillen!

Geheimerätin. Will ich nicht untersuchen. Aber Kind, so kann es nicht bleiben! Wie? In Jahr und Tag bist du zu einer Küchenmagd herabgewürdigt, wenn du dir länger diese kränkende Zurücksetzung gefallen lässest. Doch Gott sei Dank, ich bin zu deiner Hülfe da. Du nimmst jetzt die erste Gelegenheit wahr und bittest ihn! Livrée und Equipage ist das erste, das andere folgt von selbst. Wenn er sich weigert, forderst du!

Thekla. Nein, Mutter, das thue ich nicht. Ich liebe ihn, ich will mein Glück nur aus seiner Liebe empfangen und begehre sonst nichts!

Geheimerätin. Wie ich sage, wie ich sage! Meine ganze Erziehung verdorben, der edle Stolz deiner Seele schon gebeugt unter seiner Tyrannei! Ach die Leute haben nur zu Recht!

Thekla. Was sagen die Leute?

Geheimerätin. Ich weiß alles von Fräulein von Ahrenfeld. „Die arme junge Frau“, heißt es in der Stadt, „die ihr Leben so einsam vertrauern muß!“

Thekla. Abscheulich!

Geheimerätin. „Ganze Kisten und Kasten voll Geld hat der Mann von seinem Vater geerbt und gönnt der hübschen jungen Frau kein Vergnügen! Mit Vieren könnte sie fahren und muß zufuße gehen! Brillanten könnte sie tragen und amende ist ihr Schmuck nicht einmal echt.“

Thekla. Das kann die Stadt nicht sagen, denn es ist nicht wahr!

Geheimerätin. Ja, es ist wahr, denn ich sehe es selbst. „Eine junge Frau“, sagen die Leute, „will das Leben genießen, aber er sperrt sie ein, läßt sie nirgends hin, weil er eifersüchtig ist, wie ein Türke!“

Thekla (aufmerksam). Eifersüchtig?

Geheimerätin. Hast du denn das noch nicht bemerkt? Wie hat er den Grafen Marrling behandelt! Was war denn das anders, als Eifersucht! Er beschränkt dich auf einen kleinen Kreis, sagst du? Ja wohl, weil er weiß, daß du in der großen Welt gefallen, eine Rolle spielen, vielleicht die erste Dame der Stadt sein würdest, wie es dir auch zukommt, wie ich es zu finden hoffte! Aber er gönnt dir keine Freude, gönnt andern nicht daß sie sich an deiner Schönheit und Anmut erfreuen, daß du durch deine Talente glänzest, — er hält dich unter Schloß und Riegel, weil er eifersüchtig ist.

Thekla (wird immer erregter und geht hin und her).

Geheimerätin. „Ach du mein Gott“, sagen die Leute, „da war ein Ball, da war eine große Landpartie, da eine Wasserfahrt, aber die arme junge Frau ist niemals dabei. Der Mann hat gar keinen Begriff davon was einer Frau zukommt, er will nur eine Haushälterin haben! Und er selbst ist doch —“

Thekla (bleibt stehen). Nun? Sprechen Sie weiter, Mutter!

Geheimerätin. Du wirst es doch erfahren, also besser ich sage es dir gleich. Daß dein Mann mit dem Mädchen, mit der Alwine ein Einverständnis hat, weiß die ganze Stadt!

Thekla (starr). Mutter, die Leute lügen!

Geheimerätin. Zuweilen, ja! Es mag auch vieles schlimmer gemacht werden, als es ist, das gebe ich zu. Aber etwas ist immer daran, wenn es ein Gerede giebt.

Thekla (vor sich hin). Schon im Munde der Leute!

Geheimerätin. Und hier ist der Beweis da.

Thekla. Beweise?

Geheimerätin. Höre nur. Das Fräulein von Ahrenfeld kommt neulich in den Stickereiladen von — na ich weiß nicht, wie er heißt, da am Markte — wen findet sie da? Deinen Mann und das Mädchen, die Alwine. Sie sucht Stickseide aus, spricht emsig mit ihm, er prüft die Farben und sie sind munter und vertraut und lachen mit einander. Das Fräulein von Ahrenfeld ist dann weggegangen, ob dein Mann nachher dem Mädchen etwas gekauft, hat sie natürlich nicht gesehen.

Thekla (verbissen). Alwine mit meinem Manne im Stickereiladen?

Geheimerätin. Der Kaufmann kann es bezeugen!

Thekla. Und davon hat sie mir kein Wort gesagt, die mir sonst von jedem Schritt und Tritt erzählt, den sie thut.

Geheimerätin. Siehst du, es trifft zu. Sie haben Heimlichkeiten!

Thekla (mit immer steigender Aufregung). Und eben traf ich sie mit ihm in vertrauter Stellung.

Geheimerätin. Was?

Thekla. War ich denn blind! O mein Gott, o mein Gott!

Geheimerätin. Nun nun, beruhige dich nur! Eine kluge Frau muß das gut zu benutzen wissen. Du lieber Gott, die Männer sind einmal so. Ich habe deinem seligen Vater, dem Geheimerat, auch manches zu verzeihen gehabt. Das mußt du überwinden, aber du mußt es benutzen! Jetzt hast du ihn in der Hand. Nicht mehr bitten, fordern mußt du. Und bleibt er hartnäckig, so drohe ihm. Ich bin zu deiner Hülfe da! Drohe ihm meinetwegen mit der Scheidung!

Thekla (die vor sich hinstarrte, sieht sie wild an).

Geheimerätin. Nun man meint das ja nicht so ernstlich, das ist ein Schreckschuß. Er wird schon zukreuze kriechen. Denn erstens ist er doch noch in dich verliebt, weil er eifersüchtig ist — und dann scheut er amende das Gerede der Leute. Alle Welt würde ja sagen daß es des Mädchens wegen wäre. Nur klug, liebe Tochter, und wir setzen alles

durch. Du sollst schon noch die Stellung einnehmen, die dir gebührt. Nun was sagst du?

Thekla (schwach, halblaut). Heute nachtische, am abend, morgen wollen wir davon sprechen — lassen Sie mich jetzt, ich muß in der Küche nachsehen. (Ab.)

Geheimerätin (allein). Endlich habe ich sie so weit. Auf diese Art muß es gehen. Das giebt ihr die nötige Festigkeit. Aber das Mädchen muß aus dem Hause. Es mag wohl noch kein Einverständnis mit ihr sein, aber es scheint so auf dem Wege. Besser ist besser. Thekla ist doch nicht klug und fest genug sich in so etwas zu finden. Ich muß das auch übernehmen das Mädchen aus dem Hause zu bringen. Du mein Gott, was thut man nicht um seiner Kinder willen. Aber es ist Mutterpflicht, die uns der Höchste auferlegt hat.

Fünfzehnter Auftritt.

Geheimerätin. Alwine (kommt von links mit einer Zeichnung in der Hand):

Geheimerätin. Die kommt mir eben recht. Nun, mein Fräulein, so in Gedanken?

Alwine. Ach verzeihen Sie, Frau Geheimerätin, ich hatte Sie nicht gleich gesehen.

Geheimerätin. Das ist sehr begreiflich, mein Kind. Bei jungen Mädchen ist die Phantasie immer so lebhaft, daß sie oft vergessen was um sie her vorgeht.

Alwine. Das geschieht mir doch nicht so leicht!

Geheimerätin. Gehen Sie, Sie wollen leugnen. Ich bin eine erfahrene Frau, ich durchschaue den Menschen beim ersten Blick. Sie sehnen sich nach etwas, Sie fühlen sich unbefriedigt, aber imgrunde wissen Sie nicht was Ihnen fehlt.

Alwine (sieht sie groß an).

Geheimerätin. Sehen Sie ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

Alwine. Ja, der Vormund sagte mir etwas Aehnliches.

Geheimerätin. So? Sagte Ihnen der Vormund? Ich will Ihnen noch mehr sagen: Sie haben Talent zur Kunst, und das Sehnen, das Sie fühlen, ist der dunkle Drang einer Künstlerin.

Alwine (verwundert). Zur Kunst?

Geheimerätin. Auf den ersten Blick hatte ich es weg, Sie müssen zum Theater gehen.

Alwine. Ich?

Geheimerätin. Vertrauen Sie sich mir. Ich bin mit dem Intendanten gut bekannt, ich verschaffe Ihnen eine angenehme Stellung.

Alwine. Nein nein, das ist mir noch nicht eingefallen.

Geheimerätin. Sie sollten bedenken daß ein junges Mädchen sich in der Welt nützlich machen muß. Hier im Hause sind Sie doch ganz überflüssig.

Alwine. Ja, das kommt mir auch so vor.

Geheimerätin. Haben Sie nie bedacht daß ein junges Mädchen im Hause eines so jungen Ehepaares eine sehr zweideutige Stellung einnimmt?

Alwine (sieht sie groß an). Zweideutig? Das verstehe ich nicht.

Geheimerätin (für sich). Sie spielt vortrefflich; man sollte meinen, sie wäre ganz unschuldig. (Laut.) Denken Sie einmal selbst ein wenig nach. Folgen Sie meinem Rat, gehen Sie zum Theater!

Alwine (lächelnd). Was würde der Vormund sagen?

Geheimerätin. Den wollte ich schon bestimmen.

Alwine (unwillkürlich). Und Herr Maiberg.

Geheimerätin. Der kümmert sich nicht darum.

Alwine. O doch!

Geheimerätin. Ach, liebes Kind, der kümmert sich nicht um Sie, sondern um Andere.

Alwine. Herr Maiberg?

Geheimerätin. Hat mir es nicht Fräulein von Ahrenfeld erzählt? Richtig, sie wohnt ja dort — ja, Herr Maiberg hat gestern abend eine junge Dame vom Bahnhofe abgeholt und ist den ganzen Abend bei ihr im Gasthause gewesen, der fragt wenig nach Ihnen. Na, na, Sie brauchen nicht gleich einen Entschluß zu fassen! Ueberlegen Sie sich die Sache, wir reden weiter darüber. (Ab.)

Alwine (allein). Herr Maiberg hat eine Dame abgeholt? Es wird seine Schwester gewesen sein. Aber er hat keine Schwester. Oder seine Mutter. Aber es war eine junge Dame. Und er ist den ganzen Abend bei ihr gewesen? So muß er sehr bekannt mit ihr sein. (Holt tief Atem.) Nun was klemmt mich denn so! (Immer leise vor sich hin, langsam.) Hat sie vom Bahnhofe abgeholt, hat sie am Arme geführt — und ist den ganzen Abend bei ihr gewesen, da wird er auch wohl mit ihr gespeist haben! Natürlich — und wir haben ihn vergebens erwartet.

Sechzehnter Auftritt.

Alwine. Maiberg.

Maiberg. Ich glaubte Sie im Garten zu finden. Wollen wir vortische noch etwas studieren?

Alwine (träumerisch ihn ansehend). Studieren?

Maiberg. Ja, ich will versuchen ob ich Sie mit dem Platze versöhnen kann, den die Sonne im Weltraume einnimmt.

Alwine (fast heftig). Nie! Niemals! Das geht nicht!

Maiberg. Was ist Ihnen, Alwine? Sie sind seltsam ernst?

Alwine. Nicht doch — ich ernst, wie käme ich dazu?

Maiberg. Doch, doch! Sie bemühen sich umsonst zu lächeln — eine Thräne steht in Ihrem Auge!

Alwine (wendet sich ab). Was Sie alles sehen wollen!

Maiberg. Wenn es nichts ist, warum wollen wir nicht studieren?

Alwine. Ich weiß nicht, ich könnte heute nichts behalten.

Maiberg. Sehen Sie mich an! Sie sind verändert! Das ist die muntere, lustige Alwine nicht mehr. Was fehlt Ihnen?

Alwine. Nichts!

Maiberg. Hat Ihnen jemand etwas gethan?

Alwine. Niemand!

Maiberg. So sind Sie krank?

Alwine. Was Sie auch denken!

Maiberg. Sie haben kein Vertrauen zu mir!

Alwine (rasch). O ja! (Langsamer.) Krank bin ich nicht, wahrhaftig nicht, — aber studieren kann ich auch nicht, — es ist mir so eigen zumute — ich weiß selbst nicht wie — ich will etwas an die Luft gehen. (Geht, kehrt um.) Sie sind mir doch nicht böse? Aber ich kann nicht dafür, es geht heute nicht. Ich will es morgen — oder später — später nachholen. (Ab.)

Maiberg (sieht ihr verwundert nach). Seltsam! Recht seltsam!

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Dasselbe Zimmer.

Erster Auftritt.

Geheimerätin, Thekla (sitzt erregt in einem Stuhl).

Geheimerätin. Du mußt dir es nicht auf diese Art zuherzen nehmen! Folge meinem Rate! Eine kluge Frau zieht Vorteil aus den Schwächen ihres Mannes. Das ist die wahre Kunst des Ehestandes!

Thekla. Schwächen? Nennen Sie das Schwächen? Haben Sie bemerkt wie er beitische das Wort nur immer an sie richtete?

Geheimerätin. Je nun du warst verstimmt und sprachst keine Silbe.

Thekla. Wie er ihr den Braten zweimal anbot, wie er ihr Mandeln vom Nachtisch auf den Teller häufte?

Geheimerätin. Hat er das sonst nie gethan?

Thekla. O ja, er that es immer; aber jetzt erst durchschaue ich welch zärtliche Sorgfalt in diesen Kleinigkeiten liegt. O Mutter, Mutter, ich bin sehr unglücklich!

Geheimerätin. Beruhige dich, mein Kind, ich bin zu deinem Troste, zu deinem Schutze da! Ach es bleibt doch

ewig wahr: die Mutterliebe ist die einzige echte im Leben! Jetzt wirf dich ganz in meine Arme, überlaß dich ganz meiner Führung, folge meinem Rate!

Thekla. Ja Mutter, denken Sie für mich, ich vermag es nicht. Ich will thun was Sie wollen.

Geheimerätin. Vor allen Dingen mußt du deine Bewegung unterdrücken, niemanden merken lassen was in dir vorgeht.

Thekla. Werde ich das imstande sein? Wenn mein Mund schweigt, werden es meine Augen können?

Geheimerätin. Du mußt dich zwingen. Nur ungebildete Leute tragen ihre Gemütsbewegungen zur Schau! Du bist aus vornehmem Hause. Und dann wissen wir ja noch nicht wie weit dein Mann schon mit dem Mädchen ist. Die Sache ist vielleicht erst im Beginnen und läßt sich noch aufhalten.

Thekla. Mutter, wenn Sie das könnten! Handeln, denken Sie für mich!

Geheimerätin. Das Mädchen muß aus dem Hause, das will ich schon machen. Ich habe bereits mit ihr angeknüpft und denke es wird gehen!

Thekla. O daß ich sie nie mehr sehen müßte!

Geheimerätin. Dann mußt du um jeden Preis die Stellung wieder gewinnen, die du dir hast entwinden lassen. Du bist ja nichts als eine Haushälterin, bist förmlich unterdrückt. Im Salon ist die Stellung, die dir ziemt, nicht in Küche und Keller.

Thekla. Sie haben Recht. Ich bin noch jung, bin leidlich hübsch, ich werde auch Andern gefallen, das stachelt ihn, das macht ihn unruhig er könne meine Liebe verlieren, das führt ihn zu mir zurück! Der Plan ist gut, Mutter, und gleich soll er ausgeführt werden!

Geheimerätin. Nicht gleich! Du mußt erst ruhiger werden!

Thekla. Nein sogleich! Ich trage diese Qual nicht länger! Und ruhig will ich sein. Ich werde mich zu verstellen wissen.

Geheimerätin. Nun in Gottes Namen. Aber laß dich nicht wieder mit Liebkosungen abfertigen.

Thekla (ist aufgestanden, geht abwechselnd hin und her, sehr bitter). O ich weiß was die Zärtlichkeit wert ist, die ich mit einer Andern teilen soll.

Geheimerätin. Also bestehe auf deinem Rechte! Nicht mehr bitten, fordern mußt du.

Thekla. Fordern! Recht! Ich kann, ich darf es! Er hat mir Treue geschworen am Altare und ich darf jedes Mittel anwenden sie mir zu erhalten.

Geheimerätin. Und wenn er nicht nachgiebt, greife zum letzten Mittel, drohe mit der Scheidung, dazu läßt er es nicht kommen, kann er es nicht kommen lassen, damit dringst du durch!

Thekla. Gut, Mutter, ich thue was Sie wollen. Mein Lebensglück steht auf dem Spiele, ich rette es wie ich kann.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Maiberg.

Maiberg. Mutter und Tochter allein! Das treffe ich gut. Was fehlt Ihnen, Thekla? Sie haben beitische kein Wort gesprochen, wurden abwechselnd blaß und rot. Ich fragte Albrecht; er lachte und meinte: Sie würden verdrießlich sein, weil der Braten etwas angebraunt wäre.

Thekla (heftig). Er lachte?

Maiberg. Nun oder lächelte! Was fehlt Ihnen?

Thekla. Was mir fehlt? Ach lassen Sie mich, Sie würden mich ja doch nicht verstehen! (Geht hinten auf und ab.)

Maiberg. Das beunruhigt mich. Sagen Sie mir doch, Frau Geheimerätin —

Geheimerätin. Sie hat Kopfschmerz, es wird vorübergehen.

Maiberg. Nein, das ist kein körperliches Leiden. Ich bin der beste Freund des Hauses, vertrauen Sie mir, vielleicht kann ich helfen.

Geheimerätin. Hm Sie sind freilich mit den Verhältnissen vertraut, so kann ich es Ihnen wohl sagen. (Leise.) Ich fürchte es giebt ein ernstliches Zerwürfnis zwischen Thekla und ihrem Manne. Wo Sie können, reden Sie zum Guten!

Maiberg. Ein Zerwürfnis? Und weshalb?

Geheimerätin. Hm meine Tochter ist dahinter gekommen, daß ihr Mann mit der Alwine in einem näheren Verhältnisse steht, als es passend ist.

Maiberg (faßt sie bei der Hand, verbissen). Was sagen Sie?

Geheimerätin. Sicher ist es daß beide in der letzten Zeit viel Heimlichkeiten mit einander hatten. Auch sind sie zusammen in einem Stickereiladen gewesen, was gewiß ein Rendezvous war.

Maiberg. Nicht möglich!

Geheimerätin. Ich begreife daß Sie eben so erstaunt sind wie wir — aber Sie drücken mir die Hand entzwei!

Maiberg. Das wäre wahr! Das wäre möglich!

Geheimerätin. Die Sache ist schon im Munde der Leute, ich habe es aus guter Quelle.

Maiberg (für sich). So wäre ich wieder betrogen! Und man beklagt sich über mein Mißtrauen!

Geheimerätin (reibt sich die Hand). Eine sehr lebhafte Teilnahme! Aber ich wollte sie thäte nicht so weh!

Dritter Auftritt.

Vorige. Alwine.

Alwine. Da bist du ja! Ich wollte dich fragen, Thekla, ob wir den Thee im Hause oder im Garten trinken wollen.

Thekla (rauh). Frag' mich nicht!

Alwine. Wen soll ich fragen, wenn nicht dich, die Frau vom Hause?

Thekla (bitter). Die Frau vom Hause! Als ob ich das wäre! Bestimme es selbst — oder frage deinen — deinen — — Vormund!

Alwine. Aber Thekla, dieser Ton! Du thust mir weh! Was habe ich dir gethan?

Thekla. Was du mir gethan hast? Und du fragst noch? —

Alwine. So erkläre dich!

Thekla. Laß mich, laß mich! O hätte ich dich nie gesehen! (Ab.)

Alwine. Mein Gott was soll das heißen?

Geheimerätin. Sehen Sie wie Recht ich hatte, als ich Ihnen sagte Ihre Stellung hier im Hause sei eine zweideutige? Um Ihrer selbst willen, wenn es noch nicht zu spät ist, um der Ruhe Andrer willen, — verlassen Sie dieses Haus, sobald Sie können. Bedenken Sie meinen Vorschlag. Ich will Ihnen hülfreiche Hand leisten wo ich kann. (Ab.)

Alwine (steht erstarrt und legt die Hand an die Stirn).

Maiberg (für sich). Ist es denn möglich? Und doch muß es sein! Wie könnte sie Thekla so behandeln? Wie könnte sie sich so behandeln lassen? Jetzt erklärt sich ihr seltsames Betragen von diesem Morgen. Sie war verlegen, sie war schuldbewußt. Ich muß Gewißheit haben. (Rauh zu Alwinen.) Sehen Sie mich an!

Alwine (erschrocken). Mein Gott!

Maiberg. Warum schlagen Sie die Augen nieder?

Alwine (birgt weinend ihr Gesicht im Tuche).

Maiberg (immer heftiger). Sie weinen! Sie bergen Ihr Gesicht im Tuche! Können Sie mich nicht ansehen? Dann ist es wahr, das Schreckliche! Nun was wundere ich mich denn! (Weicher.) Ich habe Sie erschreckt. Ich bin heftig gewesen. Ich will sanft sein, sagen Sie mir ein Wort.

Alwine (wankt nach einem Lehnsessel, der mit dem Rücken nach der Bühne steht, und sinkt hinein).

Maiberg (flehend, die Zähne auf einander gebissen, gewaltsam den Ausbruch zurückhaltend). Einmal nehmen Sie das Tuch vom Auge! Einmal sehen Sie mich an! Sie wollen nicht? Sie können nicht! Ich bitte Sie nur einmal! Nur einen Blick! Nicht? O das erstickt mich! Das erstickt mich! Leben Sie wohl! (Ab.)

Alwine. Auch er! Er ist fort! Auch er konnte mich mißhandeln! Und Thekla! Was habe ich denn gethan? Womit habe ich verdient daß man so mit mir umgeht? Ja die alte Frau hat Recht, ich muß fort aus diesem Hause! Und er konnte so mit mir sprechen! O das thut weh! Entsetzlich weh! (Birgt sich weinend im Stuhle, daß man sie nicht gleich bemerkt.)

Vierter Auftritt.

Alwine. Lonau, Babette.

Lonau. Nicht draußen auf dem Gange, sage mir hier was du mir mitzuteilen hast.

Babette. Ich wollte Sie bitten mir meinen Abschied zu geben und mich gleich fortzulassen!

Lonau (erstaunt). Babette!

Babette. Ich mag nicht mehr hier bleiben.

Lonau. Babette, deine Mutter hat jahrelang hier im Hause gedient, du bist als Kind hier aus- und eingegangen,

mein Vater hat für deine Erziehung gesorgt, du bist immer freundlich behandelt worden, warum willst du fort?

Babette (weich). Ach Herr Lonau, sagen Sie mir das nicht, ich weiß es selbst nur zu gut. Ich hätte es auch nicht gedacht daß ich jemals aus diesem Hause müßte, aber es geht nicht anders.

Lonau. Du mußt fort? Wer treibt dich denn?

Babette. Fragen Sie mich nicht.

Lonau. Ich habe ein Recht dazu; du gehörst gewissermaßen zu meinem Hause, ich bin dir ein väterlicher Herr gewesen, also rede.

Babette. Wenn Sie es denn wissen wollen, sie nehmen mir den Henning weg!

Lonau. Wer? Wie?

Babette. Die Minette von der Frau Geheimerätin. Sie hat dem armen Jungen schön gethan, hat ihm allerhand in den Kopf gesetzt, der Henning ist ein wenig leichtgläubig und so geht er darauf ein, — und die Frau Geheimerätin hat ihn rufen lassen, hat ihm gesagt in der Residenz gebe es bessere Stellen und sie wolle für ihn sorgen und er solle von hier weggehen. Und das kann ich nicht mit ansehen. Die Frau Geheimerätin bleibt den ganzen Sommer hier! Wenn der Henning mit der Minette sein Glück machen kann, meinetwegen, ich will ihm nicht im Wege sein, aber mit ansehen kann ich es nicht, das darf niemand verlangen. Darum lassen Sie mich fort und je eher je lieber. Die Minette kann ja so lange kochen, bis Sie eine Andere haben.

Lonau. Beruhige dich, Babette, es wird so schlimm nicht sein. Henning ist dein Verlobter und darf sein Wort nicht so ohne weiteres brechen. Ich werde ernsthaft mit ihm reden und auch die Frau Geheimerätin bitten sich nicht in eure Angelegenheiten zu mischen. Jetzt geh und verlaß dich auf mich!

Babette. Danke schönstens! Wenn sie mir aber den Henning nehmen, das halte ich nicht aus, da gehe ich doch fort. (Ab.)

Lonau. Die Frau Schwiegermutter hat unangenehme Seiten. Es ist eine sehr widerwärtige Neigung der alten Damen sich überall einzumischen, überall die Hände im Spiele haben zu wollen. Ich fürchte ich werde doch noch einen ernsten Auftritt mit der Frau Geheimerätin haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ehrhart.

Ehrhart. Sind Sie allein, Herr Lonau?

Lonau. Wie Ihr seht, Alter!

Ehrhart. Da treffe ichs ja gut! Ich wollte Sie um etwas bitten.

Lonau. Was denn?

Ehrhart. Sie sollen mir meinen Abschied geben.

Lonau. Ehrhart, seid Ihr vonsinnen? Ihr wolltet mein Haus verlassen? Den Garten, den Ihr fünfzig Jahre bearbeitet, den Ihr geschaffen habt?

Ehrhart. Eben darum. Ich habe den Garten geschaffen und kann nun nicht mit ansehen wie das alles zerstört werden soll.

Lonau. Zerstört? Wer will denn das?

Ehrhart. Sie müssen es doch wollen, denn die Frau Geheimerätin sagt ja so. Schon gestern, als sie zum erstenmale in den Garten kam, war ihr alles nicht recht. Da war zu viel Schatten, da zu wenig, da sollten Rosen stehen und wo die Rosen Georginen, da sollte eine Aussicht sein und dort ein Boskett! Und als sie heute vortische hinaus kam, hat sie mir alles auseinandergesetzt. Der Obstgarten muß weg, da kommen englische Anlagen hin, die Gruppe von Birken muß weg, die passen in keinen vornehmen Garten. Die Buchenhecken und der Lindenhimmel müssen weg, die sind altmodisch. Herr Lonau, Ihr seliger Herr Vater und ich, wir haben alle diese Bäume mit eigener Hand gepflanzt

lange ehe Sie geboren waren, wir haben sie ein halbes Jahrhundert lang gepflegt und fröhlich wachsen sehen und dem lieben Gott gedankt für Regen und für Sonnenschein — und wenn die Bäume fallen sollen — na dann mags mit mir auch zuende gehen. Aber mit ansehen kann ichs nicht, darum lassen Sie mich fort.

Lonau. Ehrhart, Ihr geht nicht fort. Und von Euren Bäumen soll kein Splitter abgeschlagen werden, in Eurem Garten soll keine Hand das geringste angreifen, als die Eurige! Wer Euch es anders sagt, dem glaubet nicht! Ich bin der Herr von Haus und Garten und werde es zu bleiben wissen!

Ehrhart. Ach Herr Lonau, da lag es mir schon seit gestern schwer wie ein Stein, nun ist es herunter, nun wird es mir wieder leicht. Nein, nein, nun gehe ich nicht! Gott erhalte Sie! Nichts für ungut! (Ab.)

Lonau (der von Auftritt zu Auftritt gereizter und unmutiger wird). Dazu gehört viel Geduld! Still, still, hier kein Aufbrausen. Sie ist eine alte Frau und die Mutter meiner guten Thekla! Alwine, du hier? Und in Thränen? Was fehlt dir? Du in Thränen? Mein munteres Kind? Ich habe dich nur einmal weinen sehen, als ich dich vom Grabe deiner seligen Tante holte. (Setzt sich zu ihr auf einen Stuhl.)

Alwine. Verzeihen Sie, ich will nicht mehr weinen, Sie sollen wenigstens meine Thränen nicht mehr sehen.

Lonau. Du bist aufgeregt, wer that dir etwas? Sage mir alles!

Alwine. Ach ich weiß nicht was ich soll und will. Mir treibt sich alles wirr durch den Kopf! Ich wollte Ihnen schreiben, wollte heimlich fort, aber das kann ich doch nicht.

Lonau. Du wolltest fort? Heimlich? Alwine, besinne dich! Was ist dir widerfahren?

Alwine. Ich bringe Unfrieden in Ihr Haus, meine Pflicht heißt mich gehen.

Lonau. Du Unfrieden? Wie denn?

Alwine. Ach das weiß ich, das begreife ich nicht.

Lonau. Wer hat dir denn so etwas in den Kopf gesetzt?

Alwine. Schon heute morgen sagte mir die Frau Geheimerätin: meine Stellung hier im Hause sei zweideutig, ich solle zum Theater gehen. Und eben sagte sie mir entschieden: ich müsse fort, es sei meine Pflicht! Sie wolle mir behülflich sein. Und Thekla —

Lonau. Thekla —

Alwine. War auch unfreundlich mit mir. (Sinkt unwillkürlich vom Stuhle auf die Kniee, ihre Hände auf Lonaus Kniee legend.) Lassen Sie mich fort, Herr Vormund, ich muß anderwärts einen Ort suchen, wo ich niemandem im Wege bin.

Lonau. Mein liebes Kind, im Augenblick durchschaue ich hier den Zusammenhang noch nicht, aber deine Thränen will ich trocknen! Ich bin dein Vormund, das heißt dein zweiter Vater, ich werde meine Pflicht gegen dich erfüllen und dich vor Kränkungen zu schützen wissen! Jetzt sei ruhig. Ich werde nachfragen und dann weiter mit dir reden. Versprich mir aber ohne mein Wissen keinen Schritt zu thun, den ich nicht vorher billigen würde, versprich mir das!

Alwine. Alles was Sie wollen. Ach ich war recht unglücklich, ich fürchtete Sie wären auch böse auf mich, und getraute mich nicht mich zu rühren, als die Andern hier waren. Nun sprechen Sie freundlich mit mir, nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, nicht wahr?

Lonau. Mein liebes, gutes Kind, du hast mir nie Ursache gegeben!

Sechster Auftritt.

Vorige. Maiberg.

Maiberg (stutzt, als er die Gruppe erblickt, bitter). Ach Verzeihung, ich störe!

Lonau. Nicht im geringsten, bleib'. (Hebt Alwine auf.) Geh jetzt auf dein Zimmer, verhalte dich ruhig und verlasse dich in allen Dingen auf mich!

Alwine (mit verhülltem Gesichte rechts ab).

Lonau. Du triffst mich in sehr verdrießlicher Stimmung.

Maiberg (bitter). Ich will die Stimmung nicht untersuchen, in der du eben warst. Ich komme von dir Abschied zu nehmen.

Lonau (sieht ihn betroffen an). Hubert!

Maiberg. Ich wollte es anfangs schriftlich thun, allein wir sind seit zwölf Jahren treue Freunde gewesen, also scheide ich mit Hand und Gruß.

Lonau. Du scheidest?

Maiberg. Vermutlich für immer!

Lonau. Hubert, besinne dich! Weshalb?

Maiberg (immer finster). Frage nicht. Wenn ich überschlage was du mir seit zwölf Jahren gewesen bist, was ich dir alles verdanke, bleibt noch ein großer Ueberschuß für dich gegen das Weh, das du mir zugefügt. Also scheiden wir in Frieden.

Lonau. Hubert, ich dir Weh zugefügt? Erkläre dich!

Maiberg. Die Sache leidet nicht wohl eine Erörterung.

Lonau. Ich verstehe dich nicht.

Maiberg. Frage nur deine Schwiegermutter!

Lonau. Wie? Auch dich hat sie —

Maiberg. Laß, laß, ich will die Sache nicht besprochen haben; die Auseinandersetzungen könnten zu Bitterkeiten führen und ich will freundlich von dir scheiden. Leb' wohl!

Lonau. Halt! Du willst keine Erörterungen und ich bin im Augenblick auch nicht in der Stimmung solche herbeizuführen. Allein du scheidest jetzt nicht. Nach drei Tagen magst du gehen, wenn du dann noch willst. Bis dahin kommst du wie gewöhnlich hieher. Vielleicht findet sich dann ein Augenblick uns auszusprechen. Du zögerst? Du

mußt mir das versprechen. Ich fordere es im Namen der Freundschaft, die uns zwölf Jahre verbunden hat.

Maiberg. Du willst so? Es sei. Ich bleibe noch drei Tage. Jetzt leb wohl. (Ab.)

Lonau (allein). Die Schwiegermutter und immer wieder die Schwiegermutter! Ist denn diese Frau vom bösen Geiste besessen! Kaum ist sie vierundzwanzig Stunden hier und das ganze Haus ist durcheinandergehetzt. Alle unsere schönen Verhältnisse sind getrübt und zerrissen. Ist das Bosheit oder Unverstand? Es wird mir so schwer an Bosheit bei Menschen zu glauben, und boshaft ist sie wohl auch nicht! Also Unverstand, der Unverstand einer alten Frau! Ach, der Unverstand hat mehr Unheil in der Welt angerichtet, als Bosheit je gekonnt. Der Bosheit kann man entgegentreten, man kann sie vernichten, aber gegen Unverstand hat man keine Waffen. Was soll, was kann ich thun? Zunächst muß ich mit Thekla sprechen — und das auf der Stelle. (Will gehen.)

Siebenter Auftritt.

Lonau. Thekla.

Lonau. Eben wollte ich zu dir.

Thekla. Und ich suchte dich. Hast du einige Augenblicke für mich übrig?

Lonau (erstaunt). Du hast einen seltsam feierlichen Ton. So rede nur, ich fange an zu fürchten —

Thekla. Was fürchtest du?

Lonau. Nichts, nichts! Vergieb. Mir haben allerhand thörichte Leute die Stimmung verdorben, das wird ja meine Frau nicht thun!

Thekla. Wenn du in keiner guten Stimmung bist, kann ich warten.

Lonau. Nein, nein, dein Ton verkündet mir daß du Wichtiges hast, also sprich. (Setzt sich.)

Thekla (steht auf der andern Seite und lehnt sich mit der Hand auf einen Stuhl). Schon seit einiger Zeit erfahre ich daß wir, daß du — oder besser daß unser Hauswesen von den Leuten vielfach besprochen wird.

Lonau. Wie?

Thekla. Im Munde der Leute sein heißt so viel als getadelt werden.

Lonau. Ah so! Hast du das schon früher erfahren oder erst seit deine Mutter hier ist?

Thekla (immer gereizter). Ich will nicht hoffen, daß du über meine Mutter etwas sagen willst oder übel von ihr denkst.

Lonau (gleichfalls immer gereizter, giebt sich sichtlich Mühe ruhig zu bleiben). Bewahre, davon nachher. Du wirst immer ernsthafter, ich muß dich also hören wie du sprichst. Was tadeln denn die Leute an unserm Hauswesen?

Thekla. Sie finden daß es nicht unserm Stande gemäß eingerichtet ist.

Lonau. Wie? Fehlt es unserm Hause an Bequemlichkeit? Fehlt ein Glas Wein auf unserm Tische oder ein Gedeck für einen willkommenen Freund? Habe ich dir für dich je einen Wunsch versagt?

Thekla. Das nicht, aber zu unserer Stellung gehört ein gewisser sichtbarer Aufwand. Du bist sehr vermögend; es ist Pflicht der Reichen ihr Geld nicht im Kasten zu verschließen, sondern es in Verkehr zu bringen.

Lonau. Verzeihe, bald hätte ich gelacht. Staatsökonomische Grundsätze aus deinem Munde! Und doch thue ich am besten zu lachen. Deine Mutter hat dir wieder Grillen in den Kopf gesetzt, sie werden schwinden. Laß es gut sein, Thekla!

Thekla. Heute früh ist es dir gelungen mich auf diese Art zu beschwichtigen, allein es soll dir nicht wieder gelingen! Ich werde meine Rechte geltend zu machen wissen.

Lonau (von nun an mit steigendem Unwillen, den er mühsam beherrscht). Dieser Ton ist mir neu an dir — ich muß wohl

auf denselben eingehen; laß denn sehen wie weit wir damit kommen. Hier meine Antwort. Mein Hauswesen ist nach meinen Begriffen auf anständigem Fuße eingerichtet, ist genau so eingerichtet wie das meiner Mitbürger, die mit mir in gleichem Range stehen, und vor denen ich nicht durch einen sichtbaren, prahlerischen Aufwand hervorstechen will, weil ich das für unklug — und für unrecht halte. Doch du hast Rechte gegen mich geltend zu machen, ich höre.

Thekla. Mein Recht ist zunächst nicht eine so kurz abweisende Antwort zu erhalten. Solche Abfertigungen ziemen dienstbaren Leuten, nicht aber einer Gattin. Ich stehe mit dir auf gleichem Fuße und meine Stimme gilt so viel als die deinige! Du hast dein Hauswesen eingerichtet ohne mich zu fragen und ich will auch meine Stimme in dieser Beziehung geltend machen.

Lonau. Und was wünschest du geändert?

Thekla. Du bist so wenig an deinem Platze wie ich. Du bist ein kenntnisreicher Mann und dein Wirkungskreis viel zu klein. Ich bin für die große Welt erzogen. Willst du dein Amt nicht aufgeben, so läßt sich die uns beiden ziemende Stellung nur erreichen, wenn du dich um einen Titel bemühst, wenn du ein Haus machst.

Lonau. Was mich betrifft, so hast du über meinen Wirkungskreis kein Urteil. Was dich betrifft, so habe ich dich nicht aus der großen Welt geholt, sondern aus der bescheidenen Wohnung deiner Mutter!

Thekla (sehr bitter). Ich muß es hinnehmen daß du mir meine Armut vorwirfst —

Lonau. Ich werfe dir nichts vor, ich will dir nur die Grundlosigkeit deiner Ansprüche darthun.

Thekla. Genug, ich weiß was ich zu denken habe. So hättest du vor Jahr und Tag nicht gesprochen. Indessen soll es ja in der Ehe der Fall sein daß der Mann immer kälter wird, und ich werde mich darein fügen müssen.

Lonau. Thekla!

Thekla (immer aufgeregter). Allein für den Verlust der Liebe will ich Entschädigung haben.

Lonau. Thekla!

Thekla. Und so wiederhole ich meine Ansprüche. Der Kreis unserer Bekannten soll erweitert werden, ich will öfter Gesellschaft, größere Gesellschaft bei uns sehen, die Zimmer müssen dem entsprechend eingerichtet, unsre Dienerschaft muß vermehrt werden und soll Livrée tragen, eine anständige Equipage ist dann für diesen Hausstand unerläßlich.

Lonau. Diese Bitten sind kindisch.

Thekla. Du irrst dich, wenn du glaubst ich bitte — ich begehre, ich fordere! Ich fühle mich vollkommen in meinem Rechte und bestehe auf meinen Forderungen.

Lonau. Mein Kind, auch die Geduld des festesten Mannes hat eine Grenze, und so erkläre ich dir rund heraus: deine Forderungen werde ich nicht erfüllen!

Thekla (sehr bitter). Ich wußte es ja vorher! Eine Frau, die schon ein Jahr verheiratet ist, darf keine großen Ansprüche mehr machen. Als du um mich warbst, hättest du mir zu Füßen gelegt was ich begehrte, denn damals liebtest du mich noch!

Lonau. Thekla!

Thekla. Damals war ich bescheiden, ich schmiegte mich an deine Brust — und du hast die Schwäche des liebenden Weibes benutzt, sie gänzlich zu unterdrücken. Sie darf keinen Wunsch äußern ohne sich einer Zurückweisung auszusetzen. Damals schwurst du mir daß ich dir alles sei — und deine schroffe Abfertigung soeben zeigt mir daß ich dir bereits gar nichts mehr gelte.

Lonau. Aber Thekla!

Thekla (sich immer mehr in die Leidenschaft hineinredend). Es ist vorbei, ich bin erwacht aus meinem Traume! O meine Mutter hatte nur zu Recht, so schroff, so heftig hast du niemals mit mir gesprochen! Meine kleinen, bescheidenen Wünsche weisest du zurück, meine Armut wirfst du mir vor, du hast dich gänzlich von mir abgewandt, wer weiß, vielleicht steht

dein Sinn schon anders wohin — es wäre fast besser ein Band zu trennen, das dich an eine Gattin knüpft, die dir nichts mehr bieten kann!

Lonau (unterdrückt gewaltsam einen Zornausbruch, mit zitternder Stimme). Ist das dein Ernst?

Thekla. Ich bin nicht in der Stimmung, zu scherzen.

Lonau (kalt). Wohl, dein Wille geschehe.

Thekla (erschrocken). Du giebst mich so rasch auf! (Mit doppelter Gereiztheit.) Keinen Versuch eines Verständnisses! Das zeigt mir erst recht klar wie Recht ich hatte, wie wahr meine Mutter gesprochen. Also Trennung!

Lonau. Du sprachst das Wort aus, nicht ich. Indem du es sprachst, vollzogst du die Trennung. Mit diesem Worte rissest du dich von dem Herzen los, das dich so treu geliebt.

Thekla (mit bitterem Hohne). Treu geliebt! Das hättest du? Der du so hastig darnach greifst von mir getrennt zu werden!

Lonau (kalt). Ich könnte vieles antworten. Doch wozu jetzt noch Bitterkeiten!

Thekla. Gewiß nicht! Du nimmst mich rasch bei meinem Worte, so möge es gelten.

Lonau. Es wird mir als dem Manne obliegen die nötigen gesetzlichen Schritte zu thun. Es soll noch heute geschehen. Du sollst nicht über mich zu klagen haben. Die nächsten Mitteilungen wirst du durch meinen Advokaten erhalten.

Thekla. So bin ich abgefertigt. So sah ich es doch nicht voraus. Sei es denn! Du gestattest wohl daß ich noch bis morgen mittag in diesem Hause bleibe.

Lonau. Bleibe so lange du willst, ich werde vermeiden dir zu begegnen.

Thekla (sich gewaltsam zusammenraffend). So wären wir am Ende! (Ab.)

Lonau (allein). So wären wir am Ende! Am Ende von Glück und Zufriedenheit! — Es ist hart! Ich war sehr

glücklich! — Aber es soll ja kein beständiges Glück auf Erden geben! (Verbissen.) Ists allgemeines Menschenlos, so muß ichs tragen. Und nun keine Schwäche! Was geschehen muß geschehe rasch! Hier ist nichts mehr gut zu machen, der Riß ist unheilbar, also weiter. Freund Burkhard mag die Sache betreiben. (Setzt sich zum Schreiben.)

Achter Auftritt.

Lonau. Müller.

Müller. Lieber Albrecht, hast du ein paar Augenblicke für mich?

Lonau. Sprechen Sie, Pate Lebrecht, ich höre, während ich einige Zeilen hier hinwerfe!

Müller (ängstlich). Ich will denn doch nicht hier essen, so lange deine Schwiegermutter hier ist, will auch abends nicht mehr kommen. Das Rauchen könnte ich lassen, was sie nicht leiden mag, aber ich bin ihr sonst im Wege, ich merke es ja an allem. Was war das heute mittag für eine Stimmung beitische. Sonst lachten wir und scherzten, heute sprach jeder nur still mit seinem Nachbar, mit mir hat gar niemand gesprochen. Daran bin ich offenbar schuld — und so will ich lieber gehen! Rede mir nicht zu zu bleiben, es macht mich ängstlich wenn ich hier sein müßte, und dann kann ich nicht schlafen. Ich dachte freilich nicht daß es so kommen würde, und wenn dein seliger Vater — doch wozu soll ich dich noch weich machen.

Lonau (schreibt immer, nimmt zuweilen ein anderes Blatt). Pate Lebrecht —

Müller. Still, sage mir kein Wort, du kannst nicht dafür. Sie ist die Mutter deiner Frau, und du vermagst da nicht zu helfen. Vielleicht wenn die Frau Geheimerätin nicht für immer hier bleibt, was ich fast fürchte, bekomme ich mein altes Plätzchen in deinem Hause wieder — wenn ich es erlebe.

Denn ich fürchte, wenn ich so herausgeworfen werde aus allem was mir lieb ist — na na, ein alter Baum läßt sich eben nicht mehr versetzen!

Lonau. Nein, Pate Lebrecht, darum ist es ein Verbrechen ihn versetzen zu wollen. Sie bleiben hier!

Müller. Nicht doch!

Lonau. Und die Andern gehen! Hätte noch etwas gefehlt meinen Entschluß unwiderruflich zu machen, so war es die einfache Klage aus Ihrem Munde. Wir bleiben, Pate, die Andern gehen!

Müller. Was?

Lonau. Meine Frau hat mir soeben die Scheidung angekündigt!

Müller (ganz verdutzt). Was? Was?

Lonau. In klaren Worten!

Müller. Um meinetwillen?

Lonau. Um des hochmütigen Unverstandes eines alten Weibes willen, das zum Unglück ihre Mutter ist.

Müller. Laß mich einen Augenblick sitzen. Das ist mir in die Glieder geschlagen. Deine Frau könnte —

Lonau (bitter lachend). Mich verlassen, weil ich ihr keine Equipage halten wollte.

Müller (zweifelnd). Ah — ah.

Lonau. Genau so ist es!

Müller. Sie wird sich besinnen, die Alte hat sie beschwatzt!

Lonau. Sie durfte sich nicht beschwatzen lassen.

Müller. Sie ist jung und unüberlegt.

Lonau. Darum verzieh ich ihre Grillen. Aber sie sagte mir einst daß sie mich liebe — und da log sie, denn für die Liebe ist das Wort Trennung nicht in der Sprache.

Müller. Aber Pate Albrecht, ich kann das gar nicht fassen, — deine gute, liebe, sanfte Frau —

Lonau. Hat mir Liebe und Treue gekündigt —

Müller (fast weinend). Wir waren alle so glücklich — Alwine —

Lonau. Will auch fort —

Müller. Maiberg —

Lonau. Will auch fort, Ehrhart, Henning wollen fort — das ganze Haus will uns verlassen. Und alles um der Schwiegermutter willen! Da ist es besser diese geht und nimmt die Tochter mit, die zu ihr hält, die in unserm Hause keine Wurzel fassen konnte, obschon wir sie mit Liebe und Treue gepflegt haben!

Müller. Du mußt mir Zeit lassen; Alwine, Maiberg, Thekla — fort — ich kann das nicht auf einmal fassen.

Lonau. Desto rascher haben sie mir es klar gemacht! Jetzt eine Bitte, Pate Lebrecht. Noch heute muß der Advokat unterrichtet werden. Ich wollte schreiben, aber es geht nicht. Gehen Sie zu meinem Freunde Burkhard, er soll die Sache übernehmen. Sagen Sie ihm alles. Ich will morgen früh zu ihm kommen. Wollen Sie das thun?

Müller (ohne Gedanken). Ja, ja, ja!

Lonau (sich gewaltsam aufrecht haltend). So will ich — etwas Luft schöpfen! (Ab.)

Müller (allein). Ja, ja, ja! (Steht auf.) Nein, nein, nein! (Rafft sich von diesem Augenblicke an zusammen, sein schwächliches Wesen schwindet nach und nach, er wird immer kräftiger, obschon immer in Rücksicht auf sein Alter.) Ei das darf ich nicht leiden! So lange sie mich schief ansah, konnte ich mirs gefallen lassen. Ich konnte mich zurückziehen, um meinetwillen konnte ich allen Streit vermeiden. Aber so? Nein das leide ich nicht. Soll das Haus zugrunde gehen, an dessen Gedeihen ich mich mein lebelang erfreut habe? Wenn ich da hinauf komme und mein alter Freund und Compagnon fragt mich: was macht mein Sohn, mein Haus, soll ich da sagen: als alles zugrunde ging, ließ ich es geschehen? Nein, nein, nein. Ich bin bequem, bin träg geworden, weil sie mich verzogen, verhätschelten, aber ich bin noch nicht schwach. Und wenn es gilt zu handeln, kann ich schon noch einmal meine alte Kraft zusammennehmen. Holla, Lebrecht, mache es klug! Wir haben einen bösen Feind. Eine alte unverständige Frau! Wie ist der beizukommen? Auf geradem

Wege nicht. Sie spräche mich tot, wollte ich versuchen mit ihr zu verhandeln. Nein, nein, sie muß aus dem Hause! Und wenn es nur auf einen halben Tag wäre! Ist ihr böser Einfluß nur auf ein paar Stunden entfernt, zieht sich wohl wieder zusammen was zu reißen droht. Klug, Lebrecht, nur klug! (Immer lebendiger.) Pate Albrecht hat mich zum Advokaten geschickt, also thut er selbst vorderhand nichts und ich habe freie Hand. Aber wie komme ich der Alten bei? Hm sie darf nicht merken wie ich gesinnt bin; ich gehe auf ihre Schrullen ein, ich schmeichle ihr, da fasse ich sie. Da muß ich mich freilich verstellen und das fällt mir schwer. Pah ich denke an Albrecht, an seinen Vater, meinen alten Freund, da muß es gehen. Nein, nein, das Haus hier soll mir nicht zugrundegerichtet werden. Ah da ist sie.

Neunter Auftritt.

Müller. Geheimerätin.

Geheimerätin (sehr erregt). Ach endlich finde ich jemanden! Herr Müller, wo ist denn mein Schwiegersohn?

Müller (anfangs noch befangen, gewinnt immer mehr Sicherheit). Ja den — den können Sie jetzt nicht finden, er ist ausgegangen!

Geheimerätin. Aber, lieber Herr Müller, was geht denn in diesem Hause vor? Ich komme gestern hier an, ich denke die Leute leben im vollsten Glücke, wie habe ich mich getäuscht! Eben kommt meine Tochter und sagt mir: sie wollten sich scheiden lassen!

Müller. Ja, ja, so ist es, ich bin eben im Begriff zum Advokaten zu gehen.

Geheimerätin. Aber mein Gott, ich bin bis zum Tode erschrocken, so weit sollte es ja nicht kommen. Wer wird denn ein hingeworfenes Wort gleich so ernstlich nehmen? Ei man sagt wohl im Zorn etwas, was nicht so bös gemeint

ist. Ich muß mit meinem Schwiegersohne sprechen! (Sieht sich um.)

Müller (für sich). Dann ist alles verloren. So lange sie noch mitredet geht alles schief.

Geheimerätin. Wo ist er denn zu finden?

Müller. Heute werden Sie ihn schwerlich zu Gesicht bekommen.

Geheimerätin. Ei ich werde ihn suchen! Ich muß meine Tochter vertreten! Es sind doch meine Kinder, ich muß zum Guten reden. Ich habe es meiner Tochter schon gesagt: sie solle es nicht gleich auf die Spitze treiben, aber die entgegnet mir: konnte er mich so leicht, beim ersten Worte aufgeben, hat er mich nie geliebt; besser Trennung, als liebeleere Ehe.

Müller. Da hat sie nicht so Unrecht!

Geheimerätin. Ich kenne meine Tochter gar nicht wieder. Was hat der Mann aus ihr gemacht! Da sitzt sie in meinem Zimmer und weint und sagt nur: es ist vorbei, mischen Sie sich nicht mehr hinein.

Müller. Da hat sie nicht so Unrecht. Man muß sich niemals zwischen Eheleute mischen.

Geheimerätin. Wem sagen Sie das? Das ist ja von jeher mein Grundsatz gewesen! Man kann das größte Unheil anstiften. Aber hier muß doch etwas geschehen! Ist denn Herr Lonau auch so halsstarrig?

Müller. Sehr! Den kennen Sie noch gar nicht. Hat der einmal etwas gesagt, so bleibt er dabei und keine Macht der Erde bringt ihn davon ab.

Geheimerätin. Ich stehe erstarrt! Wer hätte das hinter den beiden Leuten gesucht!

Müller. Frau Geheimerätin, Sie sind eine verständige Frau, folgen Sie meinem Rate. Lassen Sie die beiden Leute gehen. Entweder haben sie sich nur gezankt — und dann finden sie sich schon wieder zusammen —

Geheimerätin. Ach nein, es sitzt tiefer.

Müller. Da wissen Sie freilich mehr als ich.

Geheimerätin. Es ist ja wegen des Verhältnisses, in dem Herr Lonau zu Alwine steht.

Müller (starrt sie mit großen Augen an). So?

Geheimerätin. Sie müssen es doch auch bemerkt haben, da Sie täglich im Hause sind.

Müller (weiß nicht was er sagen soll). Ja, ja, allerdings!

Geheimerätin. Sehen Sie, Sie sagen es auch. Nun ist es sicher! Ich war immer noch geneigt zu zweifeln! Ach solche Verhältnisse zerstören die besten Ehen! Meine arme Tochter!

Müller. Ja das ist denn freilich bös! Lassen wir die beiden Leute gehen. Wollen sie sich trennen, so wird Ihre Tochter nicht schlecht fahren — er setzt ihr ein Ansehnliches aus!

Geheimerätin. Meinen Sie?

Müller. Gewiß. Lonau mag sein wie er will, aber knickrig ist er nicht.

Geheimerätin. Nun das beruhigt mich etwas! (Für sich.) Das ist ein ganz verständiger Mann, in dem habe ich mich geirrt!

Müller (für sich). Ich weiß kaum was ich rede, wenn ich sie nur von beiden fernhalten könnte.

Geheimerätin. Da wird sich vorderhand nichts thun lassen.

Müller. Leider nein.

Geheimerätin. Wenn der Advokat kommt, muß ich natürlich dabei sein. Meine Tochter ist zu schwach, sagt zu allem Ja, ich muß ihre Rechte wahren.

Müller. Versteht sich, versteht sich von selbst. Sie thun mir nur leid, Frau Geheimerätin. Sie kommen daher um sich zu erholen und stoßen auf Verdruß. Haben auch von unserer Stadt noch nichts gesehen. Da müssen Sie anfangen, gleich morgen. Wenn Sie wollen, führe ich Sie in das Museum! Schöne Bilder, herrliche Altertümer! Und Professor Hanf hält morgen eine Vorlesung über Kunstgeschichte, die sollten Sie hören; da können Sie gleich die ganze schöne

Welt unserer Stadt sehen, da fehlt niemand. Nachher soll Sie der Professor selbst herumführen, er ist mein Freund und wird es sich zur Ehre schätzen!

Geheimerätin. Ja aber —

Müller. Gehen Sie den Unannehmlichkeiten aus dem Wege —

Geheimerätin. Wenn aber der Advokat indessen —

Müller. Ei das habe ich ja in der Hand; werde Ihnen schon sagen wann er kommt. Ich werde Sie auch nicht in diesem Anzuge hinführen, denken Sie das nicht. Im Hause mache ich es mir gern bequem, bin eben ein alter Mann.

Geheimerätin (verbindlich). Nun gar so alt doch noch nicht.

Müller. Je nun in die siebenzig!

Geheimerätin. Nicht möglich, ich hätte Sie noch nicht für sechzig gehalten.

Müller. Ja, ja, eine mäßig verlebte Jugend. Habe mein lebelang immer gedacht ich müßte erwerben. Das ist mir denn auch gelungen, habe mein Schäfchen ins Trockene gebracht.

Geheimerätin (für sich). Sieh, sieh, wer hätte das gedacht!

Müller. Werde Sie aber morgen früh in anständigem Anzuge abholen; an der Equipage sollen Sie auch nichts auszusetzen haben. Wollen Sie mitgehen?

Geheimerätin. Je nun — (für sich) der Mann ist wahrhaftig nicht so übel. Amende könnte er gar — je nun warum nicht — ich habe mich konserviert!

Müller. Habe immer meine Freude daran gehabt mit klugen Damen — ach es giebt deren hier nur zu wenig.

Geheimerätin. Sie haben Recht, Herr Müller, ich will es denn jetzt aufgeben mit meinem Schwiegersohne zu sprechen.

Müller. Und wollen Sie mir morgen die Ehre erzeigen?

Geheimerätin. Mit vielem Vergnügen.

Müller. Der Wagen soll Punkt zehn Uhr da sein!

Geheimerätin. Ich bin Ihnen sehr verpflichtet. Ach es ist doch eine Freude einen würdigen alten Herrn zu sehen, der Klugheit mit vortrefflichem Charakter verbindet, Also bis morgen, auf Wiedersehen.

Müller. Auf Wiedersehen. (Begleitet sie an die Thüre.)

Geheimerätin (mit freundlichen Verbeugungen ab).

Müller (reibt sich die Hände). Das wäre gelungen. Es ist mir sauer geworden die Verstellung und die Freundlichkeit, ich hätte ihr lieber etwas anderes gesagt, aber so ist es besser. Sie war ganz umgewandelt. Hallo, mir wächst der Mut! Hält sie stich und bringe ich sie morgen früh aus dem Hause, dann ist noch Hoffnung. Lebrecht, alter Lebrecht, wenn du diesen Schlag vom Hause deines seligen Freundes abwendest, kannst du ihm getrost dort oben vor die Augen treten.

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Dasselbe Zimmer.

Erster Auftritt.

Müller (im schwarzen Anzuge, Frack u. dergl. Er zuckt mit den Achseln, zieht die Weste herunter, greift nach den Knieen, alles unwillkürlich, weil ihm die Kleidung unbequem ist. Redet zur Thüre hinaus):

Sagen Sie nur der Frau Geheimerätin: der Wagen werde in fünf Minuten da sein, die Vorlesung fange pünktlich an. (Tritt auf.) Ich habe den schönsten Wagen ausgesucht, den Heine hatte, Kutscher und Bedienter sind in Livrée, da wird sie wohl zufrieden sein. Bin ein ganz anderer Mensch geworden seit gestern nachmittag. Die Leute haben mich wohl früher für eine Schlafmütze gehalten — hoho, bin aber keine Schlafmütze! Wollt ihr mir das Haus in Brand stecken, so wehre ich mich und gehts nicht mit Gutem, gehts mit List. (Pocht links an die Thüre.) Er wird wohl drinnen sein.

Zweiter Auftritt.

Müller. Lonau.

Lonau (noch drinnen). Wer ist da?
Müller. Nur ein Wort, Pate Albrecht!

Lonau (tritt auf). Ah Sie sind es!

Müller. Aber Pate, wie siehst du aus? Leichenblaß, mit hohlen Wangen!

Lonau (ernst). Laß, laß, ich habe nicht gut geschlafen!

Müller (weich). Wirst wohl gar nicht geschlafen haben, armer Schelm, kann mirs denken. Wollte dir nur sagen, der Advokat, der Doktor Burkhard kommt heute morgen hieher.

Lonau. Wozu das? Ich konnte ja zu ihm gehen.

Müller. Er wollte es so, wollte deine Frau auch gleich sprechen — und da du die Sache rasch abgemacht wissen willst —

Lonau. So rasch wie möglich!

Müller. Ist auch das Beste! Denke dir nur was ich erfahren habe, — was deine Frau glaubt — es ist zu lächerlich — du hättest ein Verhältnis mit Alwinen.

Lonau (erstarrt). Was?

Müller. Mit Alwinen! Das war mir auch außer dem Spaße — und nun rede ich dir nicht zu, nicht ab!

Lonau. Jetzt wird mir alles klar — Alwinens Thränen — Theklas Heftigkeit! So also hat die Mutter es angefangen die Tochter gegen mich zu hetzen, die wütendste Leidenschaft hat sie in ihrer Brust angefacht, die Eifersucht!

Müller. Ei nun die durfte sich nicht anfachen lassen!

Lonau (sinnend). Ich wußte es ja doch, durch bloße Grillen, durch Eitelkeit und Sucht nach Glanz hätte sich Thekla nicht so weit verleiten lassen.

Müller. Lieber Pate, Eitelkeit wäre verzeihlich gewesen, grundlose Eifersucht ist ein Verbrechen.

Lonau (immer sinnend). Sie durfte nichts Böses von mir glauben — wo kein Vertrauen ist keine Liebe — und doch — was mag sie gekämpft, was mag sie gelitten haben!

Müller. Ich habe nun das meinige gethan, thue du jetzt was dir zukommt!

Lonau (aus seinem Sinnen erwachend). Ja, ja, ich danke Ihnen. Wenn Burkhard kommt, ich bleibe in meinem Zimmer. (Links ab.)

Müller (allein). Ja wohl ist Thekla zu beklagen, wenn die Alte sie mit Eifersucht gestachelt hat, bis sie so weit kam. (Pfiffig.) Mag er es nun durchdenken. Ich meine das stimmt ihn milder. Hätte ich sie entschuldigt, hätte ich seinen Widerspruchsgeist geweckt; so sprach ich gegen sie — und da wird sie ihren besten Verteidiger in seiner Brust finden. Herr Gott, Lebrecht, du bist ja falsch gegen alle Welt, du lügst und betrügst. Hm es geht eben nicht anders. Der Teufel der Zwietracht ist in dieses Haus gekommen und die Teufel treibt man nur aus durch Beelzebub, der Teufel obersten, das ist die Lüge! Ich habe auf dem Theater solch lügenhaften Burschen gesehen, den hießen sie Intrigant. Ein solcher Intrigant bin ich auch. Immer zu, wenn ich nur meine Rolle gut durchführe.

Dritter Auftritt.

Müller. Geheimerätin (sehr geputzt).

Geheimerätin. Sie sehen, ich bin pünktlich auf die Minute.

Müller (überreicht ihr einen Strauß). War nicht anders zu erwarten von einer so geistreichen Dame!

Geheimerätin. Danke verbindlichst, Herr Müller. Ei Sie sind ja so liebenswürdig, Sie würden den feinsten Zirkeln der Residenz Ehre machen.

Müller (lachend). Ja hinterm Berge wohnen auch Leute!

Geheimerätin. Sie sollten dorthin ziehen. Bei Ihrem Vermögen können Sie doch da das Leben ganz anders genießen.

Müller. Je nun wer weiß was geschieht! Wie befindet sich denn die Frau Tochter heute?

Geheimerätin. Sie ist still für sich hin und spricht kein Wort. Ich war ein paar mal auf ihrem Zimmer, habe sie angeredet, wollte sie trösten, ihr Rat geben, sie erwiderte

nichts als: lassen Sie, er hat es angenommen, es ist alles vorbei!

Müller. Sie ist ruhig und gefaßt?

Geheimerätin. Ja ja, wenn man es so nehmen will. Gestern abend hatte sie sich eingeschlossen, die Nacht durch mag sie wohl geweint haben! Ach Gott wer hätte das gedacht. Nun ich habe meine Schuldigkeit gethan! Ich habe ihr gesagt: Kind, eine vernünftige Frau muß das nicht so schlimm nehmen, das kömmt tausend mal vor in der Welt. Ich habe es an Zuspruch und gutem Rat nicht fehlen lassen, aber die Kinder hören ja nicht auf die Erfahrungen der Eltern. Ich mag wohl meine Tochter etwas verzogen haben, bin immer mit ihr wie mit einer jüngern Freundin umgegangen. Du lieber Gott, ich war selbst noch so jung, als ich heiratete, wir sind an Jahren so weit nicht auseinander.

Müller. Wenn man Sie ansieht, Frau Geheimerätin, begreift man das!

Geheimerätin. Ei nun man könnte immer noch Ansprüche an das Leben machen.

Müller. Gewiß, ganz gerechte! Also traurig ist Thekla?

Geheimerätin. Sehr niedergeschlagen. Bei alle dem, wenn ich mir es ruhig überlege, ist es doch vielleicht gut daß es so gekommen ist. Wenn sich ein solches Zerwürfnis einmal in einer Ehe festgesetzt hat, bricht es doch über kurz oder lang zusammen. So entscheidet sichs rasch. Auf andere Weise hätten die beiden Leute noch viel Streit und Verdruß mit einander haben können! Ich werde heute noch mit dem Advokaten sprechen und hören was meine Tochter für gesetzliche Ansprüche machen kann. Nötigenfalls haben wir ja auch Ihr Zeugnis über das Verhältnis mit Alwinen. Lonau muß meiner Tochter doch ein Ansehnliches geben, sie zieht dann wieder zu mir, und wir können zusammen ein kleines nettes Haus machen, unserm Stande gemäß.

Müller. Ja, ja, es fügt sich oft zum Guten was man anfangs als ein Unglück betrachtet.

Geheimerätin. Es ist mir nur lieb, ja es ist eine Fügung des Himmels daß ich gerade hier bin, wo die Sache zum Brechen kam. Ich bin denn doch meiner Tochter Schutz und Trost, das arme Kind stünde sonst ganz allein.

Müller. Ja wohl, ja wohl, — aber der Wagen ist vorgefahren!

Vierter Auftritt.

Vorige. Minette.

Minette (bringt einen Sonnenschirm). Frau Geheimerätin haben ihren Sonnenschirm vergessen.

Geheimerätin. Danke, Minettchen. — Für mich ist es auch ein Trost, und wenn ich egoistisch wäre, könnte ich mich über die Sache freuen, denn ich stand doch sehr allein in der Welt.

Müller. Ja, so einsam zu sein ist amende traurig. Ich habe es auch oft empfunden. Darf ich um Ihren Arm bitten?

Geheimerätin (im Abgehen). Es ist doch nur Ihre Schuld daß Sie allein stehen.

Müller. Ja wer früher dazu gethan hätte! Jetzt ist es zu spät.

Geheimerätin. Warum nicht gar. Sie sind ein Mann in seinen besten Jahren.

Müller. Meinen Sie?

Geheimerätin. Gehen Sie, Sie sind gefährlich! (Mit Müller ab.)

Minette (allein). Ich glaube die wirft noch ihre Blicke auf den alten Herrn! Es sieht ihr ähnlich. Er soll reich sein, ich kann es ihr nicht verdenken. Es wäre gar nicht so dumm! Und er scheint anzubeißen. Wahrhaftig das wäre gar nicht übel.

Fünfter Auftritt.

Minette. Babette, Henning.

Babette (guckt zur Thüre herein). Da ist sie, da ist sie! Komm nur, komm nur! (Zieht Henning herein.)

Minette. Nun?

Babette. Nun? Ei wenn Sie auch die Nase so in die Höhe strecken, ich fürchte mich doch nicht. Ich will wissen woran ich bin. Jetzt, Henning, jetzt sagst du was du eigentlich willst. Hier stehe ich, deine verlobte Braut, der dein Vater seine Einwilligung gegeben hat, und da steht das Fräulein aus der Residenz, die alle zehn Finger ausstreckt, um dich in ihre Netze zu ziehen. Jetzt entscheide dich, welche von uns beiden willst du?

Minette. Sonderbare Reden, als wenn ich je daran gedacht hätte mich dem jungen Menschen zu nähern!

Babette. Na brennen Sie sich nicht weiß! Den Henning kenne ich, der ist viel zu dumm, als daß er das Herz hätte Ihnen zu nahe zu kommen. Wenn Sie es dem nicht sehr nahe gelegt hätten, er würde sich nicht getraut haben mit Ihnen schön zu thun.

Minette. Ich muß mir ausbitten daß man mit mehr Achtung von mir spricht. Wenn ich mich herablasse mit einem jungen Menschen aus der Provinz —

Babette (höhnisch). Hörst du, Henning, sie läßt sich herab, da siehst du was du bei ihr giltst. Nur weiter, Fräulein Kammerjungfer.

Minette. Was soll ich viel reden? Meinen Sie ich hätte nötig mich nach Verbindungen umzusehen? In der Residenz steht mir die Auswahl zugebote!

Babette. Muß doch nicht so arg sein! Wenn Sie die Auswahl hätten, würden Sie lange zugegriffen haben und nicht gewartet bis die Schminke nötig ist um die Runzeln zu verdecken!

Minette. Was sagen Sie? Ich Runzeln? Sie verleumderische Person. Wer hat Runzeln?

Babette. Sie haben welche. So einem dummen Kerl wie dem Henning können Sie was weiß machen, mir aber nicht. Bin ich auch kein Fräulein Kammerjungfer, sondern heiße einfach Jungfer Köchin, so habe ich doch ein paar gesunde Augen im Kopfe und kann ein angemaltes Gesicht wohl von einem echten unterscheiden.

Henning. Babette!

Babette. Sei still und laß mich reden! Sie prahlen so mit Ihrer Residenz. Ja wohl ist es ein Unterschied gegen bei uns! Wenn wir des morgens aufstehen und haben uns lustig mit kaltem Wasser gewaschen, so sind wir frisch und munter und lassen uns vor jedermann sehen und brauchen nicht bei verschlossenen Thüren eine Stunde zu sitzen, bis wir das Gesicht so weit in Ordnung gebracht haben, daß wir es einem Mannsbild zeigen können!

Henning. Babette, schminkt sie sich wirklich?

Babette. Komm ihr nur einmal mit dem Rockärmel zu nahe, da hast du die ganze Farbe darauf.

Minette. Es ziemt sich nicht für mich auf dergleichen zu antworten, ich werde mich bei der Frau Geheimerätin beschweren.

Babette. Die ist eben ausgefahren und das habe ich benutzt um Sie einmal allein zu fassen. Denn das weiß ich wohl, die Frau Geheimerätin schämt sich nicht mit ihrer Kammerjungfer unter einer Decke zu spielen, um mir meinen Jungen abspenstig zu machen!

Minette. Es ist unter meiner Würde mich mit Ihnen weiter einzulassen. Kommen Sie, Herr Henning, ich werde Ihnen Aufklärung geben.

Babette. Nicht von der Stelle, Henning, erst sprichst du dich aus! Willst du mich oder die?

Minette. Lassen Sie sich nicht verleiten so plötzlich einen Entschluß über ihr ganzes Lebensglück zu fassen!

Babette. Nichts ist plötzlich, ich will wissen woran ich bin.

Minette. Ueberlegen Sie was Sie thun, Sie könnten Ihr lebenlang bereuen —

Babette. Ja wohl, die Reue kann kommen, wenn er auf die falsche Seite greift.

Minette. Entfernen Sie sich, Henning, sprechen Sie erst mit der Frau Geheimerätin.

Babette. Nicht von der Stelle! Eben die Frau Geheimerätin hat den ganzen Spuk angerichtet und ihm mit ihren Reden den Kopf verdreht, denn sonst, Fräulein Kammerjungfer, wenn ich mich neben Sie stellen und ihn wählen lassen soll, darauf lasse ichs getrost ankommen.

Henning. Sind Sie wirklich geschminkt?

Minette. Aber lieber Henning —

Babette. Lieber Henning? Nun wird es mir zu bunt! Bis gestern war er mein lieber Henning, und niemand andres soll ihn so nennen! Und jetzt will ich wissen ob er es bleiben will oder nicht!

Henning. Babette, ist sie wirklich geschminkt?

Babette. So wahr du mein erster und einziger Schatz bist!

Henning. Da grault mir, Babette. (Entfernt sich von Minetten.)

Minette. Ich sehe schon wo das hinaus läuft. Man will mich beleidigen, man übt Grobheiten gegen mich, aber ich werde mich zu rächen wissen! Die Frau Geheimerätin hat doch noch ein Wort in diesem Hause zu sagen, und was sie will geschieht. Nicht ruhen will ich bis Sie aus dem Dienste sind, und wenn Henning nicht die rechte Partie ergreift, kann es ihm ebenso gehen. Das merkt euch. (Ab.)

Babette. Hast du sie nun gesehen wie sie wirklich ist? Wie ihr die Augen grün und gelb anliefen vor Galle? Und der wolltest du dich an den Hals werfen?

Henning. Es war ja nicht mein Ernst, Babette, ich habe ja nur —

Babette. Na rede nicht viel, ich rechne deiner Dummheit etwas zugute. Zum Glück habe ich den Verstand für dich mit, sonst möchte es schlecht in unserem Ehestande aussehen. Aber ich werde dir schon gehörig auf den Dienst passen! Jetzt komm. (Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Alwine (kommt von rechts und bringt einen Ofenschirm. Derselbe ist in mehrere Felder eingeteilt, auf deren jedem eine kleine Landschaft abgebildet ist. Um die Malerei ist immer eine Stickerei, Blumengewinde oder Kränze darstellend).

Da! Ich hatte mich so auf den heutigen Tag gefreut — und nun? Ich getraue mich gar nicht es ihr zu geben, sie ist doch wieder hart mit mir! Wenn ich nur wüßte warum. Ob ich im Hause etwas versehen habe? Aber darüber brauchte er doch nicht so hart zu sein! Was kann ich ihm denn nur gethan haben? Ich habe ihn geneckt, aber darüber ist er nie so böse geworden. Ach Gott da ist er!

Siebenter Auftritt.

Alwine. Maiberg.

Maiberg (ruhig). Fräulein Alwine, ich habe gestern rauh und heftig zu Ihnen gesprochen. Ich hatte dazu kein Recht, es thut mir leid, verzeihen Sie mir.

Alwine (still). Was soll Ihnen meine Verzeihung? Das ist eine bloße Höflichkeit!

Maiberg. Wie?

Alwine. Denn leid ist es Ihnen doch nicht daß Sie mir so weh gethan!

Maiberg. Wie können Sie das glauben?

Alwine (immer still, halblaut). Ich hörs an Ihrem Tone. Sie nennen mich Fräulein, was Sie sonst nie gethan, und sprechen so kalt und höflich. Wenn ich jemanden gekränkt habe, bitte ichs ihm von Herzen ab. Das thun Sie nicht!

Maiberg (beiseite). Kann denn dieser kindliche Ton Verstellung sein? (Laut.) Habe ich Ihnen so sehr weh gethan?

Alwine. O ja! Sie waren alle hart gegen mich — aber daß auch Sie das konnten — (wendet sich ab).

Maiberg (beiseite). Es ist nicht möglich. Das muß Wahrheit sein! (Laut, herzlich.) Und wenn ich Sie nun recht herzlich um Vergebung bitte, wollen Sie mir dann verzeihen?

Alwine (lächelnd). Der Ton ist schon besser. Ach ich war auch nicht so sehr böse — mehr traurig.

Maiberg. Also Sie verzeihen und das ist abgemacht?

Alwine. Ja! (Mit Kopfschütteln.) Aber es wird doch nicht wieder so wie es war.

Maiberg. Nicht?

Alwine. Ich hätte Ihnen gar nicht zugetraut daß Sie so heftig sein könnten. Nun werde ich immer Furcht haben.

Maiberg. Ich werde nie wieder heftig — gegen Sie — sein. Was haben Sie denn da?

Alwine. Ach das ist auch recht traurig. Ein Wandschirm oder Ofenschirm für Theklas Geburtstag. Sehen Sie! Der Vormund hat die Bilderchen gemalt, alle die Orte, wo er Thekla kennen gelernt, oder die ihnen auf der Hochzeitsreise so gefallen haben — ich habe die Stickerei daherum gemacht, immer anderes Laubwerk; der Vormund hat mir die Muster gezeichnet und die Farben ausgewählt. Heute ist nun der Geburtstag, aber Thekla ist erzürnt und hat sich eingeschlossen, ich weiß nicht warum. Ich getraue mich nicht zu ihr, der Vormund hat auch allein gefrühstückt, im ganzen Hause sieht man niemanden — ich weiß nicht was ich machen soll.

Maiberg (hat heftig geatmet). Also das waren die Heimlichkeiten mit dem Vormund?

Alwine (mit kindischer Freude). Ja, recht heimlich haben wir es getrieben, der Vormund ist sogar heimlich mit mir im Laden gewesen und hat Seide ausgesucht — und niemand hat etwas gemerkt.

Maiberg (für sich). Licht! Luft, Licht! Und jetzt Entscheidung auf der Stelle! (Sehr herzlich.) Alwine, ich bat Sie um Verzeihung, weil ich nicht ohne diese von Ihnen scheiden wollte.

Alwine (erschrocken). Scheiden!

Maiberg. Ich reise und komme vielleicht nie wieder!

Alwine. Nie wieder! Du mein Gott das ist recht grausam von Ihnen. (Hastig erschrocken.) Amende gehen Sie mit dem Fräulein?

Maiberg. Mit welchem Fräulein?

Alwine. Vom Bahnhofe.

Maiberg. Was wissen Sie davon?

Alwine (beschämt). Nichts — verzeihen Sie — die Frau Geheimerätin hat mir erzählt!

Maiberg. Und deshalb waren Sie gestern morgen so seltsam! Licht! Licht! — — Alwine, vielleicht reise ich auch nicht.

Alwine (freudig). Nicht?

Maiberg. Unter einer Bedingung — und die liegt in Ihrer Hand.

Alwine. So reden Sie, sagen Sie! Soll ich fleißiger studieren? Gern, gern!

Maiberg (sehr zart). Nichts von dem, Sie müssen meine Frau werden!

Alwine (heftig erschreckend). Ach du mein Gott!

Maiberg. Sie erschrecken?

Alwine (heftig atmend). Wer sollte da auch nicht erschrecken.

Maiberg. Jetzt liegt es in Ihrer Hand! Entscheiden Sie, aber keine Zögerung! Die Untreue der Menschen hatte mich bitter und mißtrauisch gemacht — da sah ich Sie, da sah ich Ihr reines Auge, die kindliche Unschuld Ihrer Seele — und ich fing wieder an zu glauben an die Güte des

menschlichen Herzens. Ich liebte Sie, Alwine, ich liebte Sie wahr und warm, wie ein Mann ein Mädchen nur lieben kann. Ich sagte es Ihnen nie, weil ich mich an Ihrer kindlichen Unbefangenheit erfreute, aber länger mag ich es nicht bergen. Jetzt geben Sie Antwort. Wollen Sie die meinige sein?

Alwine (sieht ihn an).

Maiberg. Sie schweigen?

Alwine (schlägt die Augen nieder).

Maiberg (sehr zart und herzlich). Lieben Sie mich? — Lieben Sie mich? — Antworten Sie doch.

Alwine (leise). Das weiß ich ja nicht.

Maiberg. Sehen Sie es gern wenn ich komme?

Alwine (nickt langsam mit dem Kopfe).

Maiberg. Denken Sie an mich, wenn ich nicht da bin?

Alwine (nickt langsam).

Maiberg. Halten Sie mich für gut?

Alwine (nickt rasch).

Maiberg. Thun Sie mir gern etwas zu Gefallen?

Alwine (nickt zweimal, lebhaft).

Maiberg. Dann lieben Sie mich auch.

Alwine (sehr verlegen). Ach das schickt sich wohl nicht.

Maiberg. Dann müssen Sie auch meine Frau werden.

Alwine (sieht ihn flehend an). Ach lieber Herr Maiberg.

Maiberg. Wie?

Alwine. Nein, nein, mir wird todesangst zumute.

Maiberg (nimmt ihre Hand). Die Angst hat nichts zu bedeuten, liebes Kind, darauf kannst du es wagen. Du liebst mich und darum mußt du meine Frau werden.

Alwine. Ach Gott ich habe noch nie daran gedacht. Es ist so schwer eine Frau zu sein.

Maiberg. Schwer?

Alwine. Ich habe ein Buch geschenkt bekommen „von den Pflichten einer Frau“ — es ist ein dickes Buch —

(beschämt) ich habe es noch nicht gelesen — was mag da alles drin stehen.

Maiberg. Deine ganze Pflicht soll sein mich treu und wahr zu lieben, das andere findet sich. Gieb mir Antwort, willst du meine Frau sein?

Alwine. Bitte, bitte, fragen Sie nicht so dringend.

Maiberg. Jetzt keine Zögerung mehr!

Alwine (immer ängstlicher). Ich muß doch den Vormund fragen —

Maiberg. Der sagt Ja — rede, ich muß Antwort haben.

Alwine. Ach sogleich kann ich doch nicht —

Maiberg. Wann denn?

Alwine (mit plötzlichem Entschlusse). Ich will in dem Buche nachlesen was eine Frau alles thun soll — und —

Maiberg. Und?

Alwine (ganz leise). Wenn es nicht zu schwer ist —

Maiberg. Gut, ich gehe in den Garten! Eine halbe Stunde lasse ich dir Zeit, dann suche ich dich wo du auch sein magst, und hole mir Antwort! (Ab.)

Alwine. Eine Frau! Ich eine Frau! Wie ist mir denn? Seine Frau? Das klingt schon besser, klingt ganz anders. Ach mir ist heiß geworden! Ich muß ganz rot aussehen. Niemand darf mich so erblicken. Horch ist das nicht Pate Lebrecht? Geschwind! (Trägt eilig den Ofenschirm in den Hintergrund des Zimmers, neben die Thüre, und deckt ein weißes Tuch darüber.)

Achter Auftritt.

Alwine. Müller.

Müller (zur Thüre hinaussprechend). Sage nur der Frau Lonau, Henning, sie möchte gleich hieherkommen, ich müsse sie sprechen. (Tritt ein.)

Alwine (läuft nach rechts).

Müller. Alwine, Alwine!

Alwine (verbirgt ihr Gesicht). Ich habe keine Zeit, ich habe wahrhaftig keine Zeit, Pate Lebrecht. (Ab.)

Müller. Was hat das Mädchen? Gleichviel — es ist gelungen. Die Frau Geheimerätin sitzt in der Vorlesung und Professor Hanf liest seine guten zwei Stunden. Dann wird er sie auch noch herumführen. Das müssen wir benutzen. Mein Gott was hat die Frau für ein Mundwerk! Arme Thekla, wenn die dir immer zugesprochen hat, begreife ich daß du irre wurdest! Aber halt, sie darf nicht merken daß ich sie bedaure, sie könnte glauben ich wolle ihr zureden, wäre von ihrem Manne geschickt — das könnte sie halsstarrig machen, alles verderben — nein, nein, klug, alter Lebrecht, klug! Bis jetzt geht alles gut, nun mache keine dummen Streiche!

Neunter Auftritt.

Müller. Thekla.

Thekla (matt, ruhig). Sie wollen mich sprechen?

Müller. Verzeihen Sie, nicht ich, der Advokat. Ich dachte es würde Ihnen lieber sein Sie empfangen ihn hier, als auf Ihrem Zimmer.

Thekla (ist zusammengefahren, faßt sich). Ich danke Ihnen. Wo ist der Herr?

Müller. Er ist bei Albrecht. Ich werde ihn rufen. Wenn es Ihnen nämlich recht ist. Sie sehen angegriffen aus. Vielleicht ein anderes mal?

Thekla. Nein, nein; geschehe rasch was geschehen muß!

Müller. Was geschehen muß. Recht! Hm hm, wie man sich in den Menschen doch irren kann!

Thekla. Wie so?

Müller. Nun mit Ihrem Manne. Ich habe ihn aufwachsen sehen und hielt ihn immer für einen rechtschaffenen Menschen, nun bringt es Ihre Mutter an den Tag, daß er ein schändlicher Mädchenverführer ist. Wer euch so sah, mußte glauben er habe Sie treu und wahrhaftig geliebt — nun bringt es Ihre Mutter an den Tag daß alles Heuchelei war! Und die Alwine. Ich hätte darauf geschworen daß sie ein unschuldiges Kind — nun bringt es Ihre Mutter an den Tag daß sie ein ganz verworfenes Geschöpf ist. Da bleibt uns nur der Trost daß wir selbst ganz rein und vorwurfsfrei sind. Ich hole den Advokaten. Wenn ich Ihnen raten soll, fordern Sie nicht wenig. Albrecht muß tüchtig zahlen. Das ist auch die Meinung Ihrer Mutter. Ich hole den Advokaten. (Links ab.)

Thekla. Was sagt der Mann? Fordern soll ich? Abscheulich! Mir mein Elend bezahlen lassen! Und meine Mutter hätte das gesagt! Meine Mutter hätte alles an den Tag gebracht! Ja, ja, ehe sie hier war dachte kein Mensch daran. Albrecht verworfen — Alwine — wer es begriffe, wer es begriffe! Meine Mutter!

Zehnter Auftritt.

Lonau. Thekla. Müller.

Lonau. Verzeihen Sie, lieber Doktor — ah — wo ist denn?

Thekla (starrt ihn an, tonlos). Hier ist niemand als ich.

Lonau (sieht sie fest an, mild). So vergieb, ich glaubte den Advokaten hier zu finden — (immer langsamer). ich würde dir sonst die Begegnung erspart haben. (Wendet sich langsam.)

Thekla (starrte ihn an, ihre Brust arbeitete heftig, sowie er den Blick wendet schreit sie auf). Albrecht!

Lonau (dreht sich um).

Thekla. Warum siehst du so blaß aus? (Fliegt auf ihn zu, umarmt ihn.) Dein Auge ist matt und übernächtig!

Müller (erschien bloß in der Thüre, bei diesen Worten zieht er sich zurück).

Thekla (immer leidenschaftlicher). Albrecht, sie wollen mich von dir trennen! Aber ich lasse dich nicht! Hier ist mein Platz! Hier soll mich niemand wegreißen!

Lonau (weich). Thekla!

Thekla (aufatmend). Ach sage das noch einmal. Seit vielen Stunden habe ich es nicht gehört — und immer und immer meinte ich, du müßtest rufen: Thekla. Aber du riefst nicht — und meine Thränen rollten ungesehen nieder!

Lonau. Thekla, wer will dich denn von mir reißen, wenn du nicht selber gehen magst? Und wenn man dich von mir trennen wollte, bin ich nicht stark genug dich zu halten?

Thekla. Ja halte mich, fest halte mich, laß mich nie wieder aus deinen Armen! Hu da stand ein Gespenst und fletschte die Zähne, es rief Albrecht und Alwine — jage das Gespenst fort!

Lonau. Komm zu dir, Thekla, das Gespenst ist nur in deinem Kopfe!

Thekla. Nein hier, hier hat es genagt. Sie hatten es mir gezeigt und ich bebte vor dir zurück. Und wie ich einsam war in der Nacht, und Stunde auf Stunde verging, wo ich dich nicht sah, da war mir als sänke ich in einen Abgrund tiefer und immer tiefer, ich wollte mich halten und konnte nicht — habe ich geträumt oder gewacht, ich weiß es nicht, aber der Schlaf floh meine Augen. Nun ich dich sehe ist alles gut. Nicht wahr, das Gespenst ist fort? Das bist du ja, mein teurer Albrecht, mit deinen lieben treuen Augen! Du könntest falsch sein gegen deine Thekla! Es ist nicht wahr! Wer ist so dreist die Lüge zu behaupten!

Lonau. Thekla, kein Wort des Vorwurfs jetzt. Du hast mich entwaffnet! Sieh mich an. Konntest du an mir zweifeln?

Thekla. Ach Albrecht, weil ich zweifelte, habe ich erst gefühlt wie sehr ich dich liebe! Kannst du mir vergeben?

Lonau. Um diesen Preis, daß du deine wie meine Liebe in ihrer vollen Bedeutung erkannt hast, mag diese Prüfung zum Guten ausschlagen.

Thekla. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen! Albrecht, mein teurer Albrecht, wie habe ich an dir gefrevelt! Schilt mich, strafe mich, aber dann vergieb mir.

Lonau. Mein Weib, mein liebes Weib.

Thekla. Weiter, weiter so, das ist Balsam für das arme Herz.

Lonau. Du bist mir fast noch werter geworden. Nur die schrecklichste aller Leidenschaften konnte dich verleiten mir weh zu thun. Hätte ich das gestern gewußt, vielleicht wäre ich auch milder gewesen.

Thekla. O sprich nicht von gestern, wenn ich nicht vor Scham versinken soll. Ach Albrecht, mir ist leicht, leicht, so leicht. — Ist es denn wahr? Ist die dunkle Wolke vorübergezogen? Dein Auge strahlt mir wieder, meine Sonne? Ach Albrecht, schilt mich doch — etwas nur, deine Güte drückt mich zuboden.

Elfter Auftritt.

Lonau, Thekla. Müller.

Müller (in seiner ersten Kleidung, sah schon kurz vorher durch die Thüre links, kommt jetzt heraus). Es ist gelungen! Gott segne euch, meine Kinder.

Lonau (reicht ihm die Hand). Pate Lebrecht.

Müller. Habe ich den rechten Advokaten geholt?

Thekla. Dank, tausend Dank!

Müller. Ich wußte es ja, wenn niemand mehr zwischen euch stand, fandet ihr euch auch rasch wieder zusammen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Alwine (von rechts).

Alwine (hastig). Herr Vormund — (stutzt da sie Thekla sieht).

Thekla (streckt ihr die Hand entgegen). Alwine!

Alwine. Wie?

Thekla (sehr herzlich). Alwine!

Alwine. Du bist wieder freundlich?

Thekla. Mein liebes Mädchen, meine teuerste Freundin, kannst du mir vergeben?

Alwine (sehr munter). Nichts ist zu vergeben! Ach wenn du freundlich bist, ist ja alles gut.

Thekla. Ach ihr seid alle so lieb — und ich konnte —

Alwine. Aber wie ist mir denn — ach mir ist so wirr im Kopfe — heute ist ja dein Geburtstag! (Reißt das Tuch von dem Ofenschirm.) Da, da, da, das ist für dich.

Thekla. Wie? Das ist ja die Bank — und dort die Aussicht — und hier — Albrecht, das hast du gemalt — und diese Stickerei —

Alwine. Ist von mir!

Thekla. Und ihr beide zusammen — also das waren eure Heimlichkeiten! Mein Albrecht, ich vergehe vor Scham! Alwine!

Alwine. Sieh dirs nur recht an — mein Gott, die halbe Stunde ist herum und er wird gleich kommen! Sieh dirs nur an, — ich muß etwas mit dem Vormund reden.

Thekla. Wie?

Alwine. Doch auch mit dir, jetzt kannst du es wissen, da du so freundlich bist. Denkt euch nur — Herr Maiberg —

Alle. Nun!

Alwine (verschämt). Ach Gott wie soll ich es sagen?

Lonau (lächelnd). Maiberg hat —

Alwine (hastig). Ja!

Thekla. Was denn?

Alwine. Ach Gott!

Lonau. Zu dir gesagt —

Alwine. Ja!

Thekla. Was denn?

Lonau. Du möchtest —

Alwine. Ja!

Lonau. Seine Frau werden!

Alwine (nickt).

Thekla. Und du willst?

Alwine. Darf ich denn?

Thekla (schließt sie in die Arme). Ach Alwine, meine beste Freundin, Gott mache dich so glücklich wie mich!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Maiberg.

Maiberg (hastig). Die halbe Stunde ist herum!

Alwine (birgt sich an Theklas Brust). Da ist er schon!

Maiberg. Ich will meine Antwort, Alwine!

Alwine (leise zu Thekla). Sage du es ihm!

Thekla. Nehmen Sie sie hin!

Lonau. Mit unserm besten Segen!

Maiberg (zieht Alwinen aus Theklas Armen in die seinigen). Mein Mädchen, meine süße Braut — mein holdes Weibchen.

Alwine. Aber Geduld müssen Sie haben, ich muß es erst lernen!

Maiberg. Albrecht, jetzt reise ich nicht.

Lonau. Denks auch, aber so wohlfeil kommst du mir nicht weg.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Babette (zieht Henning herein).

Babette. Ach Herr Müller, helfen Sie mir!

Lonau. Was habt ihr denn?

Babette. Der Henning ist zu dumm!

Henning. Aber Babette!

Babette. Er läßt sich von jeder Andern schön thun und vernachlässigt mich.

Lonau. Wie kann ich da helfen?

Babette. Machen Sie daß wir rasch heiraten! Ist er einmal mein Mann, will ich ihn schon festhalten.

Lonau. Ich werde dafür sorgen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Geheimerätin (rauscht herein), Minette.

Geheimerätin (aufgeregt). Ach dieser Affront, nein, es ist zu arg, das kann mir nur in der Provinz begegnen! Warum haben Sie mich verlassen, Herr Müller?

Müller. Die Vorlesung sollte ja zwei Stunden dauern — ich wollte Sie nachher abholen.

Geheimerätin. Ach sie war herzlich langweilig. Ich bekam einen Schwindel und da eben der Professor eine Pause machte, sagte ich zum Grafen Marrling, der in meiner Nähe stand: mir ist unwohl, lieber Graf, geben Sie mir Ihren

Arm. Was geschieht mir da? Der Graf sagte ganz laut: bedaure, Madame, habe keine Zeit — winkt einem Diener und läßt mich von dem hinausführen!

Müller. Das war freilich nicht sehr artig!

Geheimerätin. Empörend, himmelschreiend ist es. Das ist seine Rache für den Affront, der ihm hier im Hause widerfahren. Aber, was sehe ich? Sie haben —

Müller. Meinen alten Rock wieder angezogen! Ja, der andere ist nicht mehr nötig!

Stellung: Thekla, Lonau, Müller, Geheimerätin, Maiberg, Alwine. — Henning und Babette im Hintergrunde an der Thüre. Minette auf der andern Seite der Thüre. Babette und Minette wechseln höhnische Blicke.

Geheimerätin. Und hier bemerke ich —

Müller. Alles anders als wie Sie es verlassen haben. Mann und Frau sind versöhnt, es wird nicht geschieden!

Geheimerätin. Nun Gott sei Dank daß es so gekommen ist, obschon ich nicht begreife wie ohne mich —

Müller. Eben ohne Sie nur war es möglich.

Geheimerätin. Wie?

Thekla. Mutter, Sie gaben mir bösen Rat; ich habe mich schwer vergangen an dem besten aller Männer.

Geheimerätin. Wie? ich hätte —?

Lonau. Keine Auseinandersetzungen! Der Frieden dieses Hauses soll nicht mehr getrübt werden.

Geheimerätin. Dazu gebe der Himmel seinen Segen. Und Sie, Fräulein, was muß ich sehen?

Maiberg. Eine glückliche Liebende! Das ist die einzige Rolle, die sie im Leben spielen soll, aber niemand soll sie ihr einstudieren, als ich!

Geheimerätin. Das löst sich ja sehr wunderbar. Nun ich wünsche Glück!

Alwine. Danke bestens.

Babette. Mir können Sie auch Glück wünschen, Frau Geheimerätin!

Geheimerätin. Wie?

Babette. Henning geht nicht mit nach der Residenz, Ihre Minette kann sich einen Andern suchen.

Minette. Frau Geheimerätin —

Geheimerätin. Wie, Henning, Sie wollten —?

Henning. Die Minette ist ja geschminkt! Pfui, pfui!

Geheimerätin. Ich bekomme so seltsame Antworten, sie schauen mich alle so sonderbar an, in meiner kurzen Abwesenheit hat sich hier alles umgestaltet — mir scheint ich bin hier ganz überflüssig!

Müller. Ich habe Sie immer für eine kluge Frau gehalten, Frau Geheimerätin, mit dieser Einsicht bestätigen Sie meine Meinung.

Thekla (mit Vorwurf). Pate Lebrecht!

Geheimerätin. So werde ich abreisen. Gott sei Dank, in der Residenz kann mir so etwas nicht begegnen!

Thekla. Mutter, es thut mir leid daß ich nicht zu Ihnen halten kann. Aber Sie haben viel Verdruß angerichtet — und ich gehöre zu meinem Manne!

Geheimerätin. Wie ich sage, die Luft in der Provinz hat meine ganze Erziehung an dir vernichtet. Minette, wir wollen packen! Ich habe genug von der Provinz gesehen! Hier schwebt ja alles in Liebe und Wonne, nun ich wünsche daß es standhalten möge! (Ab mit Minette.)

Müller. Das Unheil ist hinaus! Kinder, das war ein saurer Tag für mich — aber es ist gelungen! Liebt euch, vertragt euch, — ich will mir meine Pfeife wiederholen.

Der Vorhang fällt.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Heinrich Laubes

Dramatische Werke.

Volksausgabe.

Inhaltsübersicht.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Preis 1 Mk.

Roderich Benedix

Volkstheater.

14. Band.

Gegenüber.

Lustspiel in 3 Aufzügen.



Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1882.

F. BAUMGARTEN. sc.

Roderich Benedix:

Volkstheater.

Ausgewählte grössere Lustspiele.

Vierzehnter Band:

Gegenüber.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1882

Gegenüber.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Von

Roderich Benedix.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1882

Gegenüber.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen.

Amalie von Wahren, Witwe.
Edwina, ihre Nichte.
Leopold von Hausner.
Hartlieb, Konzertmeister.
Wolfgang, Hartliebs Pflegesohn.

Erster Aufzug.

Zimmer bei Hartlieb, sehr einfacher Hausrat. Links*) ein Tisch mit Schreibgerät. Rechts ein Fenster mit Blumen.

Erster Auftritt.

Hartlieb, Wolfgang. (Statt der Ouverture wird ein Satz aus einem guten Violinkonzert gespielt. Kann die obligate Violine hinter dem Vorhange gespielt werden, so wird sich das gut machen. Der Vorhang geht unmittelbar nach Beendigung des Konzertsatzes auf. Hartlieb, in kurzem Schlafrock, ohne Halstuch steht, mit der Geige in der Hand, in der Mitte des Zimmers, als habe er die obligate Violine gespielt. Wolfgang sitzt am Tische und schreibt eifrig Noten.)

Hartlieb (zu seiner Geige). Alter Bursche, singst alle Tage schöner! Zweihundert Jahre alt und noch solchen Ton. Wir Menschen halten nicht so lange! Zwölfhundert Gulden wollte mir der Graf Orion für dich geben — aber es war mir als sollte ich meinen Sohn oder meine Frau verkaufen. Nein, hungern will ich allenfalls, aber mich von dir trennen — pah — das reiche Volk denkt mit seinem Gelde alles zu machen, — als wenn deine Töne zu bezahlen wären. (Steckt die Geige sorgfältig in ihr Futteral.)

*) Rechts und links sind immer vom Zuschauer aus angenommen.

Wolfgang (schreibend). Du lobst immer deine Amati; in deinem Strich sitzen die guten Töne!

Hartlieb. In der Geige sitzen sie, Junge, lästere nicht. Da sind sie verborgen wie — nun wie denn — wie die Knospen im Baume. Und wie die der Frühling hervorlockt, so locke ich die Töne heraus.

Wolfgang (sieht ihn an). Du wirst ja förmlich dichterisch, wenn du von deiner Amati sprichst.

Hartlieb. Was wäre auch mein Leben gewesen, hätte ich sie nicht gehabt. Bist du bald fertig?

Wolfgang. Noch die letzten Takte.

Hartlieb (brummend). Armer Junge, dauerst mich!

Wolfgang. Warum?

Hartlieb (nimmt einen von den Bogen und sieht ihn durch). Mußt da ein Opernfinale für Blasinstrumente arrangieren, damit die Leute bei ihrem Kaffee ein Gartenkonzert hören können.

Wolfgang. Es bringt Geld, Vater!

Hartlieb. Wer nur das Geld muß erfunden haben?! Ich glaube der Teufel, denn von dem verdammten Gelde stammt alles Unheil in der Welt. Halt — ist das nicht falsch?

Wolfgang. Wo?

Hartlieb. Hier! Das g muß aufgelöst sein.

Wolfgang. Nicht doch, sieh hier in die Partitur, es muß gis bleiben.

Hartlieb (wirft den Bogen auf den Tisch und beginnt sich während des Folgenden anzuziehen. Er bindet das Halstuch vor einem kleinen Spiegel, zieht den Rock an, füllt seine Dose aus einer kleinen Tüte u. s. w. u. s. w.). Glaubs schon. Was wundere ich mich auch. Es ist ja Zukunftsmusik. Wird abscheulich klingen, das gis, aber das kümmert die Herren nicht. Heiliger Mozart, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun. — Mache daß du fertig wirst, ich will deine Arbeit abliefern. Sie soll mir aus dem Hause, sonst kommt es mir vor als starrten mich aus allen Ecken unaufgelöste Kreuze und Bee an. (Packt Wolfgang beim Kragen.) Junge!

Wolfgang (schüttelt ihn sanft ab). Was solls, Vater?

Hartlieb. Junge, ich glaube nicht daß du das Zeug hast etwas Gutes zu komponieren, sonst hättest du schon etwas gemacht — aber wenn du jemals etwas schreibst wie diese neuen Herren — im Grabe noch drehe ich mich um.

Wolfgang. Sei ohne Sorge, Vater!

Hartlieb (sehr weich). Sieh, Junge, ich habe dich Wolfgang genannt nach dem unsterblichen Mozart. Gern hätte ich dich auch Sebastian, Joseph, Ludwig geheißen nach dem alten Bach und Haydn und dem herrlichen Beethoven, aber vier Namen sind für den Menschen zu viel, er hat an einem genug.

Wolfgang (ist fertig, macht die geschriebenen Noten in ein Paket, steht dann auf, holt Hartliebs Hut und bürstet ihn sorgfältig). Und auf den Wolfgang lebe und sterbe ich, du weißts, Vater.

Hartlieb. So mags sein. (Küßt ihn.) Bist ein braver Junge, ich weiß es. Siehst du ich habs in der Welt nicht weit gebracht.

Wolfgang. Oho!

Hartlieb. Bin ein armer Musikant.

Wolfgang. Erster Geiger im Orchester, Konzertmeister.

Hartlieb. Darauf geben die Leute nicht viel.

Wolfgang. Weil sie nicht wissen was eine erste Geige wert ist.

Hartlieb. Der Verdienst ist schwer, man muß Unterricht geben um leben zu können — aber es gab doch auch schöne Stunden! Wenn wir im Theater eine Mozartsche Oper hatten oder im Konzert eine Symphonie von Beethoven oder ein Oratorium von Händel oder Haydn — es war mir immer als hätte meine alte Amati heimlich geflüstert: o wie herrlich, und als hätte sie ihre süßesten Töne für so etwas aufgespart. Aber jetzt — bei der neuen Musik! Es ist keine Freude mehr im Orchester zu sitzen. Wollte ich könnte heraus!

Wolfgang. Vater!

Hartlieb. Bin bald dreißig Jahre darin.

Wolfgang. Eben deshalb.

Hartlieb. Ist keine Einigkeit mehr unter uns. Die Hälfte von meinen Kollegen hängen der neuen Richtung an — wo soll das hinaus?

Wolfgang. Es kommt doch hier und da noch eine Mozartsche Oper — und im Konzert bleiben doch die Alten; an eine Symphonie wagen sich die Neuen nicht.

Hartlieb. Weil sie eben keine Musik haben. — Donnerwetter!

Wolfgang. Was giebts?

Hartlieb. Es ist zehn Uhr. Um elf Uhr geht Herr Strehlen aus: da muß ich machen wenn ich ihn noch treffen will.

Wolfgang. Hier ist das Paket, ich bin fertig!

Hartlieb. Ich will auch noch —

Wolfgang. Was denn?

Hartlieb. Hm ich kann dirs wohl sagen. Ich habe mich beschwatzen lassen. Wir hatten da etwas erspart, habe ein Anlehenslos gekauft, die werden heute gezogen; will doch einmal nachfragen.

Wolfgang (lachend). Das ist nichts, Vater, ein armer Musikus hat kein Glück.

Hartlieb. Da hast du Recht. Indessen wer weiß — das Glück hat Launen, es kann auch einmal einen Musikanten treffen. Verstehst mich — an einen Hauptgewinn denke ich nicht, aber so ein paar tausend Gulden wären nicht übel; dann brauchten wir keine Zukunftsmusik mehr zu arrangieren. — Aber du hast Recht, es wird nichts sein, ich brauche gar nicht nachzufragen. Guten Morgen!

Wolfgang (begleitet ihn). Gieb ordentlich acht, Vater, und gehe den Wagen hübsch aus dem Wege.

Hartlieb (zornig). Bin ich ein Kind, daß du mir so gute Lehren giebst?

Wolfgang. Du bist immer so zerstreut und schaust nicht um dich. Neulich hat dich doch ein Fiaker gestreift; ich habe

drei Stunden an deinem Rocke geputzt, ehe ich die Teerflecken heraus hatte.

Hartlieb. Die verfluchten Fiaker prallen immer im Trabe um die Ecken und unsere ganze unzählige Polizei giebt nicht acht.

Wolfgang. Eben deshalb sollst du acht geben.

Hartlieb (setzt den Hut auf, zornig). Donnerwetter, Junge, wie kannst du dich unterstehen mich wie ein Kind zu behandeln. Flaumbart! Mir gute Lehren geben zu wollen! (Ab.)

Wolfgang (allein). Es ist doch nötig, denn er paßt nie auf.

Hartlieb (steckt den Kopf durch die Thüre, freundlich). Wolfgang, ich hätte bald vergessen dir guten Morgen zu sagen. Behüte dich Gott, mein Junge! (Ab.)

Wolfgang. Guten Morgen, Vater! (Springt ans Fenster.) Die Balconthüre ist noch verschlossen! (Streckt sich.) Drei Stunden geschrieben, habe mich ganz krumm gesessen! (Stellt zwei Stühle mit dem Rücken gegen einander und wiegt sich auf den Lehnen, wie die Turner auf den Barren. Er spricht in Absätzen während er sich schwingt.) Ich habs Zeug nicht zum Komponieren, meint der Alte! Hahaha! Ich denke doch! Wenn er wüßte! Aber ehe ich nicht etwas Ordentliches heraus habe, das alle Welt dafür erkennt, soll er gar nicht erfahren wie viel ich heimlich schon komponiert! Auch Edwina soll nichts davon wissen! (Läuft ans Fenster.) Noch immer ist die Balconthüre verschlossen. Will sie denn heute ihre Blumen gar nicht begießen? (Geht langsam zurück und schwingt sich wieder.) Wenn ich von meinen Sachen etwas gedruckt bekomme, so muß ich es ihr widmen! (Geht auf und ab.) Wenn dann mein Name auf dem Titel steht und dann daneben der ihrige —! Sie wird ihn lesen — und mich ansehen — zweifelnd, fragend! Ach diese Augen! Sie kann einen ansehen daß man ganz warm wird! So lieb, so gut, so gut, — mit Worten läßt sichs nicht sagen, aber in einer Arie bringe ich es heraus, wenn ich nur einen Text dazu hätte! — dann werde ich sie lächelnd wieder ansehen — ja wer das fertig brächte. Ich glaube einem Kaiser oder Könige würde ich

ruhig ins Auge blicken, aber Edwina? Das gelingt mir nicht. (Geht an die Stühle.) Heute werde ich sie nur vom Fenster aus sehen — aber morgen, morgen ist Unterricht! (Schwingt sich.) Sie hat viel zu wenig Stunden die Woche, nur vier; da sind immer drei Tage, wo ich sie nur aus der Ferne sehen kann! Ob sie denn gar nicht zum Vorschein kommt? (Am Fenster.) Da ist sie! Sie bindet einen Rosenstock zusammen! Wie frisch und lieblich sie aussieht!

Zweiter Auftritt.

Wolfgang. Leopold. (Letzterer tritt in seinen Reisekleidern auf und schlägt Wolfgang mit der Reitpeitsche auf die Schulter.)

Leopold. Guten Morgen!

Wolfgang. Alle Wetter! Ah Sie sind es, Herr Baron!

Leopold. Warum erschrecken Sie so?

Wolfgang. Wenn jemand so unvermutet im Zimmer ist; ich habe nicht klingeln hören.

Leopold. Die Saalthüre stand offen!

Wolfgang. So hat sie der Vater offen gelassen!

Leopold (hat während dieser Worte eine Hand auf Wolfgangs Schulter gelegt, und sieht ihn fest an).

Wolfgang (nach einer Pause). Warum schauen Sie mich so durchdringend an?

Leopold. Ich möchte in Ihrem Gesicht die Zukunft lesen. Das Feuer im Auge, der Trotz um den Mund, die hohe Stirn deuten —

Wolfgang (mit leuchtendem Auge). Auf was, Herr Baron?

Leopold. Auf einen genialen Künstler!

Wolfgang (entzückt). Ist das Ihr Ernst? (Nimmt ihn bei der Hand, kindlich, fast weinend.) Ist das Ihr Ernst?

Leopold. Und doch sind Sie in Ihrer Art und Weise noch ein halbes Kind!

Wolfgang (feurig). Etwas Kind möchte ich mein lebelang bleiben; das hindert nicht ein Mann zu sein!

Leopold. Närrischer Kauz, du magst Recht haben!

Wolfgang (sehr lebhaft). Sie bringen mir eine Nachricht, ich sehe es Ihnen an. Sehen Sie: hier fühle ich ich kann etwas leisten. Und doch bin ich wieder manchmal niedergeschlagen und meine: es werde nichts aus mir. So plagen mich die Zweifel. Ich möchte einmal wissen, was Andere sagen, ob mich Andere anerkennen werden! Es mag bald ein Jahr her sein, daß ich eines abends hier Violine spielte, Sie unbemerkt eintraten, mir zuhörten und mich lobten. Seit der Zeit sehen Sie mich öfter, Sie erlauben mir in Ihr Zimmer unten zu kommen, Sie hören mich Klavier spielen, Sie sehen meine Kompositionen durch, loben, ermutigen mich! Vorgestern nahmen Sie sechs Lieder von mir mit. Sie wollten dieselben Andern zeigen. Haben Sie es gethan?

Leopold (hat sich mit einem Beine auf den Tisch gesetzt, und giebt ihm ein kleines Päckchen). Da!

Wolfgang. Was ist das?

Leopold. Sehen Sie nach!

Wolfgang (öffnet). Goldstücke?

Leopold. Das Honorar für Ihre Lieder!

Wolfgang (starr). Wie?

Leopold. Ich nahm die Lieder mit in eine große Gesellschaft und legte sie da vor. Fräulein Braun sang sie, sie wurden lebhaft beklatscht, der Musikalienhändler Weiß war da, er hörte die Lieder, will sie drucken; da ist das Honorar, zwanzig Dukaten!

Wolfgang (starrt ihn groß an, dreht sich auf einem Beine um, jubelnd). Hallo! Hallo! Hallo! Ich werde gedruckt! Sagen Sie, Herr Baron, Ernst? Wirklich gedruckt? Und mein Name kommt dazu? Opus eins! Und Fräulein Braun hat die Lieder gesungen? Unsere treffliche Sängerin? Und die Leute haben geklatscht? Wirklich? Sagen Sie, bester Herr Baron, wirklich lebhaft geklatscht? Weil die Lieder gut waren oder weil Fräulein Braun sie gesungen hat?

Leopold. Die Lieder haben gefallen!

Wolfgang (dreht sich auf einem Beine). Die Lieder haben gefallen! Die Lieder haben gefallen! Hallo! Hallo!

Leopold. Da ist das Kind wieder!

Wolfgang. Kind?! Ich bin ja auffallend ruhig und gemessen! Eigentlich müßte ich auf dem Kopfe stehen vor Lust und Seligkeit; das würden Sie aber amende übelnehmen! (Dreht sich.) Aber ein bischen bewegen muß ich mich! Was wird sich der Vater freuen. Der ahnt nichts! Er hat mir tüchtigen Unterricht gegeben, meinte aber immer: ich hätte kein Talent. — Ich ließ ihn nichts merken. Sie sind der einzige Mensch, der etwas von meinem Komponieren weiß! Wir kennen uns als Hausgenossen. Sie wohnen im ersten Stock, wir im dritten! Der Vater hatte kein Arg wenn Sie hieher kamen oder wenn ich Sie besuchte! Und nun! Nun wird er Augen machen! Ah bah, Lieder! Ich will ganz andere Dinge machen! (Auf Kopf und Herz deutend.) Da stecken Symphonien, da stecken Opern! Wenn ich nur einen Text hätte! Sie werden sehen, Herr Baron, es wird etwas aus mir; jetzt fühle ichs wieder lebendig!

Leopold (herzlich). Ich habs lange gemerkt!

Wolfgang. Ich danke Ihnen! (Weich, küßt ihm die Hand.) Sie haben mich immer ermutigt!

Leopold (zieht die Hand weg). Pfui, nicht doch!

Wolfgang. Lassen Sie mich immer! Ich danke Ihnen so viel! Sie sind kein Musiker von Fach, aber Sie haben ein feines Gefühl, ein tiefes Verständnis. Ich habe aus Ihren Bemerkungen mehr gelernt, als von dem gelehrtesten Musiker.

Leopold. Laß gut sein, mein Junge! Du hast Recht. Das Gefühl für die Kunst ist das einzige, was mir zuweilen beweist daß ich nicht ganz ohne Wert bin!

Wolfgang. Gedruckt! Gefallen! Honorar! Und so viel! Herr Baron, wenn das so fortgeht, kann ich ja nebenbei ein reicher Mann werden! Gedruckt! Gedruckt! Aber —??

Leopold. Was?

Wolfgang. Ich darf doch die Lieder jemandem widmen? Es ist ja so Sitte! Auf dem Titel: gewidmet dem Fräulein — (Stockt.)

Leopold. Nun?

Wolfgang. Wie?

Leopold. Weiter!

Wolfgang. Was denn?

Leopold. Den Namen!

Wolfgang. Was für ein Name?

Leopold. Sie wollen die Lieder jemandem widmen, so sagen Sie den Namen!

Wolfgang. Müßte ich — den sagen?

Leopold. Narr, wenn er gedruckt werden soll —?

Wolfgang. Ja so — hm — das muß ich erst noch überlegen.

Leopold. Wenn Sie kein Kind wären, würde ich Verdacht schöpfen! Mensch, Sie sind doch nicht verliebt?

Wolfgang (verschämt). Aber Herr Baron —

Leopold. Hm wer kann für Unglück stehen! Es giebt Menschen, die darin Pech haben und sich alle Augenblicke verlieben.

Wolfgang. Wie wäre das möglich? Man kann nur einmal lieben!

Leopold. Sieh da, also doch nicht so sehr Kind, als ich dachte. Haben schon mit der Liebe Bekanntschaft gemacht! Gewidmet dem Fräulein — — ich konnte mirs denken. Wolfgang, hören Sie einen guten Rat. Lieben mögen Sie, niemand kann seinem Schicksale entgehen und wir sind alle schwache Menschen. Aber heiraten Sie nie!

Wolfgang (unwillig). Wer denkt daran!

Leopold. Wolfgang, nutzen Sie meine Erfahrung. Ich habe viele Weiber kennen gelernt, geistreiche und einfältige, sanfte und heftige, zarte und derbe, fügsame und launische, aber — hm ein Mann soll nichts Nachteiliges über die Frauen reden. Am wenigsten darf ich es, dem sie freundlich waren, vielleicht nur zu freundlich. Aber vor dem Heiraten

habe ich mich immer in acht genommen. Ich habe zu viele schreckliche Beispiele gesehen — und kein einziges gutes. Ich habe vor dem Heiraten eine heillose Furcht. Merken Sie sich meinen Rat — und nun genug. Morgen abend ist musikalische Gesellschaft bei der Gräfin Harzheim; ich nehme Sie mit dahin.

Wolfgang. Wie?

Leopold. Sie werden dort spielen.

Wolfgang. Klavier?

Leopold. Ja.

Wolfgang. Ich habe noch nie öffentlich gespielt, aber ich fürchte mich nicht.

Leopold. Recht so. Ich hätte Sie längst mitnehmen können, aber Sie sollen mit einem male bedeutend auftreten. Gestern als Komponist, morgen als Virtuos. Das giebt Ihnen gleich einen Namen und fördert. Abgemacht! (Will gehen und sieht durchs Fenster.) Da ist sie.

Wolfgang. Wer?

Leopold. Da auf dem Balcon!

Wolfgang. Edwina?

Leopold (rasch). Sie kennen ihren Namen?

Wolfgang. Sie ist ja meine Schülerin, ich gebe dort Unterricht. — Woher kennen Sie die junge Dame?

Leopold (lachend). Durch Zufall! Ich sitze gestern im Kaffeehause im Park. Ein Platzregen überrascht die Spaziergänger; alles flüchtet nach dem Kaffeehause. Zwei Damen nehmen unfern von mir Platz. Der Kellner bringt ihnen Eis, sie werden verlegen, suchen in den Taschen, sie haben ihr Geld verloren oder keines bei sich — natürlich bat ich sie für ihre kleinen Bedürfnisse auslegen zu dürfen. — Wir unterhielten uns eine zeitlang und tauschten dann unsere Karten aus. (Nimmt eine Karte aus der Westentasche.) Frau von Wahren.

Wolfgang. Das ist die Tante.

Leopold. Was ist das für eine Frau?

Wolfgang. O sie ist gut und freundlich!

Leopold. So? Und die Nichte?

Wolfgang. Edwina? — Meine Schülerin? — Wenn Sie die näher kännten, Herr Baron, würden Sie nicht ungünstig von den Frauen sprechen.

Leopold. So?

Wolfgang. Zwar haben Sie vielleicht doch Recht, denn wie Edwina giebt es keine zweite.

Leopold. So?

Wolfgang (immer feuriger). Sie ist gut, himmlisch gut, so sanft, und dabei so klug, so unterrichtet! Sie spricht alle Sprachen, hat ein bedeutendes musikalisches Talent, und dabei ist sie so bescheiden und freundlich gegen den Aermsten.

Leopold. So? Der Anstand fordert, daß ich einen Besuch da mache.

Wolfgang. Sie werden sie sehen, Sie werden finden daß ich Recht habe. (Klingel von außen.) Entschuldigen Sie, die Klingel im Vorsaal, ich muß nachsehen. (Ab.)

Leopold (lächelnd). Es ist wirklich rührend solch eine erste, unschuldige Liebe zu sehen. Der arme Junge möchte sein Geheimnis bewahren, und überall geht ihm das Herz mit der Zunge durch. Hm, hm — er ist verliebt! Das kann guten — es kann auch schlimmen Einfluß auf ihn haben. Ich nehme zu lebhaften Anteil an dem wackern, genialen Burschen, um ihn ganz sich selbst zu überlassen. — Hm einen Besuch muß ich doch machen; lernen wir diese Edwina kennen. (Lachend.) Der Mensch betrügt sich doch selbst am meisten. Da möchte ich mir vorreden: ich wolle nur aus Teilnahme für Wolfgang da hinüber gehen — und kann doch selbst die Augen des Mädchens nicht aus dem Kopfe bringen. Diese Augen, diese Augen! Ich weiß wahrhaftig nicht, ob sie blau oder schwarz sind, aber tief sind sie, tief, so tief, daß man sich hinein versenken möchte. Was schlummert in dieser Tiefe? Geist und Klugheit gepaart mit dem Vertrauen, der Arglosigkeit eines Kindes. Ist das zu vereinigen? Wäre das die holde Jungfräulichkeit, von der ich so viel gelesen und die ich nie im Leben gefunden? War es mein

Unstern daß ich nur Mädchen fand, die halbgebildet oder verbildet waren! — Leopold, Leopold, wahre dich! Ist es möglich daß ein Mädchen mehr als einen bloß flüchtigen Eindruck machen kann? So oft mein Herz sich angezogen fühlte, sah mein Verstand das Ende dieser Wallungen schon voraus. Aber hier ist es anders! Warum sehe ich fortwährend diese Augen vor mir? Warum ist mir unbehaglich? Warum wehre ich mich gegen diesen Eindruck, der doch so wohlthuend ist? Ich gelte für den vollendetsten Lebemann, und ein solcher muß über tiefe Eindrücke erhaben sein. Fürchte ich mich meinen Ruf an diese unbegreiflichen Augen zu verlieren? (Mit Entschluß.) Ich will hingehen, will mir diese Augen näher besehen — was gilts, ihr Glanz wird schwinden!

Dritter Auftritt.

Leopold. Wolfgang (kommt zurück mit mehreren Zetteln in der Hand).

Wolfgang. Probezettel, Bestellungen, Rechnungen!

Leopold. Leben Sie wohl, Wolfgang, bis morgen abend!

Wolfgang. Ich werde bereit sein.

Leopold. Gut! (Geht.) Und —

Wolfgang. Wie?

Leopold. Ich werde Frau von Wahren doch besuchen müssen; sie ist eine stattliche, schöne Frau.

Wolfgang. Und gut, sehr gut.

Leopold. Sonderbar. Bald zwei Jahre wohne ich hier, den Damen gerade gegenüber und habe sie niemals bemerkt, weder Tante noch Nichte.

Wolfgang (lachend). Sie sind ja den ganzen Tag nicht zuhause, und des nachts lassen sich die Damen nicht am Fenster sehen.

Leopold. Gut erklärt. Ich werde denn morgen hingehen. Noch eins; wollen Sie mir einen Gefallen thun?

Wolfgang. Versteht sich.

Leopold. Sagen Sie meinem Reitknecht, wenn er nachhause kommt —

Wolfgang. Wie? Sie wissen nicht —?

Leopold. Was?

Wolfgang. Der Reitknecht ist vor zwei Stunden verhaftet worden.

Leopold. Was? Mein Ulrich?

Wolfgang. Ja! Das ganze Haus kam in Aufruhr. Die Gerichtsdiener sprachen von Betrügereien, die herausgekommen wären.

Leopold. Mein Ulrich? Nicht möglich! Der ehrliche Kerl! Er ist unschuldig. Da muß ich mich gleich erkundigen. (Reicht ihm die Hand.) Guten Morgen, Wolfgang! Auf Wiedersehen! (Ab.)

Wolfgang. Mich bestens zu empfehlen! (Macht einen Luftsprung, zieht das Päckchen heraus und zählt das Geld.) Zwanzig Dukaten! So viel Geld habe ich noch nie beisammen gesehen. Hallo! Das giebt einen Pelzrock für den Vater! Er hat sich lange einen gewünscht, und in den Proben ist es oft so kalt. (Am Fenster.) Sie giebt ihren Goldfischchen frisches Wasser! Könnte ich ihr nur meine Lieder widmen. Aber sie möchte böse werden wenn ihr Name ohne Erlaubnis gedruckt wird. Ich muß sie fragen. — Gut, gleich morgen in der Stunde will ich sie fragen!

Vierter Auftritt.

Wolfgang. Hartlieb.

Hartlieb (von außen). Setze nur hieher, mein Sohn. So! Da hast du ein Trinkgeld — und nun mache daß du fortkommst.

Wolfgang. Da ist der Vater schon zurück! (Geht nach der Thüre.)

Hartlieb (tritt auf, bleibt mit dem Hute auf dem Kopfe in der Thüre stehen).

Wolfgang (sieht ihn verwundert an). Nun Vater?

Hartlieb (lacht laut).

Wolfgang. Aber Vater!

Hartlieb (lacht stärker).

Wolfgang. So sage doch!

Hartlieb (lacht stärker).

Wolfgang. Aber ich verstehe nicht!

Hartlieb (kommt herein). Wolfgang! Junge! Komm, gieb mir einen Kuß! (Zieht ihn an sich und betrachtet ihn, weich.) Bist meine Freude! (Immer weinerlicher.) Habe keine andere Freude gehabt im Leben als dich, mein guter Wolfgang. (Weint laut und fällt ihm um den Hals.)

Wolfgang. Aber Vater, ist dir etwas geschehen?

Hartlieb (hört plötzlich auf zu weinen, schiebt Wolfgang von sich weg und lacht). Er weiß noch nichts! (Lacht.) Wird sich wundern! (Lacht stärker.) Wolfgang! Goldsohn! (Lacht übermäßig.)

Wolfgang. Da fällt mir ein, du mußt gleich fort. Um zwölf Uhr ist Scenenprobe von der Oper für heute abend: Das Duett und das Quartett ist gestern nicht gut gegangen. Da ist der Probezettel!

Hartlieb (unwirsch). Fort mit dem Wisch!

Wolfgang. Aber Vater!

Hartlieb (schlägt ihm den Zettel aus der Hand). Fort mit dem Wisch! Nichts Probe! Gehe auf keine Probe!

Wolfgang. Aber du mußt Strafe zahlen!

Hartlieb. Strafe? Ein Gulden, zehn Gulden, hundert Gulden! Wie viel? Macht nichts! Will nicht mehr geschoren sein! Wäre mir recht! Probe bestellen wenn sie Lust haben! Unsinn! Haben die Sänger nicht gelernt, müssen wir probieren bis wir schwarz werden! Ungerecht! Sollen lernen die Sänger! Bekommen so viel tausende als wir hunderte, bekommen den Applaus und die Kränze und wir die Grob-

heiten des Kapellmeisters! Ist ein Hundeleben ein armer Musikant zu sein. Mag nicht mehr! Sags ihnen!

Wolfgang. Aber Vater!

Hartlieb (lacht). Kriegt Angst der Junge! Wolfgang, Wölfchen, hast du Angst? Thut nichts, brauchst keine Angst zu haben! Komm her, ich will dir etwas sagen. (Ihm ins Ohr.) Wir haben gewonnen!

Wolfgang. Was?

Hartlieb. Den Haupttreffer!

Wolfgang. Wie?

Hartlieb. Zweimalhundertfünfzigtausend Gulden!

Wolfgang (starr). Vater!

Hartlieb (lachend). Da steht er und macht ein Schafsgesicht. Das habe ich mir gedacht. Habe mich den ganzen Weg auf das einfältige Gesicht gefreut, das du machen würdest, wenn ich dir es sagte. (Immer mehr lachend.) Wolf, so dumm hast du in deinem Leben nicht ausgesehen!

Wolfgang. Es ist ja gar nicht möglich!

Hartlieb. Da hast du Recht. Daß ein armer Musikant einmal Glück hat ist nicht möglich, aber es ist wahr!

Wolfgang. Wahr?

Hartlieb. Wahr!

Wolfgang. Wahrhaftig?

Hartlieb. Gewiß und wahrhaftig!

Wolfgang. Juchhe! Hallo! Juchhe!

Hartlieb. Recht so, Wolfgang, schreie! Wir müssen uns freuen! Wir müssen ungeheure Dummheiten anstellen!

Wolfgang. Natürlich! Auf dem Kopfe stehen!

Hartlieb. Das bringe ich nicht mehr fertig! Weißt, lassen wir uns vier Pferde anspannen und fahren im Park herum — und — ach Gott mir fällt nichts Rechtes ein! Mit zweimalhundertfünfzigtausend Gulden können wir ungeheuren Unsinn loslassen! — Halt! Ich vergesse eins über das andere. Geh einmal hinaus, ich habe was mitgebracht!

Wolfgang (mit einem Sprung zur Thüre hinaus). Hallo! Hallo!

Hartlieb (wirft den Hut in einen Winkel, zieht einen Tisch in die Mitte). Ich bin zu aufgeregt, ich muß mich etwas beruhigen! Damit wird es gehen!

Wolfgang (bringt einen Korb mit sechs Flaschen Champagner). Juchhe! Juchhe!

Hartlieb. Her damit, Junge! Die Leute im ersten Rang trinken alle Tage Champagner, heute soll er einmal ins Orchester kommen. (Hat sich einen Stuhl an den Tisch gezogen und öffnet eine Flasche.)

Wolfgang (bringt ein paar Wassergläser).

Hartlieb (singt).

Du edler Saft der Reben,
Sollst uns jetzt Freude geben!
(Hat eingeschenkt.)
Also! Stoß an!

Wolfgang. Du sollst leben, Vater!

Hartlieb. Richtig, ich soll leben! (Trinkt aus.)

Wolfgang. Hahaha — das kitzelt so in der Nase.

Hartlieb. Hahaha — wirsts lernen, Junge, jetzt wollen wir alle Tage Champagner trinken!

Wolfgang. Recht so, ich gebe auch mit dazu!

Hartlieb. Du?

Wolfgang. Oho! — Glaubsts nicht? Da, schau her!

Hartlieb. Dukaten? Wie kommst du zu Dukaten?

Wolfgang. Honorar!

Hartlieb. Wie?

Wolfgang. Magsts denn wissen! Meintest immer: ich hätte das Zeug nicht dazu, habe aber schon lange heimlich komponiert!

Hartlieb (erstaunt). Ah!

Wolfgang. Wollte dirs nicht sagen bis ich was Ordentliches gemacht hätte!

Hartlieb. Eh!

Wolfgang. Habe sechs Lieder gemacht!

Hartlieb. Ih!

Wolfgang. Haben gefallen!

Hartlieb. Oh!

Wolfgang. Werden gedruckt! Da ists Honorar.

Hartlieb (weich). Wolfgang! Komm her! Siehst du, das ist mir fast lieber als der große Treffer! (Fast weinend.) Bist ja doch meine Freude! Habs immer gehofft. Wenn ich noch denke, wie ich dich fand auf meiner Reise — in dem kleinen italienischen Neste — dein Vater lag tot vom Schlage getroffen — der Bediente war entflohen mit dem Koffer — da standest du so hülflos, ein Knabe von drei Jahren etwa und von allen den Leuten um dich her verstand keiner deine armen deutschen Worte — sie wußten nicht was sie mit dir machen sollten — keiner wollte sich deiner annehmen — da dachte ich: den Jungen bringst du schon mit durch — ist doch ein Landsmann — die Leute waren froh daß ich dich mitnahm — so bist mein Sohn geworden — ich habe gethan was ich konnte, hast tüchtig Musik von mir gelernt, spielst fast alle Instrumente — und nun geben sie dir Dukaten für deine Lieder — ach du belohnst mich reich!

Wolfgang. Soll schon noch besser kommen, Vater! Die Lieder sind nur so der Anfang! Wenn du einmal ein Quartett von mir mitspielst!

Hartlieb. Ein Quartett!

Wolfgang. Eine Symphonie!

Hartlieb (plötzlich wild, schlägt auf den Tisch). Nichts da! Das thue ich nicht!

Wolfgang. Wie?

Hartlieb. Quartett will ich spielen, ja. Vier gute Freunde! Aber Symphonie? Nein! Habs satt! Gehe aus dem Orchester. Kalter Fußboden, Zug von allen Seiten, Grobheiten vom Kapellmeister — Tagelöhnerverdienst — möchte kein Hund so länger leben, sagt der große Goethe, der auch Wolfgang heißt.

Wolfgang. Du willst wirklich aus dem Orchester?

Hartlieb. Versteht sich.

Wolfgang. Bist bald dreißig Jahre darin?

Hartlieb. Eben darum, das ist lange genug.

Wolfgang. Gehörst zu den Alten, den Veteranen — du hältst es nicht aus!

Hartlieb. Aber Junge — hm hast Recht! (Immer weicher.) Werde manchmal dran denken. Wenn es halb sieben ist, werde ich meinen ich müßte fort. Werde anfangs gar nicht wissen was ich halb sieben anfangen soll. Hm, hm — wenn nur — (Plötzlich wild.) Aber sei doch gescheit, Junge, wenn man zweimalhundertfünfzigtausend Gulden hat, wird man doch kein Musikant bleiben!

Wolfgang. Und hätte ich eine Million, ich ließe von der Musik nicht!

Hartlieb. Wollte dich auch drauf ansehen! Du! Das ist etwas anderes! Du mußt mehr werden als ich, tüchtiger Komponist, Kapellmeister! (Trinkt immer fort.)

Wolfgang. So? Und wenn ich nun dirigiere und brauche eine erste Geige, die mir alles recht zusammenhält — und du bist nicht da?

Hartlieb (lacht überlaut). Du dirigierst! Wolfgang dirigiert. (Besinnt sich, sieht ihn an, weich bis zu Thränen.) Du dirigierst! Mein Sohn dirigiert. Ja, da muß ich mitspielen! Freiwillig, umsonst. Aber aus dem Orchester gehe ich doch heraus. — Wolfgang, heute hast du das erste Honorar bekommen, heute bist du mündig geworden! Bist nicht mehr mein Sohn, mein Schüler, bist mein Freund, mein Bruder. Will auch kein Geheimnis mehr vor dir haben!

Wolfgang. Geheimnis? Hast du ein Geheimnis?

Hartlieb (nickt langsam und gewichtig).

Wolfgang. Ist es etwas Gutes?

Hartlieb (seufzt).

Wolfgang. Du seufzest? Du hast doch nichts auf dem Gewissen?

Hartlieb (schüttelt mit dem Kopf).

Wolfgang. Da errate ichs nicht.

Hartlieb (lehnt sich über den Tisch, ihm ins Ohr). Es ist ein Herzensgeheimnis.

Wolfgang. Was? Du bist verliebt?

Hartlieb (nickt verschämt).

Wolfgang. So erzähle doch!

Hartlieb. Gegenüber!

Wolfgang. Gegenüber?

Hartlieb. Im ersten Stock!

Wolfgang. Edwina?

Hartlieb (schüttelt den Kopf).

Wolfgang. Aber die wohnt ja gegenüber im ersten Stock.

Hartlieb. Ach Wolfgang, seit fünfundzwanzig Jahren nähre ich diese Flamme in meinem Busen.

Wolfgang. Fünfundzwanzig Jahre? Aber Edwina ist ja erst neunzehn alt!

Hartlieb. Edwina? So heißt sie ja nicht.

Wolfgang. Wie heißt sie denn?

Hartlieb (verschämt in sich hinein). Amalie!

Wolfgang. Das ist die Tante! Das ist die Frau von Wahren. (Lustig.)

Hartlieb (hält ihm den Mund zu). Schreie doch nicht so! — Selbst den Wänden darf man so etwas nicht anvertrauen.

Wolfgang. Niemand hört uns! Sprich nur weiter!

Hartlieb. Erst anstoßen! Sie soll leben!

Wolfgang. Sie soll leben!

Hartlieb. Austrinken!

Wolfgang (thut es). Puh, Vater, der Wein macht warm.

Hartlieb (träumerisch). Sieh, Wolf, ich bin aus einem alten Geschlechte!

Wolfgang. Was? Von Adel?

Hartlieb. Wie mans nimmt! (Streckt sich in seinem Stuhle.) Mein Vater war ein Musikant und hat mir erzählt, daß sein Vater auch ein Musikant war, und dem hatte sein Vater erzählt, daß sein Vater auch ein Musikant gewesen.

Wolfgang. Das ist wie bei den Adeligen; die kennen auch ihre Vorfahren weit hinauf. Das ist der ganze Unterschied von uns.

Hartlieb (die Zunge fängt an schwer zu werden). Du mußt mich nicht unterbrechen, sonst verliere ich den Faden. — Also! Mein Vater war Musikant und ich wurde auch einer. Ich hoffte es weit zu bringen in der Welt, aber es ist nichts daraus geworden. Ich wollte komponieren, aber es war lauter Zukunftsmusik, lauter Noten ohne Gedanken, ohne Melodie! Es klang eben nach nichts! So bin ich denn bei der Violine geblieben. Es ist nun fünfundzwanzig Jahre her, ich war eben in diese Wohnung eingezogen, da kam der Herr von Wahren mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurück und zog in sein Haus gegenüber. (Wird sentimental.) Am andern Morgen erschien die junge Frau auf dem Balcon: sie war schön wie der anbrechende Morgen, wie der grüne Mai, wie die schwellende Knospe — und — (weinend) um meine Ruhe war es geschehen!

Wolfgang (klopft ihm tüchtig auf den Rücken). Beruhige dich, Vater, beruhige dich nur.

Hartlieb (trocknet sich die Thränen und stürzt ein Glas Wein hinunter). Beruhigen? Ja ich habe mich beruhigt. Täglich sah ich das Engelskind am Fenster, täglich prägte sich ihr holdes Bild mir tiefer in die Seele! — Nun weißt du auch warum ich nie hier ausziehen wollte. Ich machte es wie der Ritter Toggenburg, blickte stundenlang nach dem Fenster meiner Lieben, bis das Fenster klang, bis die Liebliche sich zeigte. — Und wenn sie verschwand, nahm ich meine Geige und spielte mich satt. Im Theater hatte sie eine Loge gerade meinem Platze gegenüber, da konnte ich sie recht sehen, namentlich im Schauspiel. Wenn die Andern hinausgingen, blieb ich sitzen und schaute sie immer an, bis mir auch diese Freude verdorben wurde. (Grimmig.) Der neue Kapellmeister setzte das ganze Orchester um und ich kam mit dem Rücken gegen ihre Loge zu sitzen. Ich wollte daß den Kapellmeister der Henker geholt hätte! (Trinkt.)

Wolfgang. Vater, trink nicht so hastig! (Lachend.) Das ist ein närrischer Wein, der steigt dem Menschen zukopfe!

Hartlieb. Pah ein so junger Mensch wie du kann nichts vertragen, ein alter Mann wie ich hält das schon aus.

Wolfgang. Was? Alter Mann? Du bist kein alter Mann, bist ein Mann in deinen besten Jahren.

Hartlieb (schmunzelnd). Meinst du, Wolfgang? Du bist ein gescheiter Junge! (Klopft ihm die Wangen.)

Wolfgang. Bist noch nicht einmal fünfzig!

Hartlieb. Bewahre! Bin wohlgezählt neunundvierzig.

Wolfgang. Das sind die besten Jahre!

Hartlieb. Hast Recht! He, was ist so junges Volk denn auch wert gegen einen Mann von meinen Jahren? Meinst du nicht auch?

Wolfgang. Versteht sich! Sollst leben noch fünfzig Jahre!

Hartlieb. Und jetzt könnte ichs haben!

Wolfgang. Was?

Hartlieb. Hm gegenüber!

Wolfgang. Wie?

Hartlieb. Verstehst du nicht?

Wolfgang. Nein!

Hartlieb. Paß auf! Habe nun fünfundzwanzig Jahre die schöne Frau geliebt, bin ihr treu gewesen, hätte mir keine andere gefallen. Habe meine Musik getrieben, habe dich großgezogen, habe mich alle Tage gefreut wenn ich mein liebes Gegenüber sehen konnte — recht so wie ein armer Musikant habe ich gelebt. Wenn ich nun aber aus dem Orchester trete, bin ich kein Musikant mehr. Verstehst? Und da ich zweimalhundertfünfzigtausend Gulden habe bin ich nicht mehr arm! Verstehst? Und sie ist seit acht Jahren Witwe! Verstehst? Sie ist reich, ich bin aber auch reich. Sie ist vornehm. Je nun ihr Mann war so von neuem Adel, wies viele giebt, und hat von ihrem Gelde gelebt; sie ist auch aus bürgerlicher Familie. Und ich kann mir Karten

stechen lassen: Hartlieb, Tonkünstler oder Konzertmeister! Das klingt schon anders. Verstehst du nun?

Wolfgang (flüsternd). Du willst sie amende heiraten!

Hartlieb. Schrei doch nicht so! Herr du mein Gott! Die Leute auf der Straße bleiben ja stehen. (Schmunzelnd.) So ein Junge spricht es dreist aus was ich mir kaum zu denken getraute! Aber wenn du meinst, Wolfgang?

Wolfgang. Versteht sich.

Hartlieb. Du bist ein gescheiter Junge, ich gebe was auf dein Urteil. Du meinst es doch so?

Wolfgang. Natürlich!

Hartlieb. Ich soll —?

Wolfgang. Versteht sich!

Hartlieb. Die schöne Nachbarin?

Wolfgang. In jedem Falle!

Hartlieb. Mit zweimalhundertfünfzigtausend Gulden könnte man anklopfen denke ich.

Wolfgang. Es gilt, Vater! — Stoß an!

Hartlieb. Es gilt! Aber fein und artig und vorsichtig müssen wir da zuwerke gehen. Da darf man nicht so mit der Thüre ins Haus fallen. Weißt wie ich mirs gedacht habe? Heute schicke ich ihr einen prachtvollen Strauß hinüber, so groß, weiße Kamellien und Veilchen, nichts weiter.

Wolfgang. Und lässest dabei sagen: einen schönen Gruß vom Herrn Konzertmeister Hartlieb!

Hartlieb. Nicht doch, das wäre zu dreist, zu geradezu. Nichts wird dabei bestellt.

Wolfgang. Dann weiß sie ja aber nicht daß der Strauß von dir ist.

Hartlieb. Hast Recht — hm hm, wie machen wir denn das? — Halt, so gehts! Wir schreiben auf eine Karte „Von gegenüber“, da wird sie schon merken, woran sie ist.

Wolfgang. So gehts auch!

Hartlieb. Wenn sie den ersten Strauß annimmt kann man weiter gehen und Blumen schicken. Nimmt sie die an,

kann man den ersten Besuch wagen. Zart und sinnig muß man den Frauen entgegengehen! Laß mich nur gewähren.

Wolfgang. Vater! (Lacht aus vollem Halse.)

Hartlieb (steht auf). Nun?

Wolfgang (steht auch auf, immer lachend). Wenn du heiratest, bekomme ich ja eine Mutter!

Hartlieb. Ja!

Wolfgang. Und die gute Frau von Wahren!

Hartlieb (umarmt ihn). Nicht wahr, sie ist gut?

Wolfgang. Seelengut! — Und dann! Vater, ich kann nicht mehr lachen! Und ich?

Hartlieb. Du dirigierst!

Wolfgang. Ich dirigiere!

Hartlieb. Und ich spiele erste Geige mit!

Wolfgang (in seinen Armen). Meine große Symphonie!

Hartlieb. Deine Symphonie!

Wolfgang. Und wir sind alle glücklich!

Hartlieb. Alle!

Wolfgang. Auch Edwina?

Hartlieb. Auch Edwina!

Wolfgang }
Hartlieb } (sich küssend). Glücklich! Glücklich! Glücklich!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Zimmer mit reichem Hausrat. Mittelthüre, rechts und links Seitenthüren. Links ganz vorn ein Arbeitstischchen mit kleinem Tabouret. Dahinter ein Klavier. Auf dem Klavier, das offen steht, liegen Notenhefte und in einer schönen Vase steht da ein großer Strauß von weißen Kamellien und Veilchen. In der ersten Coulisse rechts eine Balconthüre, die offen steht. Man sieht Blumen herumstehen. Dahinter ein Sopha, davor ein rundes Tischchen. Dasselbe ist weiß gedeckt, darauf liegen mehrere weibliche Arbeiten u. s. w., aber keine Blumen.

Erster Auftritt.

Edwina, Amalie.

Edwina (steht am Tische, als habe sie denselben eben geordnet). So! Das Tuch darüber! Die Hauptsache soll sie nicht gleich sehen.

Amalie (öffnet die Mittelthüre, so daß sie in ganzer Figur sichtbar ist, und spricht hinaus). Ich lasse der Frau Hofrätin für gütige Nachfrage ergebenst danken, ich befände mich vollkommen wohl!

Edwina (eilt hastig in die Ecke des Zimmers, um von der Eintretenden nicht gesehen zu werden).

Amalie (tritt ein). Edwina! Wo ist denn das Mädchen? Ah sieh da! Was soll denn das? Ja so, mein Namenstag. (Tritt näher und besieht den Tisch.) Wie hübsch sie das alles geordnet

hat! Da hat sie gewiß wieder halbe Nächte durch gestickt, das böse, unartige Mädchen!

Edwina (ist gleich bei ihrem Eintreten vorgeschlichen und steht hinter ihr).

Amalie (ohne sich umzusehen). Ja ja, du kannst es hören. Du bist hinter mir, ich höre dein Schleichen ganz gut.

Edwina (umarmt sie). Meine gute Tante, meine herzliebe Mutter! Viel reden kann ich nicht, aber du weißt wie innig ich den Segen des Himmels auf dich herab flehe.

Amalie (streichelt ihr die Wangen, immer sehr herzlich). Bist mein gutes Kind, mein liebes Töchterchen. Aber schelten muß ich dich doch über die viele Arbeit!

Edwina. Könnte ich nur anderes und besseres thun, als dir Ueberflüssiges mit der Nadel arbeiten. Du bist reich und glücklich; es ist so schwer den Glücklichen seine Liebe zu beweisen.

Amalie. Amende würdest du mit der Nadel für mich arbeiten, wenn ich arm wäre?

Edwina (lebendig). Zweifelst du?

Amalie. Und amende wünschest du ich wäre arm, bloß um dich für mich aufopfern zu können?

Edwina. Die Frage ist seltsam. Glücklich würde es mich machen könnte ich dir vergelten.

Amalie (lachend). Na laß gut sein! Vorderhand haben wir so traurige Liebesbeweise nicht notwendig. Aber was hast du mir denn alles beschert?

Edwina. Kleinigkeiten.

Amalie. Und hier? Das gestickte Tuch. Aber was ist denn das?

Edwina. Schau es nur näher an.

Amalie (nimmt eine Mappe von der Größe eines einmal gefalteten Bogens Schreibpapier, die unter dem Tuche lag, vom Tische, öffnet dieselbe und findet einige Bilder. Plötzlich sehr lebendig, warm und geläufig in schwäbischem Dialekt). Großer Gott! Das ischt ja mein Vatterhaus!

Edwina (froh). Ist es getroffen?

Amalie. Ganz prächtig! Ganz prächtig!

Edwina. Wie mich das freut.

Amalie. Und hier ischt ja die Kirch, wo ich eing'segnet worde bin. Mädel, wie kommscht denn zu dene herrliche Bilder?

Edwina. Der Bruder von Sophie Reichenheim ist in Stuttgart, der hat es mir besorgt und durch einen Photographen alles aufnehmen lassen.

Amalie (in die Bilder vertieft, sehr lebendig). Schau hier — das Fenschter da ischt mein Stub g'wese, da hab ich g'wohnt! Es war a saubres Zimmer, ich könnt dirs noch beschreibe. (Im Zimmer umherdeutend.) Da war die Thüre, da wars Fenschter, dort hat mein Bett g'stande, un in dem Eck a großer Schrank mit viele Bücher, in dene ich immer hab lese solle; ich hab aber net viel 'neinguckt. Hier ischt mer in de Garte gange, un danebe war a Hundsstall, der ischt aber net auf dem Bild.

Edwina. Er wird wohl jetzt weggebrochen sein.

Amalie. Ja ja, un der alte Nero, der d'rin g'wohnt hat, wird wohl auch nimmer da sein. Jetzt kannscht du sehe, liebe Tochter, wie ich g'wohnt hab. Mein Vatter selig war a reicher Holzhändler, weischt, einer von dene, die die große Flöß den Rhein 'nunter nach Holland schicke. Schau her, wenn mer zur Hausthür 'nein kommt, gleich rechts, da war sein' Schreibstub, und da sind immer viel Männer komme, die Holzfäller un die Händler un die Schiffer, da hat der Vatter mit alle gesproche un sie habe ihn alle gern g'habt. Er war a guter Mann, der Vatter selig, aber er hat so seine Eig'nheite g'habt. Wir warn nur zwei Schwestern, mei gute Gertrud, dei' Mutter, war fünf Jahr jünger. Weil aber der Vatter sei Vermöge selbscht erworbe hat, so war er stolz auf sei Reichtum un hat hoch mit uns 'naus g'wollt. Da hat er mich in die Stadt g'schickt zur Erziehung, wie ich vierzehn Jahr alt war; da haben sie mir den Mund hochdeutsch zurecht g'macht. Und wie ich nach zwei Jahre wiederkomme bin, da hat er g'sagt: ich müßt a gute Heirat mache un a vornehme Dam' werde. Ich war ebe sechzehn Jahr alt und hab net Gicks noch Gacks g'wußt. Da ischt denn mein seliger Mann komme — es ischt mer wie heut', wo ich

die Bilder seh — schau hier auf dem dritt'n Bild im Garten unter der alten Ulme, da hab ich ihn zum erschtenmal g'sehe und hab ihm eine tiefe Knix g'macht, da war alles bald richtig. Nach drei Monat ischt Hochzeit g'wese, un in der Kirch sind mer traut worde. (Hat sich im Verlaufe der Rede gesetzt, Edwina steht bei ihr.)

Edwina. Vereint zum glücklichsten Bunde.

Amalie. Hm hm, wie mers nimmt.

Edwina. Wie? Du sprichst ja immer mit Liebe und Achtung von deinem verstorbenen Gatten?

Amalie. Ja ja, er war net bös, hat mich niemals gekränkt, das müscht i lüge — aber — aber —

Edwina. Aber, liebe Tante?

Amalie. Schau, 's war doch so 'ne Sach. Mein Mann war von Adel, aber arm. Er hat mich doch nur g'nomme, weil ich a reiche Erbin war. Denn die Sach war mit mein'm Vatter abg'macht, ehe er mich nur g'sehe hat. Da hat er mich denn hier in die Residenz g'führt un mir habe von mein'm Vermöge a großes Haus g'macht. Ich war so in Wald un Feld aufg'wachse; guck her, da auf dem Berg bin i oft g'wese un hab Heidelbeere g'sucht — un jetzt hab i in der Stadt sein müsse. Da hab i mi anfangs in das vornehme Wese net finde könne. Konzert, Theater, Bäll' alle Tag — weischt Kind, das macht ein'm wohl Spaß, mer bringt die Zeit 'rum, aber es ischt doch immer als ob ein'm was fehlt, wenn mer so gar nix schafft un zu gar nix nutz ischt. Wär' i in mein'm lieben Ort bliebe — wer weiß — doch das ischt vorbei. — Gott b'hüt, daß ich mein'm Selige was nachsage sollt, i hab ihn sechzehn Jahr g'habt, und als er tot war, hab i ihn doch recht vermisset.

Edwina. Und warst so jung schon Witwe! Hätte nicht ein zweites Band dir gegeben was du vermißtest?

Amalie. Ja ja, es sein viel komme un habe der reiche Witwe den Hof g'macht, aber es g'fiel mir keiner — die Junge war'n mir zu alt — un die Alte zu jung.

Edwina. Wie?

Amalie. Die Junge war'n verlebt un die Alte wollte mit G'walt jung sein. Weischt Kind, wie ich sechzehn Jahr alt war, hat mer mirs verzeihe könne, daß i mein'm Vatter g'folgt hab un en Mann g'nomme, dem ich net gut und net bös war — aber später? — G'lehrt bin i net, aber mei g'sunden Verstand hab' i doch. Sie wollt'n alle doch mei Geeld. Ja hätt' ich ein'n g'funde, der mich g'wollt hätt'!

Edwina. Warst du auch immer gerecht? Konntest du bestimmt wissen daß niemand dein Herz begehrt hätte?

Amalie. Pah, Kind, das merkt mer schon, wenn mer a Frauenzimmer ischt. In der Beziehung ischt kein Professor so g'scheut als mir sind. Als die Herrn merkte, daß i kein'n mocht', bliebe se nach und nach weg, dann kamscht du in mei Haus, und so bin i Witwe bliebe.

Edwina. Meinetwegen, liebe Tante, meinetwegen?

Amalie. So'n bißle auch deintwege. (Lachend.) 's hat mi aber doch hernach a bißle g'ärgert — daß keiner mehr an'klopft hat.

Edwina. Mutter, das peinigt mich! Meinetwegen hast du das Opfer gebracht? Thue es nicht! Es giebt gewiß viele würdige Männer, du darfst nur wählen.

Amalie (lacht). Jetzt? Bin vierzig Jahre alt.

Edwina. Aber schön und blühend. Du bist in deinen besten Jahren.

Amalie (lacht). Bei dem Manne geht das, bei den Frauen sind die vierzig keine schöne Jahre mehr. Nein, nein, dazu bin i doch zu verständig. (Streichelt ihre Wangen.) Die Leut' thäte mich schön auslache, wenn i jetzt noch — nein, nein, dadran ischt net mehr z'denke. — Doch laß sehe, was du mir alles g'stickt hascht. Der schöne Lampeteller, 's ischt fast schad', daß der unter e Lampe soll. Schau, den könnte mer auch unter die Blumenvase setze.

Edwina. Ja, das wird passen. (Setzt den Teller unter den Kamellienstrauß.) Ein schöner Strauß!

Amalie. Und vom Herrn Baron Hausner! Ein feiner Mann, der Herr Baron.

Edwina (lächelnd). Schickt einen Strauß an Frau von Wahren, worauf bloß: „Von gegenüber“ steht.

Amalie. Gegenüber! Mer hat fascht gar net g'wußt daß der Herr Baron gegenüber wohnt, denn am Fenschter hat mer ihn fascht niemals g'sehe. Ischt e bekannter Mann in der große Welt, der Herr von Hausner, ich hab' aber früher sein Bekanntschaft niemals g'macht. Wer weiß obs net gut war, denn sein Ruf —

Edwina (rasch). Sein Ruf?

Amalie. Ischt nicht der beschte.

Edwina. Wie?

Amalie. Wie mers nimmt. Die feine Leut' heißen ihn en Lebemann, die ehrbare Leut' sage er wär' en Verführer.

Edwina. Sollte das begründet sein?

Amalie. Nun nun, a lockerer Zeisig mag er schon sein. Ich kann mich b'sinne daß er einmal förmlich Mode war, un alle Frauen wie verrückt mit ihm ware, da kann man ihm denn net verdenke — basta — das sind Sache, von dene man mit 'nem junge Mädle net rede soll.

Edwina. Er hat uns neulich aus großer Verlegenheit gerettet.

Amalie. Im Park, wie ich mein Geldtäschle verloren hab. Wir mögen recht dumme G'sichter g'macht habe, wir zwei, als wir den Kellner net b'zahle konnte. Ja — er hätt' uns eigentlich b'suche solle.

Edwina. Mit der Sendung des Straußes wird er sich wohl selbst ankündigen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Diener. Leopold.

Diener (bringt eine Karte).

Edwina (nimmt die Karte). Leopold von Hausner. Da ist er wirklich!

Amalie. Sehr angenehm.

(Diener ab.)

Edwina (geht nach ihrem Arbeitstischchen links).

Amalie. Ich habs g'wußt, er ischt e feiner Mann, er bleibt net aus.

Leopold (tritt auf). Meine Damen, erlauben Sie mir zu fragen wie Sie sich befinden.

Edwina (grüßt und arbeitet dann).

Amalie (deutet ihm neben ihr Platz zu nehmen).

Leopold (thut es; er beobachtet fortwährend verstohlen und scharf Edwina).

Amalie (hochdeutsch). Wir danken für die Freundlichkeit, mit der Sie sich erkundigen.

Leopold. Ach es ist nicht freundliche Stimmung, die mich hieher führt.

Amalie. Wie?

Leopold. Sondern tiefe Reue.

Amalie. -Reue ist der Anfang der Besserung.

Leopold. Habe ich Besserung nötig?

Amalie. Die Welt behauptets.

Leopold. Spricht man schlimm von mir?

Amalie. Hier und da, vornehmlich in einem Punkte.

Leopold. Und der wäre?

Amalie. Ihre Treulosigkeit.

Leopold. Gott sei Dank, wenn die Welt nur diese eine schlimme Seite von mir kennt.

Amalie. Wie?

Leopold. Denn über diesen Punkt kann ich mich verteidigen.

Amalie. Da wäre ich neugierig.

Leopold. Bei jeder Treulosigkeit sind zwei Personen im Spiele. Kann die Welt immer beurteilen welche die Schuld trägt?

Amalie (bemerkt des Barons Aufmerksamkeit, bittend). Edwina, ich bitte, mein Flacon.

(Edwina rechts ab.)

Amalie. Sie verstehen sich zu verteidigen.

Leopold. Weiß die Welt ob nicht der unschuldige Teil edelmütig den Teil der Schuld auf sich nimmt?

Amalie. Wenn man Sie so hört —

Leopold. Und wenn ich wirklich hier und da abbrach, ehe ich Verpflichtungen auf mich nahm, liegt an mir die Schuld wenn man mich nicht zu fesseln verstand?

Amalie. Da habe ich Sie, Herr Baron, Sie sind eben nicht zu fesseln.

Leopold. Ganz leicht.

Amalie. Durch was?

Leopold (offen). Durch einfache Verständigkeit, wie sie in Ihren Worten sich kundgiebt, durch wahre Herzensgüte, wie sie aus Ihren Augen leuchtet.

Amalie. Baron, Sie sagen das mit so ehrlichem Tone; jetzt begreife ich daß Sie gefährlich sind.

Edwina (kommt zurück, giebt Amalien ein Riechfläschchen und geht nach ihrem Platze).

Amalie (freundlich). Danke! Aber Sie sind mir noch die Erklärung Ihrer ersten Worte schuldig. Weshalb kamen Sie mit Reue zu uns?

Leopold. Weil es das erstemal ist daß ich überhaupt komme. Wir sind Nachbarn, und ich habe mein reizendes Gegenüber nicht gekannt, sonst hätte ich längst meine Huldigungen zu Ihren Füßen gelegt.

Amalie. Edwina, das Fläschchen ist ja leer!

Edwina. Verzeihe. (Nimmt das Fläschchen und geht rechts ab.)

Amalie. Vor allen Dingen muß ich Ihnen unsern Dank sagen für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie neulich —

Leopold. Gott schicke jedem Menschen so zur rechten Zeit einen tüchtigen Platzregen.

Amalie. Wie uns?

Leopold. Nein, wie mir. Ihm danke ich das Glück jetzt hier zu sitzen. Ein tückischer Kobold hat mich bis jetzt verhindert mein Gegenüber zu erblicken.

Amalie. Sie schauen wohl wenig zum Fenster heraus?

Leopold. Doch, nachts zuweilen, wenn ich mich an der Pracht des gestirnten Himmels erfreue.

Amalie. Freilich, am Tage rufen Ihre Geschäfte Sie aus dem Hause.

Leopold. Richtig.

Amalie (immer lachend). Die Reitbahn!

Leopold. Richtig!

Amalie. Das Kaffeehaus!

Leopold. Richtig!

Amalie. Der Spielsaal!

Leopold. Richtig!

Amalie. Das Theater, Konzert!

Leopold. Richtig! Es ist erstaunlich wie genau Sie von meinen Geschäften unterrichtet sind.

Amalie (lachend). Das ist nicht schwer. Die jungen Herren treiben alles außer dem Hause, sie sind leicht zu beobachten.

Leopold. Leider müssen wir das.

Amalie. Warum?

Leopold. Weil wir kein Haus haben, in dem wir uns wohl befinden.

Amalie. Ist das nicht Ihre Schuld?

Leopold. Nicht ganz. Erst die Frau macht das Haus! Und wer nicht so glücklich ist eine Frau zu finden (küßt ihr die Hand), die wirklich ein Haus machen kann —

Amalie. Haben Sie recht gesucht?

Leopold. Ach ja. Aber Sie haben gewiß von Menschen gehört, die in der Lotterie spielen und niemals gewinnen.

Edwina (kommt zurück, bringt das Fläschchen und setzt sich wieder).

Amalie. Je nun es sind viel Gewinne in der Lotterie.

Leopold. Ja, solche kleine, wo man eben sein Geld wiederbekommt, wo es also ganz gleichgültig ist ob man gespielt hat oder nicht. Eigentliche Treffer sind nur wenige. Meinen Sie nicht auch, Fräulein!

Edwina. Ich verstehe Ihre Anspielung nicht recht.

Leopold. Lieben Sie die Anspielungen?

Edwina (sieht ihn ruhig an). Nein, ich habe gern wenn man geradezu spricht.

Leopold. Warum das?

Edwina. Dinge, auf die man bloß anzuspielen wagt, müssen doch die offene Sprache scheuen.

Leopold. Und Sie sind immer offen?

Edwina. Wie könnte ich anders sein?

Amalie. Edwina — Sie entschuldigen — sei doch so gut und sage der Kammerfrau sie möge mir jedenfalls den Hut für heute abend besorgen.

Edwina (durch die Mitte ab). Im Augenblicke!

Leopold. Das Fräulein ist Ihre Nichte?

Amalie. Die Tochter meiner einzigen Schwester. Das arme Kind hat schon viel trauriges erlebt.

Leopold. Wie? Ein so junges zartes Wesen hätte schon das Unglück kennen gelernt?

Amalie (ernst). Sie hat beide Eltern verloren. Und ihr Vater, der selige Garnfeld —

Leopold (lebhaft). Wie nannten Sie den Namen?

Amalie. Garnfeld!

Leopold. Garnfeld! Sonderbar! Wissen Sie näheres von ihm?

Amalie. Sie fragen so lebhaft, haben Sie ihn gekannt?

Leopold. Wir waren Schulfreunde. Ich habe ihn aus dem Gesichte verloren. Was ist aus ihm geworden?

Amalie. Nun denn, er war ein Querkopf, ein unruhiger Mensch. Er machte immer weitaussehende Pläne, kostspielige Unternehmungen, die mißlangen. Darüber wurde er unmutig, ließ seine Frau seinen Verdruß entgelten, der häusliche Friede ging verloren, meine arme Schwester hat viel im stillen gelitten. Zuletzt war er eines Tages verschwunden. Er war abgereist, hatte sein dreijähriges Söhnchen, seinen Liebling, mitgenommen und einen Zettel zurückgelassen, auf dem stand: er wolle das Glück suchen und wiederkommen, wenn er es gefunden hätte. Das ist dreizehn Jahre her, wir haben nichts wieder von ihm gehört, er muß tot sein. Meine arme Schwester blieb auf dem Gute zurück, das ganz verschuldet war. Sie verschwieg das uns allen, kämpfte heimlich mit Entbehrungen, bis sie vor acht Jahren vor Gram und Sorgen starb. Die Gläubiger nahmen alles, was da war, und so kam Edwina als hülflose Waise in mein Haus.

Leopold. Wo sie in Ihnen eine zweite Mutter fand.

Amalie (herzlich). Ja ja, Herr Baron, sie ist mir wie eine Tochter, und sie wird nie die Mutter in mir vermissen.

Leopold. Es hätte dieses schönen Zuges wahrlich nicht bedurft um meine Verehrung für Sie zu erhöhen.

Edwina (kommt zurück und sagt Amalien etwas ins Ohr).

Amalie (aufbrausend, zornig, im Dialekt). J, da soll doch gleich — verzeihe Sie, Herr Baron, mei Chrischtian ischt a ung'schickter Mensch, hat mir ein'n neuen Kronleuchter zerschlagen, an dem i mei Freud hatt': muß ihn einmal auspuțe, den tölpige Bursch. Nehme Sies net übel, i komm' gleich wieder. (Rasch durch die Mitte ab.)

Edwina (geht nach ihrem Platze).

Leopold (während dessen für sich). Diese Augen, diese unergründlichen Augen! Ich muß wissen was in ihren Tiefen liegt. (Tritt ihr näher, laut.) Sie sind immer offen, mein Fräulein, immer wahr?

Edwina (sieht ihn ruhig an). Es ist so natürlich wahr zu sein. Ist denn dabei ein Verdienst?

Leopold. In vieler Beziehung das höchste.

Edwina. Ich könnte mirs nicht anrechnen.

Leopold. Haben Sie nie etwas verschwiegen, verheimlicht?

Edwina. Warum nicht? Wenn ich meiner Mutter oder Tante eine Ueberraschung zubereitete, dann habe ich heimlich gearbeitet.

Leopold. Sonst nicht?

Edwina (sinnend). Doch — zuweilen.

Leopold. Und wann?

Edwina. Wenn ich ihnen unangenehmes zu verbergen hatte. Ich suchte es dann heimlich gut zu machen. (Ernst.) Ist das Unrecht?

Leopold. Nein! Doch haben Sie nie etwas verschwiegen, was Sie gethan?

Edwina. Sie meinen wenn ich gefehlt hatte?

Leopold. Gut, wenn Sie gefehlt hatten?

Edwina. Nein; dann drängte es mich zum Geständnis. Mit der mütterlichen Verzeihung war dann auch das Schuldbewußtsein von mir genommen.

Leopold. Doch wenn Sie etwas thaten, was Sie nicht für Unrecht hielten? Haben Sie nie ein Geheimnis gehabt?

Edwina (sieht ihn sinnend an; plötzlich fällt ihr etwas ein, sie schlägt die Augen nieder und wendet sich ab).

Leopold (dringend). Sie hatten ein Geheimnis?

Edwina (leise). Ja!

Leopold. Sie haben es noch?

Edwina (leise). Ja!

Leopold (geht ein paar Schritte, für sich). Sie hat ein Geheimnis. Wenn sie liebte! Ist es mir doch als schnürte sich mir die Brust zusammen.

Edwina (schüchtern). Denken Sie deshalb übel von mir? Darf man keine Geheimnisse haben?

Leopold (warm). Was Sie verschweigen kann nur etwas Gutes sein.

Edwina (schweigt und senkt den Blick).

Leopold. Meine Fragen werden Ihnen sonderbar vorkommen?

Edwina. Nein.

Leopold. Sie sind gewohnt daß man Ihnen andere Dinge sagt.

Edwina. Ach ja!

Leopold. Man sagt Ihnen daß Sie schön sind, anmutig, liebenswürdig?

Edwina (lächelnd). O ja.

Leopold. Sie hören das gern?

Edwina. Wenn es nicht zu plump geschieht! Man hört sich gern loben.

Leopold. Ich habe Ihnen dergleichen noch nicht gesagt.

Edwina (sieht ihn groß an).

Leopold. Sie schauen mich wie fragend an?

Edwina. Ich weiß nicht ob mirs von Ihnen gefallen würde.

Leopold. Und warum von mir nicht?

Edwina. Weil —

Leopold. Weil? Sie stocken?

Edwina. Weil ich glaube Sie müssen Anderes, Bedeutenderes sprechen, als Schmeicheleien, die der Ton der guten Welt so mit sich bringt.

Amalie (kommt zurück). Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich so lange —

Leopold (nimmt seinen Hut). Ich habe um Verzeihung zu bitten daß ich meinen ersten Besuch so lange ausdehnte. Darf ich ihn wiederholen?

Amalie. Sie werden jederzeit willkommen sein.

Leopold (nimmt ihre Hand, herzlich). Wirklich? Ist das keine bloße Höflichkeit?

Amalie. Gewiß nicht.

Leopold (küßt ihr die Hand). Ich komme gern wieder und bald. Gnädige Frau, mein Fräulein, leben Sie wohl. (Ab.)

Amalie (im Dialekt). Was hat denn der Baron mit dir g'sproche?

Edwina. Er fragte mich, ob ich immer wahr sei.

Amalie. Und hat dir e bißle den Hof g'macht?

Edwina. Nein.

Amalie. Wenn er das thut, muscht du net d'rauf höre: die Herren sage oft einem Mädle schöne Dinge, ohne was dabei z'denke. (Setzt sich und beschäftigt sich mit ihren Geschenken.) Zwar seit i ihn kenn', begreif i doch net warum mer ihm so viel Böses nachsagt. Er hat so viel Ehrliches, Treuherziges — es wird wohl auch dreiviertel g'loge sein von dem, was die Leut' erzähle. Es giebt so viele Mädle, die gleich ans heirate denke, wenn ihne einer sagt: sie tanz' gut, oder sie hätt' e schönes Kleid an. Wann sie dann net g'heirat werde, so schreie sie über die Treulosigkeit der Männer!

Edwina (stickt emsig).

Amalie. Mir hat der Baron ganz gut g'falle, wenn er auch als junger Mann hie un da e dumm'n Streich g'macht hat! Junges Blut hat z'viel Mut! Jetzt ischt er e Mann, kein Jüngling mehr; e Mann in seine beste Jahre. Ich glaub daß die Art am beste thut, wenn sie spät heirat't, das kann dann e gute Eh' gebe, b'sonders wenn sie net so e junges Gänsle nehme, sondern e g'setzte Perschon. — Er will wiederkomme, der Baron. Des freut mich, es spricht sich gut mit ihm.

Dritter Auftritt.

Vorige. Zwei Diener.

(Die Diener bringen einen Blumentisch mit blühenden Blumen in Töpfen.)

Diener. An Frau von Wahren. (Ueberreicht eine Karte.)

Amalie. Setzen Sie sie nur hier an das Sopha.

Die Diener (setzen den Tisch rechts vom Sopha und gehen ab).

Amalie (liest die Karte). „Von gegenüber.“ — Nein, der Baron ischt zu aufmerksam. Schickt gleich die schöne Blume. Schau nur die Pracht. Es ischt e gar zu feiner Mann, der Herr Baron!

Vierter Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener. Herr Wolfgang Hartlieb!

Edwina. Willkommen! (Diener ab.)

Amalie. Hascht du Stunde?

Edwina. Ja! Ich muß rasch den Kanon holen, den mir Herr Wolfgang aufgegeben hat. (Links ab.)

Amalie. Prachtvolle Blume! Ich weiß gar net ob ichs eigentlich annehme soll? Aber wie könnt' mer's zurückweise? Es würd' ihn kränke. Wann i denk, wie i in die Stadt komme bin, hab i schon von dem Baron rede höre als von e gut'n Reiter: das ischt — hm — hm (zählt an den Fingern.) so e fünfundvierzig muß er schon alt sein — — weiß ich doch gar net was mich der Baron angeht, hab' so viel z'b'sorge, steh' da und schwätz' mit mir selber.

Fünfter Auftritt.

Amalie. Wolfgang.

Wolfgang (küßt ihr die Hand). Guten Morgen, gnädige Frau.

Amalie (hochdeutsch). Sein Sie willkommen, Herr Wolfgang. Wie geht es mit der Edwina? Macht sie Fortschritte?

Wolfgang. Ungemeine. Das Fräulein hat ein bedeutendes Talent.

Amalie. Das freut mich zu hören. Kann sie denn bald einmal in einer Gesellschaft spielen?

Wolfgang. Warum nicht? Sie finden in der ganzen Stadt keine junge Dame, die sich mit ihr messen kann.

Amalie. Schau, schau. Und niemals hat sie sich dazu entschließen wollen.

Wolfgang. Das ist ihre zu große Bescheidenheit. (Mit Feuer.) Das Fräulein ist in jeder Hinsicht die vollkommenste ihres Geschlechts.

Amalie (sieht ihn fest an). So? Sagen Sie, junger Herr, wie alt sind Sie denn?

Wolfgang (mit Stolz). Sechzehn Jahre!

Amalie. So, so! Meine Nichte wird gleich kommen. Guten Morgen. (Im Abgehen.) Edwina ist neunzehn, das hat keine Gefahr. (Rechts ab.)

Wolfgang (allein). Da ist der Blumentisch! Wenn er angenommen würde, wollte der Vater einen ersten Besuch machen! Der Tisch ist neben das Sopha sogleich zurhand gestellt, also gut aufgenommen worden, der Vater kann erscheinen! Ich hätt's kaum gedacht! Ein armer Musikant — und eine vornehme Dame? Zwar der Vater ist ein tüchtiger Künstler, das gleicht alles aus. Aber ich hätte nicht das Herz gehabt gleich so große Geschenke — (Nimmt vorsichtig eine Papiertüte aus der Tasche, in welcher eine abgeschnittene Tulpe.) — habe ich doch kaum den Mut ihr diese Tulpe zu bringen. Aber haben muß sie sie! Etwas ganz neues, das erste und einzige Exemplar in der Stadt, sagte der Gärtner! Er wollte sie gar nicht hergeben — ich mußte vier Dukaten springen lassen. Ob sie sich darüber freut? Hm ich denke! Wenn sie aber böse wird; es ist doch etwas Kostbares — Nein, nein, böse darf ich sie nicht machen, sie könnte mir es abschlagen sie zu nehmen — dann wäre ich um meine Freude. Halt — ich lege sie auf dem Balcon auf ihren großen Rosenstock, da wird sie sie schon finden. Hm hm, da weiß sie aber nicht daß die Tulpe von mir ist. Thut nichts, hat sie sie doch. (Tritt auf den Balcon.) Ei wie bequem kann man von hier aus in die

Zimmer des Barons gucken. Von den Blumen gedeckt kann man hier ungesehen alles beobachten. Da oben sind auch unsere Fenster. Sehr hoch, da schaut niemand hinauf! Desto fleißiger schauen wir herunter. Horch! Sie kommt! (Eilt in die Mitte des Zimmers und zupft an sich herum.) Nein, es ist niemand. Was zögert sie auch heute? Es ist ja sonst nicht ihre Art. Was wird sie sagen wenn ich ihr den Erfolg meiner Lieder mitteile. Wenn ich so recht daran denke, kommt es mir vor als sei ich zehn Jahre älter geworden. Und wenn ich denke daß ihr Name mit auf den Titel kommt, möchte ich immer einen Luftsprung vor Freuden machen! (Dreht sich auf einem Beine herum und wirft seinen Hut in die Höhe, der gerade der eintretenden Edwina vor die Füße fällt.)

Sechster Auftritt.

Wolfgang. Edwina (von links).

Edwina. Mein Gott was ist Ihnen?

Wolfgang (beschämt und verlegen). Ah — mein Fräulein — ich bitte —

Edwina (immer sehr freundlich, mit der Ueberlegenheit, die ein junges Mädchen über einen etwas jüngeren Knaben hat, aber doch voll Achtung gegen den Lehrer). Sind Sie unwohl?

Wolfgang. Nein — nein — nicht im geringsten —

Edwina (hebt den Hut auf). Bin ich doch fast erschrocken!

Wolfgang (wollte sich bücken, getraut sich aber nicht ihr so nahe zu kommen). Es war — es war — die Freude! Sie werden böse sein —

Edwina. Warum sollte ich? — Wenn Sie sich freuen nehme ich herzlich Anteil.

Wolfgang (immer ihr gegenüber schüchtern, sie kaum anzusehen wagend). Wirklich!

Edwina. Gewiß! Sie sind mein Lehrer!

Wolfgang. Ja!

Edwina. Sie geben sich viel Mühe mit mir.

Wolfgang. Ja!

Edwina. Ich bin Ihnen Dank schuldig.

Wolfgang. Ja — — nein — das heißt, verstehen Sie mich recht, ich bin Ihnen Dank schuldig.

Edwina. Sie mir?

Wolfgang (verschämt). Gewiß! — Ihnen Unterricht zu geben ist ein Vergnügen, eine Lust.

Edwina (lächelnd). Bin ich eine gute Schülerin?

Wolfgang. O — o, wenn es lauter solche Schüler gäbe, ich möchte mein lebelang Unterricht geben.

Edwina. Herr Wolfgang, das ist nicht recht, Sie loben mich zu viel. Sie sollten mich zuweilen schelten.

Wolfgang (sich vergessend, auffahrend). Schelten? Wer unterstände sich Ihnen ein böses Wort zu sagen?!

Edwina. Ei wie heftig! Meinen Sie ich wäre nie gescholten worden?

Wolfgang. Hm — ja — als Sie noch ein ganz kleines Kind waren.

Edwina. Hm es kommt zuweilen noch vor! Meine Tante —

Wolfgang. Wie? Sie könnte —? Sie sieht so gut aus.

Edwina. Kann man nicht gut sein und doch schelten?

Wolfgang. Nein, dann hätten Sie mich schelten müssen daß ich vorhin so ungeschickt — erlauben Sie — (Nimmt ihr den Hut ab, den sie noch immer in der Hand hält.)

Edwina. Darf man denn wissen was die Ursache Ihrer Freude war?

Wolfgang. Ja! O ja! Sie dürfen es wissen. Die ganze Welt wird es bald wissen.

Edwina. Die ganze Welt?

Wolfgang. Meine Lieder, die ich Ihnen vor acht Tagen zeigte —

Edwina. Nun?

Wolfgang. Sie haben gefallen! Sie werden gedruckt! Ich habe Honorar bekommen!

Edwina (herzlich). Das freut mich, das freut mich recht herzlich! Ich wünsche Ihnen Glück!

Wolfgang. Sie sind so gut, wenn Sie nur noch —

Edwina. Wenn ich noch? Haben Sie einen Wunsch?

Wolfgang (immer verlegener). Ja.

Edwina. Und welchen?

Wolfgang. Hm — wegen — sehen Sie — ich möchte —

Edwina. Sie stocken?

Wolfgang. Ja — wenn Sie —

Edwina. Kann ich Ihnen behülflich sein?

Wolfgang (leise). Ja.

Edwina. Und wie?

Wolfgang. Wenn Sie erlaubten —

Edwina. Was denn?

Wolfgang (abbrechend). Ich sage es Ihnen nachher — oder morgen — hätte ich doch bald vergessen — ich war dort, wie Sie mir aufgetragen, hier ist ein Brief. (Giebt ihr einen Brief.)

Edwina. Besten Dank. Sie waren dort? Und alles geht gut?

Wolfgang. Ganz gut.

Edwina. Erlauben Sie! (Liest den Brief.)

Wolfgang (für sich). Ich getraue mich nicht heraus mit der Frage. Und es wäre doch zu schön: „Gewidmet dem Fräulein Edwina". Ach was ich fasse mir noch ein Herz, sie wird gewiß nicht böse.

Edwina. Nochmals meinen besten Dank für die Besorgung des Briefes. (Legt den Brief in ein Notenheft.) Sie erzeigen mir eine große Gefälligkeit, ich hätte sonst niemanden, dem ich mein Geheimnis anvertrauen könnte.

Wolfgang. Ach, Fräulein, das ist ja gar nichts, könnte ich doch mehr, könnte ich doch wirklich etwas für Sie thun!

Edwina. Dazu werden Sie gleich Gelegenheit bekommen. Sie werden große Geduld mit meiner Arbeit haben müssen; die Aufgabe war recht schwer. (Zeigt ihm ein mitgebrachtes Notenblatt.)

Wolfgang. Es thut mir leid daß ich Sie plagen muß, aber die Harmonielehre ist zu wichtig. Das Klavierspiel wird Ihnen viel leichter, wenn Sie die Theorie etwas im Kopf haben.

Edwina. Sehen Sie wie ich damit zustande gekommen bin.

(Beide wollen sich an das Klavier setzen.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Diener, Hartlieb.

Diener. Belieben Sie einen Augenblick zu verziehen. (Rechts ab.)

Wolfgang. Vater, du hier?

Edwina. Ihr Herr Vater?

Wolfgang. So ist es.

Hartlieb (sehr modern gekleidet, und in dieser Tracht etwas unbehaglich). Pst — Sie haben Stunde, lassen Sie sich nicht stören. Ich wollte Frau von Wahren sprechen — man wies mich hieher.

Edwina. Meine Tante wird im Augenblick erscheinen. Belieben Sie Platz zu nehmen.

Hartlieb. Schön — nun, fahren Sie fort. Thun Sie als wenn ich gar nicht da wäre. Von einer Unterrichtsstunde sind die Minuten kostbar.

Wolfgang. Kommen Sie nur, Fräulein. (Setzt sich mit ihr an das Klavier, geht das Geschriebene mit ihr durch, macht mit einem Bleistift Bemerkungen, schlägt zuweilen einen Akkord oder einen einzelnen Ton auf dem Klavier an.)

Hartlieb (für sich). Hier sieht es besser aus, als auf meiner Musikantenkneipe. Werde es bald auch so haben. Da steht der Blumentisch, da der Strauß — sie hat beides angenommen, das ist ein gutes Zeichen. Nur zart und leise angeklopft. Nicht mit der Thüre ins Haus gefallen. Erst ganz von ferne ausgeforscht. Ich höre kommen, das wird sie sein. Ich werde sie zum erstenmal in der Nähe sehen, mit ihr sprechen — was wird sie sagen? Es wird mir ganz ängstlich zumute.

Wolfgang. Hier mußten Sie nach As-moll gehen, Fräulein.

Achter Auftritt.

Vorige. Amalie (von rechts).

Amalie (eine Karte in der Hand, hochdeutsch). Herr Hartlieb?

Hartlieb (immer steif). Er steht vor Ihnen, gnädige Frau.

Amalie. Tonkünstler und Konzertmeister?

Hartlieb. Ich habe die Ehre, erste Geige!

Amalie. Sie wollen vielleicht ein Konzert geben und bringen mir die Liste —?

Hartlieb. Bitte, gnädige Frau, es giebt der reisenden Virtuosen genug, ich will ihre Zahl nicht vermehren.

Amalie. Sie wollen vielleicht —?

Hartlieb. Gnädige Frau, dort der Lehrer Ihrer Fräulein Nichte ist mein Sohn.

Amalie (freundlich). Ah so! Daß mir das nicht gleich einfiel! Wir nennen den jungen Herrn gewöhnlich Herr Wolfgang — bitte, nehmen Sie Platz. (Setzt sich.)

Hartlieb (setzt sich auf einen Stuhl neben ihr). Ich wollte — ich komme — ja was wollte ich denn — richtig, ich wollte fragen wie Sie mit meinem Sohne zufrieden sind.

Wolfgang. E-dur, Fräulein, E-dur!

Amalie. Ganz gut, Herr Hartlieb, ganz gut. Meine Nichte macht überraschende Fortschritte unter seiner Leitung!

Wolfgang. Hier nach C-dur, Fräulein, C-dur!

Hartlieb. Das ist — das ist mir denn sehr erfreulich zu vernehmen.

Wolfgang. Wieder E-dur!

Amalie. Der junge Mann ist zwar noch sehr jung — aber er war mir doch gut empfohlen.

Hartlieb. Verdient es auch. Ist zwar mein Sohn, mein Schüler, muß aber die Wahrheit sagen; er hat etwas Tüchtiges gelernt.

Amalie. So wird ihm eine reiche Zukunft blühen.

Hartlieb. Zukunft. Nein, nein, nichts Zukunft.

Amalie. Wie?

Hartlieb. Was soll der Tonkünstler mit der Zukunft? Für die Gegenwart soll er schreiben, für die Gegenwart.

Amalie. Ach ich verstehe — Sie sind kein Anhänger der modernen Richtung?!

Hartlieb. Gnädige Frau, ich heiße Sebastian, bin auf den alten Bach getauft, bin in Händel, Haydn und Mozart großgezogen und habe auf Beethoven mein Glaubensbekenntnis abgelegt.

Amalie. Mag sein; in mir finden Sie dagegen eine große Verehrerin der Zukunftsmusik.

Wolfgang. Fis-moll, mein Fräulein, Fis-moll!

Hartlieb (erschrocken). Gnädige Frau! (Bittend.) Gnädige Frau! (Wehmütig.) Gnädige Frau, eine so schöne Dame, eine so vortreffliche Dame, und lieben die Zukunftsmusik?! Ei das schlägt alle meine Hoffnung nieder.

Wolfgang. Septimenakkord, Fräulein!

Amalie. Ihr alten Leute seid hartnäckig und stemmt euch gegen den Fortschritt.

Hartlieb. Ja, hartnäckig sind wir — im Guten; so hartnäckig sind wir alle in meinem Vaterlande, ich bin eben aus Schwaben.

Amalie (plötzlich lebendig, herzlich, im Dialekt). Wo sei'n Sie her?

Hartlieb. Ich bin am Neckar zuhause!

Wolfgang. D-dúr, D-dur.

Amalie (reicht ihm beide Hände). So sind Sie ja e Landsmann von mir! Ich bin ja auch aus Schwabe, aus dem herzige Land! — War mir's doch gleich so heimisch wie ich Sie sah, habe so e ehrlich's G'sicht, dem mer gleich traue könnt'! Ei, grüß Sie Gott — grüß Sie Gott!

Hartlieb (fast weinend). Gnädige Frau, das ist —

Amalie. Was ischt Ihne?

Hartlieb. Ich weiß nicht — es ist mir auf einmal, wie ich die lieben Töne wieder höre, als sehe ich da die grünen Berge und da unten fließt der Neckar.

Amalie. So ziehe Sie Ihre Mund net in so vornehme Falte, und schwätze Sie wie Ihne der Schnabel — g'wachse ischt.

Hartlieb (weinend). Kann's ja nicht mehr. War sieben Jahre alt, als ich nach Norddeutschland kam, hab' alles verlernt. Aber 's Herz will mir zerspringen, wenn ich die liebe Sprache höre. Reden Sie noch ein Bissel fort.

Amalie. Ich laß mer mei Schwäbisch net nehme. 's icht gar zu e herz'ge Sprach. Ach i denk' alle Tag an die Heimat zurück. Hier drauße sind wohl auch gute Leut', aber wenn sie so hochdeutsch schwätze, weiß mer nie wie sie's meine; daheim in Schwabe weiß mer gleich, wie mer mit dene Leut' d'ran ischt.

Hartlieb (weich, lebendig). Sehen Sie, gnädige Frau, ich bin so in der Welt herumgeworfen worden und hab' eigentlich keine Heimat — aber so ein heimlicher Zug nach Schwaben ist immer in mir gewesen.

Amalie. 's geht mer auch so. 's giebt aber auch nur ein Schwabe auf der ganze Welt. Die schöne Berg, die grüne Wälder, die prächtige Dörfer — und dann die Leut' — die Leut' sind gar zu gut! — „Grüß di Gott wo kommst

her, setz' di nieder — iß an Bisse — trink an Schluck!" — Dann: „Sag', wie geht's z'Haus? Was macht der Herr Vatter un d'Frau Mutter?" — Und dann: „Jetzt b'hüt' di Gott! — Glück auf de Weg! — Komm' g'sund heim!" — Sehe Sie, Herr Hartlieb, des kann mer alles im Hochdeutsche net sage! Ach mei Schwabe! Mei Schwabe! Sehe Sie, Herr Hartlieb, es ischt auch hübsch hier drauße, und prächtig, und d'Sonne scheint auch hier — aber i mein', bei uns hätt' sie doch schöner g'schiene. Und wenn i hier de Mond anguck, so ischt mir's immer als hätt' mir e Professor erklärt wie groß er wär' und wie weit von der Erd' entfernt. Wenn i aber daheim de Mond ang'sehe hab', war mir's immer als wollt' er sage: „Grüß di Gott, Male, was machscht, was denkscht?" (Zeigt ihm die Bilder.) Sehe Sie, das ischt mei Vatterhaus, das ischt die Kirch' in mein'm Ort, und das ischt die Kapell' auf dem Berg. Da bin i oft rumg'laufe, wie i noch so ein kleines Mädle g'wese bin, un da obe bei der Kapell' bin i einmal eing'schlafe vom viele 'Rumlaufe, un wie ich aufwach', ischt die Sonn' 'nunter un es ischt finschter unter die Bäum'. Aber da ischt der gute Mond am Himmel g'stande un hat mir sorgfältig g'leucht't den Berg 'nunter durch de ganze Wald, daß ich den Weg heim g'funde hab'. Ach i hätt' mir's net träume lasse, daß ich e mal hier drauße lebe sollt', un es ischt mer manchmal eing'falle: i sollt' heim gehe in mein' Ort un sollt mir e Häusle kaufe oder baue un dort lebe bis an mei sel'ges End'. Ei das freut mich, Herr Hartlieb, daß Sie e Landsmann sind, es ischt doch gleich was andres um unsre Leut'. Ich bin jetzt bald fünfundzwanzig Jahr' hier, aber es ischt mir immer noch manchmal fremd. Ich kenn' die Leut' un kenn' sie auch net. Hier kann i net sage: „Setz' di nieder und iß an Bisse!" — (Hochdeutsch.) Hier muß ich Karten schicken mit höflichen Einladungen, und dann habe ich die Ehre sie bei mir zu sehen und erbitte mir bald wieder die Ehre und bedanke mich für die Ehre, — (Im Dialekt.) so daß ein'm vor lauter Ehr' ganz wirblig wird. Und den Eine muß i so grüße, den Zweit'n so, un den Dritt'n wieder andersch.

Daheim hab' i dene Leut' zug'nickt, un die Leut' habe mir wieder g'nickt oder habe mir die Hand gebe un g'sagt: „Grüß di Gott, Male“, denn **mich** habe alle Leut' kennt, sogar 's liebe Vieh, die Taube, die Hühner un die Gäns', und wenn i über den Hof gange bin, sind sie auf mich zug'floge un habe lange Häls' gemacht un mir nachguckt. Ich kann net klage daß mer's hier net gut gange wär' — aber so lustig bin i doch nie wieder g'wese als in der Heimat — in mein'm liebe, liebe Schwabe!

Hartlieb (hörte mit leuchtenden Augen zu, wischte sich abwechselnd aus jedem Auge eine Thräne; jetzt springt er auf, will reden, kann nicht, schüttelt Amalie die Hand, stürzt auf Wolfgang zu, reißt ihn in die Höhe, umarmt ihn, zieht Edwina auf, küßt sie auf die Stirne, kehrt zu Amalie zurück, sieht sie zärtlich an, mühsam und erstickt). Ich komme wieder! (Ab.)

Amalie. Aber Herr Landsmann.
Edwina. Was soll das heißen?
Wolfgang. Vater, lieber Vater!

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Dasselbe Zimmer wie vorher.

Erster Auftritt.

Wolfgang.

(Zwei Diener haben eben einen Orangeriebaum gebracht und ihn an die andere Seite des Sophas gestellt. Sie gehen durch die Mitte ab.)

Wolfgang (hat einen Bogen Papier in der Hand und sah zu). So, der Orangeriebaum wäre auch da! Beim Vater steigern sich die Liebesbeweise. Erst einen Strauß, dann Blumen, nun ein ganzer Baum. Aber wie schlecht haben sie ihn gestellt! (Schiebt den Baum einige Fuß zurück; eine Fußbank, die ihm dabei im Wege ist, schiebt er erst bis nach der Mitte der Bühne.) So, so ists besser! Edwina wird gleich kommen, sagt der Bediente. (Geht unruhig auf und ab und springt dabei immer leicht über die Fußbank, die ihm im Wege steht.) Ich sage es ihr heute! Der Musikalienhändler will die Lieder gleich drucken, er verlangt noch heute den Titel, sie muß sich entscheiden. Wird sie Nein sagen? Sie soll mir erlauben ihr meine Lieder zu widmen — was ist denn dabei? (Steht still.) Sie wird erkennen daß ich sie liebhabe! Ach und wie lieb! (Springt.) Edwina! Könnte ich nur etwas für sie

thun, so etwas Ordentliches, nein, etwas Außerordentliches, damit sie sieht wie lieb ich sie habe. Und warum soll sie es nicht wissen daß ich sie im Herzen trage? Ich brauche nicht mehr so ängstlich zu sein. Meine Lieder gedruckt! Der Erfolg gestern abend in der Gesellschaft. Das ist der erste Schritt ins ernste, wirkliche Leben! Ich habe jetzt die toga virilis empfangen! Ich kann den Kopf schon gerade tragen! Erst sechzehn Jahre sagen die Leute! Pah die Menschen entwickeln sich verschieden. Mancher ist mit fünfzig noch nicht so weit, als andere mit sechzehn! Mozart war mit sechzehn Jahren schon ein bedeutender Mann — und ich heiße auch Wolfgang! Sie kommt! Ich werde ihr heute ganz anders entgegentreten als sonst. (Schiebt die Fußbank mit dem Fuße beiseite.)

Zweiter Auftritt.

Wolfgang. Edwina (von links).

Edwina. Guten Morgen, Herr Wolfgang. Sie wollen mich sprechen?

Wolfgang (wieder ganz schüchtern). Ich — Sie — eine Bitte führt mich zu Ihnen.

Edwina. Eine Bitte? Steht es in meiner Macht, sie zu erfüllen?

Wolfgang. Ja, o ja. Ich — ich sagte Ihnen schon gestern —

Edwina. Nun?

Wolfgang. Daß ich — daß meine Lieder — nicht doch, daß ich mit dem Baron abends in eine musikalische Gesellschaft gehen würde?

Edwina. Nun? Haben Sie gespielt? Haben Sie Glück gemacht?

Wolfgang. Ja, Fräulein Edwina, ja, großes Glück.

Edwina. Erzählen Sie, erzählen Sie.

Wolfgang (immer lebendiger und feuriger). Anfangs war ich etwas verlegen! Die großen, hellen Säle, die vielen vornehmen Leute — ich bin das nicht gewohnt. Als aber ein junger Mann ein Salonstück von Chopin spielte, bekam ich Mut. Er hatte Fertigkeit, das ist wahr, und spielte das Ding glatt weg. Aber kein Vortrag, kein Verständnis. Das fühlte ich, besser konnte ich es machen. Dann stellte mich der Baron vor, und ich mußte ans Klavier. Ich spielte die Sonate von Beethoven in As-dur. Da habe ich mich gefreut. Bei dem Chopin plauderten die Leute mit einander, aber bei Beethoven waren sie mäuschenstill. — Dann kam ein Quartett von mir an die Reihe, ich spielte selbst die erste Geige. Das hat sehr gefallen. Denn als es zuende war kamen alle Leute auf mich zu und lobten mich, daß ich gar nicht wußte wo ich die Augen hinthun sollte. Aber ich war in der Stimmung, ich habe wirklich gut gespielt.

Edwina (reicht ihm die Hand). Ich wünsche Glück, von Herzen Glück!

Wolfgang (überrascht, küßt ihr die Hand und tritt, wie erschrocken über seine eigene Kühnheit, einen Schritt zurück). Verzeihen Sie — ich — danke Ihnen, wollte ich sagen.

Edwina (zieht ihre Hand gleichfalls verlegen zurück). Sie — Sie sprachen von einer Bitte.

Wolfgang. Ja, wenn Sie —

Edwina. Nun?

Wolfgang. Ich bin vielleicht zu kühn.

Edwina. Wenn es in meiner Macht steht.

Wolfgang. Das wohl — meine Lieder werden gedruckt — ich wollte Sie um die Erlaubnis bitten —

Edwina. Nun?

Wolfgang. Ihnen die Lieder — widmen zu dürfen.

Edwina (rasch, fröhlich). Wie? Mein Name soll auf den Titel? Das ist hübsch! Das macht mir Spaß!

Wolfgang (mit leuchtenden Augen). Also Sie gestatten es?

Edwina (plötzlich erschrocken). Nein — nein —

Wolfgang. Wie?

Edwina. Ich muß doch wohl erst die Tante fragen. Wer weiß — ob nicht Mißdeutungen —

Wolfgang (verlegen). Mißdeutungen —

Edwina (immer verlegener). Man könnte glauben — —

Wolfgang (ebenso). Sie mögen Recht haben.

Edwina. Es betrübt Sie, das thut mir leid — aber ich muß doch jedenfalls die Tante fragen. Können Sie in einer Stunde einmal wieder vorfragen?

Wolfgang. Wie Sie wünschen, Fräulein, wie Sie befehlen. Guten Morgen, mein Fräulein. (Geht, kehrt langsam um.) Wenn die Tante nicht gleich will, werden Sie ein wenig bitten?

Edwina. Ich werde sehen.

Wolfgang. Nun ich empfehle mich. (Geht, kehrt um.) Sie haben doch nichts dagegen? Denn sonst —

Edwina. Ich nicht, wenn nicht die Tante —

Wolfgang. Das freut mich. — Empfehle mich bestens! (Ab.)

Edwina. Auf Wiedersehen! — (Allein.) Ist mirs doch als wäre ich aus einem Traum erwacht! Ist denn Wolfgang kein Knabe? Nein, er ist es nicht. Und wenn er es war, ist er es nicht mehr, ist er es seit heute nicht mehr. Ich war ihm gut, fast wie einem Spielgefährten. Es machte mir Vergnügen daß er mein Lehrer war, da ich im Geschick des Lebens ihm so überlegen bin. Es machte mir Vergnügen zu sehen wie er mir gut war und zu schüchtern doch es auszusprechen. Nun ist er kein Knabe mehr, in ihm regt sich der Mann, der Meister — wie soll ich mich jetzt gegen ihn benehmen? Jetzt kommt die Reihe der Verlegenheit an mich. Hm ich bin ihm gut, wirklich gut — aber so wie ich einem Bruder gut sein würde. Und er? Er meint es anders!

Dritter Auftritt.

Edwina. Amalie.

Amalie. Nun was ischt denn das? Ein Orangeriebaum?!

Edwina. Ich sehe ihn auch eben erst —

Amalie. Schau, en Zettel d'ran. „Vom Gegenüber!" Wieder vom Baron. — Was meinscht du dazu?

Edwina (beklommen). Der Baron hat viel Aufmerksamkeit für dich.

Amalie. Un das sagschst du in so weinerlichem Ton? Hascht mich doch manchmal selbscht darauf aufmerksam g'macht — ich säh' noch gut aus, un könnt' allefalls — un da denkscht du vielleicht du könntescht dabei verliere? (Lacht.) Dummes Zeug, werde ich in mein'm Alter —! (Küßt sie.) Närrisches Ding — mach' kei verdrießlich's G'sicht, du weischt ja daß du mein' gute Tochter bischt und bleibscht — g'schehe, was da will. — Jetzt komm' auf mei Zimmer, ich will dir's Verzeichnis vom Silberzeug gebe, du muscht es nachsehe.

Edwina (umarmt sie, beklommen). Was zu Ihrem Glücke geschieht kann mich ja nur erfreuen. (Rechts ab.)

Amalie. Was hat denn's Mädle? 's hat ja Thräne im Aug' g'habt. 's denkt an meiner Lieb' zu verliere, wenn i — aber Male — was hascht du für G'danke. Ich hab' dich für g'scheuter g'halte. In dein'm Alter — hm, hm — 's kommt d'rauf an, wie mer sich g'halte hat — (Mit einem Blick in den Spiegel.) Sieht manche net besser aus, die zehn Jahr jünger ischt. Und dieser Baron — das muß wahr sein, g'falle kann er ein'm schon, un wenn Edwina einmal heirat't wär' i ganz allein. (Schlägt sich an die Stirn und lacht.) Da hab' i mir immer einbildt, i wär' e g'setzte, vernünft'ge Frau,

un hab' G'danke' wie e Mädle von sechzehn Jahr. 's ischt gut, daß mer an'm die G'danke net auf'm Gesicht lese kann, ich müßt' mi sonst vor der ganze Menschheit schäme. (Rechts ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Diener, Hartlieb. (Beide treten durch die Mitte ein.)

Diener. Belieben Sie einen Augenblick zu verziehen, ich will Sie melden. (Rechts ab.)

Hartlieb. Da steht der Orangeriebaum! Auch angenommen! Das ist ein gutes Zeichen! Jetzt will ich meine Worte anbringen. (Mit schwerem Atemzuge.) Ich weiß nicht warum es mir so schwer auf der Brust liegt. Habe ich denn noch Zweifel? Sie liebt die Zukunftsmusik? Das ist schlimm. Mit ihren vielen Dissonanzen könnte die auch Dissonanz in unser Verhältnis bringen. Aber sie ist ja eine verständige Frau, sie wird Vernunft annehmen. Ich habe sie fast fünfundzwanzig Jahre geliebt, und wie sie gestern so herzig zu sprechen anfing, da hat es mir den letzten Stoß gegeben. Nein, nein, ich gestehe ihr meine Liebe. Aber wenn sie Nein sagt? Dann kann ich alle Tage sechzehn Stunden geigen, daß ich meine eigenen Seufzer nicht höre. — Aber sie wird nicht Nein sagen, meine Liebesboten hat sie ja freundlich angenommen. (Deutet auf seine Geschenke.) Wie war doch der Satz, mit dem ich sie anreden wollte? (Aufgetragen.) Die Botschaft von gegenüber zu gegenüber ward freundlich aufgenommen, und diese freundliche Aufnahme belebt mich mit der Hoffnung, daß Sie was die Blumen in still verschwiegener Sprache meldeten auch von den Worten aus dem Herzen mit gütiger Gewährung annehmen werden. (Selbstgefällig.) Ich glaube nicht daß man gegen diesen Satz einwenden kann. Die Botschaft von gegenüber zu gegenüber — das ist ein guter Gedanke. Ich glaube Schiller brauchte sich dessen nicht zu schämen.

Habe ich erst den Anfang gemacht, soll es schon gehen. Seit fünfundzwanzig Jahren habe ich so viel schöne Stücke auf dem Theater gesehen, werde doch an denen etwas von gutem Stil gelernt haben.

Fünfter Auftritt.

Hartlieb. Amalie (von rechts).

Amalie (im Dialekt, sehr herzlich). Na grüß Sie Gott, mein lieber Landsmann!

Hartlieb (förmlich). Gnädige Frau, die Botschaft von gegenüber zu gegenüber — (deutet auf den Strauß).

Amalie. Sie sind gestern so fortgelaufe, daß es mich ganz erschreckt hat.

Hartlieb. Die Botschaft von gegenüber zu gegenüber — (deutet auf den Blumentisch).

Amalie. Ich kann mirs denke. — Es hat Sie packt, wie Sie von der Heimat g'hört habe. 's geht mir auch so, aber es freut mich daß Sie wiederkomme sind.

Hartlieb. Erlauben Sie, die Botschaft —

Amalie. Ja, so — Sie haben mir was zu sage?

Hartlieb. Die Botschaft von gegenüber —

Amalie. Kenne Sie den Herr Baron von Hausner?

Hartlieb. Ich habe die Ehre; er erweist mir viele Freundschaft!

Amalie. Das seh' ich. (Für sich.) Er schickt en Bote, er will erst ausforsche wie's steht, eh' er's selbscht wagt, ei wie fein — wie zart! (Laut.) Nun, lieber Landsmann, wie ischt's denn mit der Botschaft?

Hartlieb (wischt sich den Schweiß, immer sehr feierlich und empfindsam). Gnädige Frau, ich weiß Sie besuchen sehr fleißig das Theater.

Amalie. Ei freilich.

Hartlieb. Gnädige Frau haben da oft gesehen wie verschieden die Liebe ist, was unsere Dichter so anmutig zeichnen.

Amalie. Ja, das könne sie, die brave Mensche, und wenns dann recht schön darg'stellt wird, so möcht' man bitt're Thräne weine.

Hartlieb. So giebt es eine kecke Liebe, eine feurige Liebe, eine stürmische Liebe, eine stille Liebe, eine bescheidene Liebe, eine verschwiegene Liebe.

Amalie. Ja, ja — es ischt immer verschiede — aber wie's auch sein mag, 's ischt immer hübsch.

Hartlieb. Die stille, bescheidene, verschwiegene Liebe ist wie die von dem verstorbenen Ritter Toggenburg, die der gleichfalls verstorbene Schiller so schön gezeichnet hat. Man sitzt dem Fenster gegenüber und verehrt schweigend den Gegenstand seiner zartesten Gefühle.

Amalie. Ja, ja, das Gegenüber hat so seine Gefahren.

Hartlieb. Gefahren! Ja! (Begeistert.) Aber auch die höchste Seligkeit! Ja, gnädige Frau, die höchste Seligkeit! O es ist die wahrhafteste, die echteste Liebe, die lange kämpft und jeden kecken Wunsch unterdrückt und sich begnügt den Gegenstand der zartesten Neigung aus der Ferne anzubeten. (Trocknet sich den Schweiß.)

Amalie (für sich). Der gute Baron! Hätt' i doch net g'dacht daß er mich schon so lang' gern hat.

Hartlieb. Doch auch die stillste, bescheidenste Liebe vermag nicht auf die Dauer das Verlangen des Besitzes zu unterdrücken.

Amalie (verschämt). Herr Landsmann!

Hartlieb. Dies holde Erröten, gnädige Frau, giebt mir den Mut, fortzufahren. (Sehr aufgetragen.) Umstände, Hindernisse zwingen den Liebenden daß er dem Gedanken entsagen muß sein Auge bis zu der Holden empor zu heben, die er still im Herzen trägt. Da bricht die Sonne des Glücks durch die dunkeln Wolken am Horizont, die Hindernisse

schwinden, neuer Mut belebt die einsame Brust, und schüchtern wagt der lange geprüfte, treu bewährte Liebende sich ihr zu nahen und seines Herzens heiße Flammen zu gestehen.

Amalie (beschämt). Ei, Herr Landsmann, Sie spreche ja, wie soll i sage, wie die Leut' auf dem Theater. Ich weisch net, was i erwidere soll.

Hartlieb. Wenn Sie gerührt werden konnten von der Ausdauer der wärmsten Liebe, die Sie nur dargestellt auf dem Theater, nur im Bilde gesehen haben, werden Sie unempfindlich bleiben wenn sich Ihnen die Wirklichkeit nähert?

Amalie (verschämt, hochdeutsch). Unempfindlich? Ei nun ich bin ja keine Tigerin! Welches Frauenherz könnte von so treuer, hingebender Zärtlichkeit nicht gerührt werden!

Hartlieb. So darf ich auf eine zustimmende Antwort —

Amalie (im Dialekt). Sei'n Sie doch net so stürmisch, Herr Landsmann!

Hartlieb. O dieser Augenblick! Er ist nicht geeignet von der Sonne des Glücks zu sprechen, von dem Reichtum, der —

Amalie. Geh'ns weg, wer wird denn —

Hartlieb. Nein, nichts von diesen irdischen Dingen. Denken Sie an Ihren Plan! Ein Haus, ein Garten daheim am Neckar, auf den Händen getragen von der treuesten, zuverlässigsten Liebe.

Amalie. Es wäre freilich schön —

Hartlieb. Nichts wäre! Es wird! (Küßt ihr die Hand.) Ich eile! Ein Ring soll diese schöne Hand schmücken zum Zeichen des seligsten Bundes, der je zwei Menschen vereinigte. (Stürzt ab.)

Amalie. So warte Sie doch, Herr Landsmann! Herr Landsmann, höre Sie doch! — Fort ischt er! — Ja wie ischt mir denn? Hab' i denn schon Ja g'sagt? Ich bin ganz

verwirrt. Der Baron hätt' sich kein bessern Abg'sandte wähle könne. Ich hab' ja aber noch net Ja g'sagt — i hab' nur durchblicke lasse, daß i vielleicht — hätt' i doch net g'dacht daß mer so schwach sein könnt'! Mein Gott — mir wird ganz ängstlich z'mut — ischt's net nur die Eitelkeit, die mich verführt? Da muß i gleich — (Ruft.) Edwina! Ich muß sie um Rat frage, sie ischt e verständ'ges Mädle! (Ruft.) Edwina! Wenn sie nun zurät — Gott! — Ich bin so in Verwirrung — wie bring' i meine G'danke z'samme?!

Sechster Auftritt.

Amalie. Edwina (von rechts).

Edwina. Du rufst, liebe Tante!

Amalie. Ja, komm' her, mein Kind, ich will dir etwas vertraue — will dich frage —

Edwina. Du bist so aufgeregt, deine Wangen glühen —

Amalie (verschämt). Schau mich doch net so an. Ich wollt' dir nur sage — na — guck' dort in das Eck!

Edwina. Liebe Tante!

Amalie. Weißt, wir sind alle schwache Mensche — wir nehme uns oft etwas vor — un nachher — ins Eck guckst! — Ja, wie wollt' ich sage — un nachher thun mer doch net was wir uns vorg'nomme habe. — Was meinscht du?

Edwina. Du sprichst so allgemein, ich verstehe nicht —

Amalie. Nu siehscht — der Baron — i hätt's auch net g'dacht — aber wenn man auch net mehr jung ischt — — man hat doch noch en Herz, un wenn man dann so recht treu un wahr g'liebt wird — weischt, wie der Romeo die Julia g'liebt hat —

Edwina (sieht sie groß an).

Amalie (verwirrt). Dann — dann — i kann dirs net sage. (Läuft verschämt fort.)

Edwina (allein). Was ist das? — Sollte der Baron ihr eine Erklärung gemacht haben? (Langsam.) Es muß so sein. Warum freue ich mich denn nicht? Es wird die Tante glücklich machen, der ich so viel verdanke. (Wischt das Auge.) Wie? Eine Thräne? (Schwer.) Ich habe doch keine Ursache zum Weinen.

Siebenter Auftritt.

Edwina. Leopold, Diener.

Diener. Herr Baron von Hausner! (Läßt Leopold eintreten, ab.)

Edwina. Er? Jetzt nicht! (Eilt nach ihrem Zimmer links.)

Leopold (tritt ein). Mein Fräulein!

Edwina (bleibt stehen).

Leopold. Nur auf zwei Worte bitte ich Sie.

Edwina. Herr Baron!

Leopold (führt sie vor). Ich werde ganz kurz sein! Edwina, ich liebe Sie!

Edwina. O mein Gott!

Leopold. Sie erschrecken? Sie erschrecken ernstlich? Ich bedarf weiter keiner Antwort. (Verbeugt sich zum Gehen.)

Edwina. Herr Baron —

Leopold. Sie wollen Ihr Erschrecken mit einigen freundlichen Redensarten überzuckern. Ist nicht nötig! Ich bin Manns genug, auch etwas Unverzuckertes verschlucken zu können.

Edwina (immer sehr zart, mit niedergeschlagenen Augen). Sie mißdeuten mein Erschrecken.

Leopold. Wie?

Edwina. Sie sprachen so plötzlich, so unerwartet —

Leopold. Hm ich zähle Sie nicht zu den Püppchen, bei denen man eine lange Vorbereitung nötig hat. Ich bin aber doch wohl etwas mit der Thüre ins Haus gefallen. Also vor meiner Liebe sind Sie nicht erschrocken?

Edwina (leise). Nein.

Leopold. Das ist etwas, das ist schon viel! Darf ich weiter sprechen?

Edwina (deutet ihm zu sitzen).

Leopold (bleibt stehen). Ich glaube kaum, mein Fräulein, daß Sie sich viel darauf zugute thun werden mein Herz gewonnen zu haben.

Edwina. Warum glauben Sie das?

Leopold. Es ist schon ein bischen alt, dieses Herz. Antworten Sie mir nicht, lassen Sie mich weiter sprechen. Vielleicht hätte ich sagen können: das Herz ist weniger alt, als vielmehr der ganze übrige Mensch, denn wahrhaftig Ihnen gegenüber empfinde ich sehr jugendlich. Doch daß ich alt bin möchte amende nicht so viel schaden. Mit fünfundvierzig Jahren — ich werde Ihnen nötigenfalls den Taufschein vorlegen — mit fünfundvierzig Jahren zählt man zu den Männern, und ich habe mir von verständigen Mädchen erzählen lassen, die sich wärmer an einen Mann anschmiegen können, als an einen jungen Laffen. Mein Alter wäre also amende kein Hindernis, auf das ich allzuviel gäbe, wenn ich nur sonst etwas wert wäre. Allein ich muß Ihnen bekennen daß ich eigentlich im vollsten Sinne des Wortes das bin, was man einen Taugenichts nennt. Sie sehen mich zweifelnd an? Liebes Kind, die Wahrheit muß ich sagen. So wenig ich tauge, bin ich doch nicht so schlecht für besser gelten zu wollen, als ich wirklich bin. Ich besitze Vermögen und Kenntnisse, allein ich habe von beiden bisher den allerschlechtesten Gebrauch gemacht. Meine Kenntnisse habe ich nur zu meinem eigenen Vergnügen benutzt, sie aber nie zum allgemeinen besten verwendet. Wenn ich mich deshalb vor mir selbst entschuldigen will, so mache ich mir weiß: ich hätte Anderen den Platz nicht wegnehmen wollen, dessen ich zum Leben nicht

bedarf. Der Rest von gutem Gewissen, den ich aber noch habe — ich habe wirklich noch so einen Rest, liebes Fräulein — sagt mir: es sei bloße Faulheit gewesen, die mich an nützlicher Thätigkeit gehindert habe. Mein Vermögen habe ich gleichfalls nur für mich, zum Genuß des Lebens angewendet. Ich habe Pferde und Jagd geliebt, Zerstreuungen und Vergnügungen, habe größere und kleinere Reisen gemacht, habe auch manche Nächte am Spieltische zugebracht. Sie sehen, es ist ein ganz unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, das Ihnen seine Liebe gesteht. Der Rest von meinem Gewissen sagt mir aber daß diese Liebe das einzige Gute sei, was allenfalls an mir ist. Er sagt mir: wenn du so zu lieben vermagst — wie ich es wirklich thue — nach einem halbverlornen Leben, so steckt noch ein Kern von Gutem in dir. Und aus diesem Kerne könnte noch eine Frucht erwachsen, die das bisher Verlorne wieder aufwöge. Jetzt, mein Fräulein, bin ich zuende, jetzt antworten Sie mir.

Edwina. Was soll ich Ihnen antworten?

Leopold. Ob Sie meine Liebe nicht unfreundlich berührte, ob Sie imstande wären dieselbe zu erwidern. Sagen Sie mir unumwunden Ihre Meinung, selbst wenn sie mir das Wiederkommen verböte.

Edwina (anfangs noch schüchtern, wird dann immer wärmer und lebendiger). Haben Sie mir denn die ganze Wahrheit gesagt?

Leopold. Nach bestem Wissen, ja.

Edwina. Und — wenn Sie irren?

Leopold. Wie?

Edwina. Sich über sich selbst irren?

Leopold. Wie?

Edwina. Wenn Sie Recht hätten in dem Urteile über sich selbst, bliebe mir nur eine Antwort übrig.

Leopold. Das wäre die freundliche Einladung, mich zum Teufel zu scheren.

Edwina. Allein Sie beurteilen sich selbst falsch.

Leopold. Das wäre mir lieb. Sie sehen ich habe mir Mühe gegeben mich selbst kennen zu lernen — und geschmeichelt habe ich mir nicht.

Edwina. Sie benutzen Ihre Kenntnisse nicht? Ich habe doch Ihren Namen in den Verhandlungen gelehrter Gesellschaften gelesen!

Leopold. Haben Sie?

Edwina. Sie empfinden warm für die Kunst und befördern diese wo Sie können.

Leopold. Was thut man nicht aus Langeweile.

Edwina. Sie benutzen Ihr Vermögen nur für sich, sagen Sie? Ich weiß doch, daß mancher Arme Ihren Namen im stillen segnet, daß mancher talentvolle, unbemittelte Mensch Ihnen seine Ausbildung, sein Glück verdankt.

Leopold. Das will nichts sagen. Das ist eine Laune von mir. So oft ich spiele, besetze ich die Dame mit dem Vorsatze was ich gewinne zu verschenken.

Edwina. Es ist Spottlust von Ihnen Ihren eigenen Wert zu verbergen.

Leopold. Auf Ehre nicht. Ich denke nicht sonderlich gut von mir. Sollte ich das können, so müßte ich mich erst in der Anerkennung eines andern Menschen wiederfinden.

Edwina. Die Besuche, die Sie jeden Morgen empfangen, und die bei Ihnen Trost und Hülfe suchen und finden, bürgen für Sie.

Leopold. Woher wissen Sie?

Edwina (beschämt). Ich wohne Ihnen gegenüber — man sieht unwillkürlich manches.

Leopold. Daß ich zuweilen gutmütig bin, wollen Sie mir zum Verdienst anrechnen, daß ich mein halbes Leben vergeudet habe wollen Sie mir verzeihen. So fänden Sie keinen Tadel an mir?

Edwina (lebhaft). Doch! Ueber eins werden Sie sich schwer verantworten können.

Leopold. Das wäre?

Edwina. Die Härte, mit der Sie Ihren alten Diener behandelt haben.

Leopold (erstaunt). Wie?

Edwina. Sie vermissen eine Summe Geld, Sie stellen Untersuchung an und finden das Vermißte in dem Koffer Ihres alten Dieners — und stoßen ihn unbarmherzig von sich.

Leopold (lebhaft). Er ist unschuldig, ich weiß es seit heute. Mein Reitknecht, der wegen Betrügereien verhaftet worden, hat auch diese Teufelei eingestanden. Ich werde den alten Mann entschädigen, wenn ich ihn wieder auffinde. Aber ich meinte mild gegen ihn zu handeln, da ich ihn bloß entließ, denn ich glaubte an seine Schuld.

Edwina. Das eben ist Ihr Unrecht.

Leopold. Wie?

Edwina. Den alten Mann, der Ihnen vierzig Jahre treu gedient, das Erbstück Ihres Vaters durften Sie nicht für schuldig halten. Ich hätte es nicht gethan.

Leopold. Woher wissen Sie alles das so genau?

Edwina. Ich wohne Ihnen gegenüber, man erfährt manches, was in der Nachbarschaft vorgeht.

Leopold (faßt sie bei der Hand). Edwina, lieben Sie mich?

Edwina (erschrocken). Herr Baron!

Leopold. Sie kennen mein Leben, Sie nehmen teil an demselben, Sie verfolgen was ich thue, und verknüpfen es mit Freundlichkeit, Sie verteidigen mich mit Wärme gegen mich selbst, was ist diese Wärme denn andres, wenn nicht die Liebe?

Edwina (leise). Sie fragen so stürmisch.

Leopold. Sie sprachen mit Unwillen über eine Härte von mir — unwillig ist man nicht gegen einen gleichgültigen Menschen! Edwina, Sie lieben mich?

Edwina. Herr Baron!

Leopold. Sie wollen immer wahr sein, also Wahrheit! Lieben Sie mich?

Edwina. Ich weiß es nicht.

Leopold. Sie sind nicht gewiß! Sie zweifeln! Jetzt muß jeder Zweifel schwinden. Wohlan. Wenn Sie mich lieben, dürfen Sie kein Geheimnis vor mir haben wollen. Sie erzählten mir gestern Sie hätten eines. Was ist es?

Edwina (verwirrt). Das — das — kann ich Ihnen nicht sagen.

Leopold. Dann lieben Sie mich nicht.

Edwina. Was Sie wollen, aber dieses Geheimnis —

Leopold. Darf ich nicht wissen?

Edwina. Fragen Sie nicht weiter, dieses Geheimnis werden Sie nie erfahren. (Geht.)

Leopold. Edwina!

Edwina (bleibt stehen).

Leopold. Niemals?

Edwina. Niemals! (Links ab.)

Leopold. Da stehe ich im alten Zweifel. Gleichgültig kann das Geheimnis nicht sein, da sie es so sorgfältig verbirgt. Was für ein wichtiges Geheimnis kann ein Mädchen haben, wenn es nicht die Liebe betrifft! Es muß so sein! Deshalb darf ich es vor allen nicht erfahren! Hm um eine Hoffnung ärmer! Es war eine schöne Hoffnung. (Nimmt seinen Hut vom Klavier, sieht dabei das Notenheft liegen.) Sonate von Beethoven Opus 26 — das ist die mit dem Trauermarsch — den könnte ich mir selbst vorspielen. (Schlägt wie unwillkürlich das Heft auf und findet den Brief, den Edwina im ersten Aufzuge hineinlegte.) Was ist das? „An Fräulein Edwina von Wahren." Wenn das das Geheimnis wäre? Der Brief ist offen! Soll ich? Es ist unanständig. Mag es. Die Entscheidung für mein ganzes Leben liegt vielleicht in meiner Hand! (Liest.) „Mein Fräulein. Der alte Reinhard ist außer Gefahr." Was? „Ihnen bleibt das schöne Bewußtsein daß Ihre freundliche Sorge und Ihr liebevoller Zuspruch ihm das Leben erhalten haben, denn sonst wäre bei der tiefen Verzweiflung des alten Mannes sein körperliches Leiden wohl unheilbar gewesen. Dr. Förster." (Jubelnd.) Das ist das Geheimnis! In Gold will ich den alten Reinhard fassen! Sie hat meine Ungerechtigkeit wieder

gut gemacht, sie hat den gerettet, den ich verstieß! Hier habe ich den Beweis daß sie mich liebt! Edwina, jetzt entschlüpfst du mir nicht mehr! (Will in ihr Zimmer, stockt.) Halt. Der Schritt über diese Schwelle kostet dir deine Freiheit. Du hast sie fünfundvierzig Jahre bewahrt und willst dich jetzt von zwei verführerischen Augen fangen lassen? Ja eben diese Augen. Ich muß Sie sehen wenn der Mund spricht: ich liebe dich, es muß ein ganzer Himmel in Ihnen liegen! (Will ab.)

Achter Auftritt.

Leopold. Amalie (von rechts).

Amalie (hochdeutsch). Ah Herr Baron, ich bin erfreut — man hat mir gar nicht gesagt —

Leopold (freudig erregt, küßt ihr die Hand). Meine liebste, beste Frau von Wahren —

Amalie (verschämt). Nicht so stürmisch!

Leopold. Sie sind eine verständige Frau, Sie werden Wahrheit für mich haben.

Amalie (lispelnd). Wahrheit bin ich Ihnen schuldig, besonders —

Leopold. Glauben Sie daß der Mensch in der Ehe glücklich werden kann?

Amalie (immer verschämt). Je nun, Herr Baron, wenn gegenseitige Achtung —

Leopold. Sie kennen die Ehe mit ihren Freuden, mit ihren Leiden, würden Sie sich entschließen eine zweite Verbindung einzugehen?

Amalie. Wenn herzliche Neigung —

Leopold. Die ist da, weiß es Gott, die herzlichste Neigung!

Amalie. Man muß aber doch erst prüfen —

Leopold. Was bedarf es der Prüfung wo solche Augen sprechen?

Amalie (geschmeichelt). Sie gehen zu rasch zuwerke —

Leopold. Zu allem Guten muß man sich rasch entschließen!

Amalie. Ich will denn nicht länger —

Leopold. Halt! Edwina muß dabei sein! Ich hole sie. (Rasch ab.)

Amalie (erstaunt). Edwina muß dabei sein? Edwina? Wenn er mit mir — was soll das heißen?

Neunter Auftritt.

Amalie. Hartlieb.

Hartlieb (außer Atem). Da bin ich zurück!

Amalie (hochdeutsch). Herr Landsmann, ist es denn wahr, was Sie mir vorhin von der treuen Liebe gesagt haben?

Hartlieb. Ob es wahr ist? Sind fünfundzwanzig Jahre keine hinreichende Prüfungszeit?

Amalie (erstaunt). Fünfundzwanzig Jahre?

Hartlieb. Ja, fünfundzwanzig Jahre trage ich Ihr Bild in meinem Herzen, fünfundzwanzig Jahre habe ich Sie täglich mit stillem Sehnen angeschaut.

Amalie (im höchsten Staunen). Sie haben mich fünfundzwanzig Jahre angeschaut?

Hartlieb. Würde ich sonst Ihnen gegenüber wohnen geblieben sein?

Amalie. Sie wohnen da gegenüber?

Hartlieb. Ja. Ihr Auge hat sich freilich nie bis zum dritten Stock erhoben, desto ungestörter konnte ich Ihren Anblick genießen.

Amalie (für sich). Bin ich denn nicht recht klug gewesen?

Hartlieb. Nie hätte ich gewagt meine Blicke bis zu Ihnen zu erheben, ich meinte mit der stillen Anbetung ins Grab steigen zu müssen, ich dachte Amalie würde der letzte Laut sein, der meinen sterbenden Lippen entschlüpfte. Da

überschüttet mich das Glück mit Reichtum, ausgefüllt ist die Kluft, die mich von Ihnen trennte — jetzt will ich Ihren Traum erfüllen — ein Haus, ein Garten am Neckar —

Amalie (hat ihn wie träumend angehört). Haben Sie denn — den Blumentisch, den — Strauß von gegenüber —

Hartlieb. Es waren leise Anfragen ob ichs wagen dürfte.

Amalie. Von Ihnen?

Hartlieb. Sie nahmen die zarten Pfänder meiner stillen Liebe an, ich durfte mich Ihnen nahen, Sie entließen mich mit seliger Hoffnung — darf ich diesen Ring an Ihren Finger stecken zum Zeichen —

Zehnter Auftritt.

Vorige. Leopold, Edwina (von links).

Leopold (zieht Edwina herein). Hier ist sie. Ihre verschämten Wangen sagen Ja; Mutter, segnen Sie uns.

Amalie. Edwina!

Edwina (birgt ihren Kopf an Amaliens Brust). Mutter, ich kann wahrhaftig nicht dafür!

Amalie (für sich). Da hätte ich mich bald schön lächerlich gemacht — ich darf mir nichts merken lassen.

Leopold. Wollen Sie uns Ihren Segen versagen?

Amalie. Ei du Spitzbübin, hinter meinem Rücken —

Edwina. Mich hat es überrascht wie Sie.

Leopold. Das kann ich bezeugen, alles ist rasch gegangen, so segnen Sie uns auch rasch!

Amalie (führt sie ihm zu). Da! Seid glücklich.

Leopold. Tausend Dank! Meine holde Braut!

Elfter Auftritt.

Vorige. Wolfgang.

Wolfgang. Verzeihung wenn ich störe!

Leopold. Eben recht, junger Mozart, Sie können uns einen Hochzeitsmarsch komponieren! Edwina ist meine Braut.

Wolfgang (sehr laut, schmerzlich). Braut! (Leise.) Braut!

Leopold. Sie waren Ihrer Schülerin gut, Wolfgang, Ihr Herz hatte Sie richtig geführt. Gnädige Frau, Sie hatten einen Schwager?

Amalie. Er ist verschollen!

Leopold. Sein Sohn steht vor Ihnen.

Alle. Wie? Was? Wolfgang?

Leopold. Ich nahm schon lange lebhaften Anteil an dem jungen Künstler. Was ich von seinem Pflegevater über seine Herkunft erfuhr brachte mich auf die rechte Fährte, ich forschte in der Stille nach — heute erhielt ich die Bestätigung, er ist Ihr Neffe!

Amalie. Mein Neffe!
Edwina. Mein Bruder!
Wolfgang. Sie meine Schwester! Meine Tante.
Leopold. Lieber Schwager!
Hartlieb. Wie wäre die Sache?

Amalie. Aber wie — erklärt mir doch —

Leopold. Da steht der Mann, dem Sie danken müssen. Er hat den verwaisten, verlassenen Knaben zu sich genommen, hat ihn wie einen Sohn erzogen.

Amalie (im Dialekt). Herr Landsmann, vergelts Ihne Gott! Ei so komm, du lieber Jung! Ich hab' immer um dich trauert, bischt ja mein Pate, meiner gute Schwester Kind. Nun hab' ich euch alle zwei. Weischt Wolfgang, die will von mir gehe, will den garschtige Mensche da heirate. Jetzt bleibscht du bei mir, da bin ich doch net ganz allein.

Wolfgang (in ihren Armen). Liebe Tante, gute Tante — wie ist mir — meine Schwester — Vater, lieber Vater! (Umarmt ihn.)

Hartlieb. Gnädige Frau, soll ich meinen Sohn verlieren?

Amalie. Ei ich hab' auch Rechte! Ich mach' sie geltend.

Hartlieb. Das läßt sich ja so leicht vereinen. (Leise.) Das Haus am Neckar!

Wolfgang (geht zu Edwina, langsam und scheu).

Amalie (für sich). Er hat mi fünfundzwanzig Jahre g'liebt und war der Vater meines Neffen.

Hartlieb. Geben Sie mir Antwort.

Amalie (lächelnd). Nicht zu viel auf einmal! Mein Neffe wiedergefunden, meine Nichte verlobt — mir wird ja ganz wirblig im Kopfe.

Hartlieb. Und meinen Ring?

Amalie (drückt ihm die Hand). Habs Ihne gleich ang'sehe daß Sie ein braver Mensch sind, wir reden schon weiter darüber.

Leopold (lachend). Sei nicht so fremd gegen den Bruder.

Edwina. Weiß ich doch jetzt, was mich zu ihm zog.

Wolfgang. Tante, Schwester, Vater — ich bin um Jahre älter geworden — jetzt weiß ich was in mir gährt seit vorgestern — ich schreibe eine Symphonie.

Leopold (lebhaft). Introduktion —

Wolfgang. Heiter, übermütig.

Edwina. Adagio.

Wolfgang. Das findet sich! (Mit leisem Seufzer und einem Blick auf Edwina.)

Leopold. Scherzo —

Wolfgang. Soll etwas wild werden.

Hartlieb. Finale —

Wolfgang. Allegro maëstoso.

Der Vorhang fällt.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Preis 1 Mk.

Roderich Benedix

Volkstheater.

15. Band.

Die Pflegetöchter.

Lustspiel in 3 Aufzügen.



Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1882.

Roderich Benedix:

Volkstheater.

Ausgewählte grössere Lustspiele.

Fünfzehnter Band:

Die Pflegetöchter.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber

1882

Die Pflegetöchter.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Von

Roderich Benedix.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1882

Der Besitz dieses Buches giebt keiner öffentlichen Bühne das Recht zur Aufführung eines der darin enthaltenen Stücke. Dieses Recht muß von den unterzeichneten Rechtsnachfolgern des verstorbenen Verfassers besonders erworben werden.

Die Roderich Benedixschen Erben.

Die Pflegetöchter.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen.

Frau Schulze, eine reiche Witwe.
Ida, ihre Pflegetochter.
Weidner, Rat.
Müller, Sprachlehrer.
Wilhelmine.
Busch, Assessor.
Efferts.
Drobisch.
Diener.

Erster Aufzug.

Straße. Nacht. Links*) vorn ein freistehender Brunnen. Rechts eine brennende Straßenlaterne.

Erster Auftritt.

Wilhelmine (mit Hut und Mantel und einem nicht zu kleinen, in ein Tuch eingeschlagenen Bündelchen, kommt von links eiligen Laufs, sieht sich um und verbirgt sich ängstlich hinter dem Brunnen. Nach kurzer Pause kommen Efferz und Drobisch auch von links).

Efferz. Hier um die Ecke bog sie!

Drobisch. Sie ist verschwunden.

Efferz. In die Erde ist sie doch aber nicht gesunken; sie wird dort nach den Bäumen zu sein.

Drobisch. Also ihr nach. Ich will mich rechts halten. (Ab.)

Efferz. So gehe ich links. (Ab.)

Wilhelmine (lauscht einen Augenblick). Mir zittern die Kniee, meine Füße tragen mich nicht mehr. O mein Gott, mein Gott, was soll ich beginnen? Man wird mich anhalten, wird mich vor Gericht führen und ich muß vor Scham ver=

---

*) Rechts und links sind immer vom Zuschauer aus angenommen.

gehen. Vor Scham? Habe ich denn Unrecht gethan? Ach man wird mir nicht glauben, man wird mich verhaften, mich zurückbringen und ich bin verloren. Und keine Rettung? Keine Rettung? Auf der Straße kann ich nicht bleiben. Mühsam bin ich den Ungezogenheiten dieser beiden Menschen entgangen, aber es werden andere kommen, und ihnen werde ich zuletzt nicht entgehen. Ich kann nicht anders, ich muß Hülfe suchen. O mein Gott, sende mir einen edlen Menschen. Still, schon wieder Schritte. (Verbirgt sich hinter dem Brunnen.)

Zweiter Auftritt.

Weidner, Busch.

Weidner. Hier scheiden unsere Wege.

Busch. Willst du denn wirklich schon nachhause? Es ist kaum elf Uhr.

Weidner. Kaum? Ich kann mich nicht besinnen so spät noch je auf der Straße gewesen zu sein. Die zehnte Stunde trifft mich regelmäßig zuhause.

Busch (lachend). Ich weiß daß du ein Muster von Ordnung bist. Ein Ehemann, den der Pantoffel regiert, könnte nicht ehrbarer leben als du. Aber heute hast du doch schon einmal eine Ausnahme gemacht.

Weidner. Ich konnte mich der Aufforderung unseres Freundes nicht entziehen, der uns sein neues Werk vorlesen wollte; das mag mir zur Entschuldigung dienen.

Busch (lachend). Entschuldigung weil du um elf Uhr nachhause kommst? An dir ist wahrhaftig ein Ehemann verdorben; heirate je eher je lieber.

Weidner. Ich bin es meiner Stellung schuldig ein überaus geregeltes Leben zu führen.

Busch. Heute hast du aber schon einmal über die Stränge geschlagen, also komm! Noch ein Glas Punsch zum Schlaftrunk!

Weidner. Wo denkst du hin? Wenn man erführe daß ich nachts noch im Wirtshaus gewesen, daß ich Punsch getrunken? Was würden die Leute von mir sagen? Mein Hauswirt schüttelt gewiß ohnehin schon den Kopf, daß ich so spät nachhause komme. Würde es noch später, hätte ich Punsch getrunken, alle meine Hausgenossen würden es morgen früh erfahren und mich mit bedenklichen Blicken betrachten; mein guter Ruf wäre verloren.

Busch. Trinkst du denn nie Punsch?

Weidner. Ich meide alles, was den Leuten Ursache geben könnte ungünstig von mir zu denken.

Busch. Wer wird denn so viel nach dem Gerede der Leute fragen!

Weidner. Der gute Ruf ist ein kostbares Gut und ich habe Rücksicht auf meine Stellung, auf meine Vorgesetzten zu nehmen.

Busch. Nun so geh zum — — es thut mir leid! Du bist sonst ein so prächtiger Kerl, aber dabei der ärgste Philister, den ich kenne. Ich gebe es auf dich mitzunehmen. Mir soll ein Glas Punsch noch gut thun. Die Nacht ist kalt, ich scheue den Schnupfen mehr als das Gerede der Leute. Gute Nacht, Weidner. (Rechts hinten ab.)

Weidner. Gute Nacht, Busch! (Sieht ihm kopfschüttelnd nach.)

Wilhelmine (für sich). Seine Stimme klingt freundlich, ich wage es.

Weidner. Der Leichtsinn ist mir unbegreiflich. Nachts noch in das Wirtshaus zu gehen. Gott sei Dank, die Versuchungen zu einem leichtfertigen Leben sind niemals an mich herangetreten. (Will ab.)

Wilhelmine (tritt vor). Mein Herr!

Weidner (erschrocken, dreht sich um). He!

Wilhelmine. Mein Herr!

Weidner. Guten Abend! (Nimmt höflich den Hut ab und will gehen.)

Wilhelmine. Mein Herr, wollen Sie mich nicht hören?

Weidner (sieht sich fortwährend ängstlich um). Wer sind Sie?

Wilhelmine. Eine Unglückliche!

Weidner. Eine Unglückliche?

Wilhelmine. Die Hülfe bedarf.

Weidner. Hülfe?

Wilhelmine. Wollen Sie mich ungehört stehen lassen?

Weidner (immer verlegener). Nein, — ja — wenn nur — um diese Zeit — wenn jemand käme, — wenn ich erkannt würde — um diese Stunde mit einem Frauenzimmer auf der Straße —

Wilhelmine. Wollen Sie ein hülfloses Mädchen von sich stoßen, das um Ihren Beistand fleht?

Weidner. Nein doch, nein! (Für sich.) Ihre Stimme dringt zuherzen — was soll ich thun?

Wilhelmine. Ich bin fremd hier, ganz fremd — und augenblicklich ohne Mittel. Aber sorgen Sie nicht daß ich Ihnen beschwerlich fallen werde — schaffen Sie mir nur ein Unterkommen für diese Nacht, — ich bin den Verfolgungen wüster Menschen ausgesetzt — morgen werde ich mir schon weiter zu helfen wissen.

Weidner (für sich). Sie bittet so rührend — es schneidet mir ins Herz —

Wilhelmine. Sie schweigen?

Weidner. Ja — ich — wie soll ich — ich überlege —

Dritter Auftritt.

Vorige. Frau Schulze. Diener

(mit einer Laterne vor ihr, kommen von links und wollen nach rechts über die Bühne gehen).

Frau Schulze (im Vorbeigehen). Guten Abend, Herr Rat.

Weidner (erschrickt heftig). He! Ah! Ach Frau Schulze. Ich wünsche einen guten Abend.

Frau Schulze (boshaft). Lassen Sie sich nicht stören, Sie sind in guter Gesellschaft.

Weidner (in tötlicher Verlegenheit). Nicht doch — Sie — Sie denken vielleicht —

Frau Schulze. Ich denke nichts, ich sehe.

Weidner. Aber —

Frau Schulze. Gute Nacht, Herr Rat.

Weidner (vertritt ihr den Weg). So hören Sie doch.

Frau Schulze. Gute Nacht, Herr Rat.

Weidner. Erlauben Sie daß ich Ihnen meinen Arm reiche, um Sie nachhause zu führen.

Frau Schulze. Bewahre! Wie könnte ich so grausam sein Sie in zärtlicher Stunde zu stören!

Weidner. Es ist ja nicht — da sehen Sie, Fräulein, die Folgen — ich schwöre Ihnen zu, verehrte Frau — erlauben Sie Ihren Arm — ein Zufall, ein sonderbarer Zufall — die Dame ist mir ganz fremd — ich will Ihnen mitteilen — (hat sich ihres Arms bemächtigt und führt sie während der letzten Worte ab).

Wilhelmine (hatte seitwärts gestanden und das Gesicht abgewandt). Auch das fehlgeschlagen! Hier hoffte ich Hülfe, sein Auge schien Gutmütigkeit zu verraten — und er läßt mich ratlos stehen. Hu wie der Nachtwind mich durchschauert! Tausende von Menschen leben in dieser großen Stadt, und unter diesen tausenden bin ich so schrecklich allein! Niemand der mir hilft.

Vierter Auftritt.

Vorige. Müller (kommt von links und geht nach rechts über die Bühne, halblaut eine Melodie summend).

Wilhelmine. Da kommt noch ein Mann! Ob ichs noch einmal wage? Ich muß es thun! (Laut.) Mein Herr!

Müller. He!

Wilhelmine. Mein Herr, ich bitte Sie —

Müller. Sie wenden sich an den Unrechten, ich bin ein alter Knabe. (Nimmt den Hut ab, wie um sein graues Haar zu zeigen.)

Wilhelmine. Das macht mir noch mehr Mut Sie um Ihren Beistand zu bitten.

Müller (lachend). Beistand? Ein hübsches Mädchen, das nachts halb zwölf Uhr auf der Straße um Beistand bittet? Jedenfalls neu, noch nicht dagewesen.

Wilhelmine. Mein Herr, Ihr Lachen verletzt mich aufs tiefste — und doch kann ich Ihnen nicht stolz den Rücken kehren, wie ich möchte, ich muß meine Bitte wiederholen.

Müller. Kranke Mutter zuhause, sieben unerzogene Kinder, können die Apotheke nicht bezahlen — weiß das schon auswendig. Na Ihre Augen sind zu hübsch, als daß ich Nein sagen sollte. (Greift in die Tasche.)

Wilhelmine. Mein Herr, ich bin keine Bettlerin.

Müller. Nicht? Was wollen Sie denn?

Wilhelmine. Und doch, doch, ich bin eine Bettlerin, bin fremd in dieser großen Stadt, habe kein Obdach, wohin ich mein Haupt legen könnte, habe keine Mittel mir ein solches zu verschaffen, ja, ja, ich bin eine Bettlerin, denn ärmer kann wohl niemand sein!

Müller (für sich). Weiß der Henker, das Mädchen führt eine Sprache, die einem zuherzen geht. (Laut.) Aber Kind, fremd, ohne Obdach, ohne Mittel, wie ist das zugegangen?

Wilhelmine. Ich bin eine Flüchtige!

Müller. Eine Flüchtige?

Wilhelmine. Ich bin aus meiner Heimat entflohen.

Müller (lustig). So was man sagt durchgegangen? Das ändert die Sache! Das Durchgehen ist meine Liebhaberei, und wo ich auf verwandte Seelen stoße, regt sich meine Teilnahme. Wie kann ich Ihnen helfen?

Wilhelmine. Schaffen Sie mir ein Obdach für diese Nacht, Schutz vor Wind und Wetter — und vor noch schlimmern Verfolgungen.

Müller. Hm hm wie machen wir das? Wenn ich Sie um diese Zeit nach einem Gasthofe brächte — das Kopfschütteln der Kellner und so weiter — ich bin selbst noch unbekannt in der Stadt — das geht nicht. Eine befreundete Familie habe ich nicht, wohin ich Sie führen könnte — Sie frieren, Kind, die Nacht ist kalt — ei was, da können wir nicht lange überlegen. Kommen Sie mit mir.

Wilhelmine. Ach Dank, herzlichen Dank.

Müller. Ich bin zwar ein einzelner Mann — fürchten Sie sich nicht?

Wilhelmine. Wovor?

Müller (für sich). Es liegt eben keine Schmeichelei in dieser Antwort. (Laut.) Man könnte es nicht für schicklich halten daß ein junges Mädchen zu einem einzelnen Manne kommt.

Wilhelmine. Bleibt mir eine Wahl? Sie sehen rechtschaffen und ehrlich aus, was sollte mich da hindern —

Müller. Nichts, wahrhaftig nichts. So kommen Sie mit. Nehmen Sie meinen Arm. Sie zittern —?

Wilhelmine. Es ist kalt, ich bin den ganzen Tag gefahren —

Müller. Sapperment — und haben amende nichts gegessen?

Wilhelmine. So ists.

Müller. So wollen wir hier nicht lange stehen, und für das Nötigste sorgen! Kommen Sie! (Will sie abführen.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Weidner (tritt ihnen entgegen).

Weidner (atemlos). Da bin ich.

Müller. Was solls?

Weidner. Die Dame will ich führen!

Müller (sieht Wilhelminen an). Wie ist das?

Wilhelmine (klammert sich an Müller fest). Nein, nein!

Weidner (verlegen). Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich Sie vorhin so plötzlich verließ, aber die Dame, die uns traf, hätte mißdeuten können — ich mußte sie begleiten — mußte ihr Aufklärung geben — mußte ihr versichern — jetzt eile ich zurück, um Ihnen meine Dienste anzubieten.

Müller. Aha ich merke, Sie haben vorher schon diesen Herrn um Hülfe gebeten?

Wilhelmine. So ists.

Müller. Und er schlug sie Ihnen ab?

Wilhelmine. So ists.

Müller. Und jetzt hat er sich eines Besseren besonnen.

Weidner (verlegen). Weil — wie gesagt — die Leute sprechen so gern Böses — man ist so leicht Mißdeutungen ausgesetzt — meine Stellung zwingt mich vorsichtig zu sein —

Müller. Na, mein Herr, einem schutzlosen Mädchen Beistand zu leisten unterläßt kein Mann, selbst auf die Gefahr einer Mißdeutung hin. Doch Sie scheinen mir ein reicher Herr zu sein, ich bin nur ein armer Teufel. Vielleicht können Sie dem Mädchen bessere Dienste leisten als ich. Wollen Sie sie zu Ihrer Frau Gemalin führen?

Weidner. Ich — ich — ich bin unverheiratet.

Müller. Und wohin soll denn das Mädchen?

Weidner. Ich weiß eine ehrbare Witwe —

Müller (scharf, kalt). Ah so, eine ehrbare Witwe, in einer abgelegenen Straße wohnend, nicht?

Weidner (sehr ehrlich). Ja, ja so ists.

Müller. So so! Eine ehrbare Witwe wissen Sie! Na, Fräulein, wollen Sie mit dem Herrn zu der ehrbaren Witwe?

Wilhelmine. Ich habe mich Ihrem Schutze anvertraut und gehe mit Ihnen.

Müller. Das war ein Wort zurzeit — und nun sind Sie mein Schützling.

Weidner. Aber —

Müller. Schon gut, mein Herr, Sie irren sich in der Person.

Weidner. Ich meine es so gut —

Müller. Mit der ehrbaren Witwe, verstehe schon. Gute Nacht, mein Herr! Kommen Sie, Fräulein!

Weidner. Aber so hören Sie doch!

Müller. Halten Sie uns nicht auf.

Weidner. Sie verkennen mich, Sie mißdeuten meine Absicht!

Müller. Das nehmen Sie mir nicht übel, ehrbare Witwen in abgelegenen Straßen sind nicht zu mißdeuten. Kommen Sie, kommen Sie. (Führt Wilhelminen ab.)

Weidner (sieht ihnen verblüfft nach). Das ist denn doch zu arg! Ich meine es so gut und meine Absicht wird so mißdeutet! Meine alte Amme ist die bravste Frau von der Welt, bei ihr wäre das Mädchen ganz gut aufgehoben gewesen. Wer mag der boshafte Mensch sein, der meinen guten Willen so verdächtigt? Ich hätte am besten gethan mich um das Frauenzimmer gar nicht zu bekümmern. Mein gutes Herz hat mir da wieder einen Streich gespielt. Nun es ist besser so wie es gekommen ist. Hätte ich für das Mädchen gesorgt, die Welt würde es amende doch erfahren haben, und ich war wieder vor Mißdeutungen nicht sicher. Und doch — es lag etwas in dem Wesen des Mädchens, das mich mächtig ansprach. Wie sie mich so bittend ansah — ich hätte amende gethan was sie verlangte. Sie schien so sanft und dabei so unglücklich — ich habe noch kein Gesicht gesehen, das mir einen solchen Eindruck gemacht hat. Dumme Geschichte! (Im Abgehen.) Wäre ich um neun Uhr zuhause gewesen wie gewöhnlich, hätte ich das ganze Abenteuer nicht gehabt. Das kommt davon, wenn man seinen Grundsätzen auch nur einmal untreu wird! (Ab.)

Verwandlung.

Einfaches Zimmer. Im Hintergrunde ein Bücherbret, darauf einige Bücher. Auf demselben Zigarrenkisten, eine Kaffeemaschine und andere Dinge, die im Laufe der Handlung gebraucht werden. Links ein Tisch, dabei ein alter Lehnstuhl. Rechts ein Tisch, darauf eine Studierlampe, ein Handleuchter mit Licht und Feuerzeug. Es ist dunkel.

Erster Auftritt.

Wilhelmine, Müller.

Müller (schließt von außen die Thüre auf, geht nach dem Tische und macht Licht). Bleiben Sie einen Augenblick an der Thüre stehen, daß Sie sich nicht stoßen. Es könnte ein Stuhl im Zimmer stehen. (Hat Licht.) So, nun kommen Sie näher. Legen Sie ab, machen Sie es sich bequem. Armes Kind! Seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen! Eine Tasse Kaffee sollen Sie gleich haben.

Wilhelmine (blieb an der Thüre stehen, trat dann ein und legte ihre Sachen ab).

Müller (holt die Kaffeemaschine, setzt sie auf den Tisch rechts, dann Spiritus, Kaffee, Tassen, Zucker, Milch u. s. w., zündet den Spiritus an, kurz beschäftigt sich aufs emsigste mit der Bereitung von Kaffee während des Folgenden. Auf Augenblicke unterbricht er sich wohl, Wilhelminen betrachtend). Hier in den Lehnstuhl!

Wilhelmine. Sie betrachten mich so forschend?

Müller. Hol mich der Teufel Sie sind hübsch.

Wilhelmine. Mein Herr!

Müller. Nun, nun von mir können Sie das schon hören. Ein alter Knabe wie ich kann schon ein Mädchen hübsch finden ohne gleich mit einer Liebeserklärung hinterher zu kommen. So, strecken Sie sich hübsch aus in dem Stuhle. Er ist zwar alt, aber bequem. Armes Kind, Sie sind

erschöpft. (Lacht.) Das kommt vom Durchgehen. Die Geschichte müssen Sie mir nachher erzählen, sie wird mir Spaß machen. Aber erst essen und trinken. Viel ist es nicht, was ich habe, Butter und Brot — ein Stückchen Wurst. In der Nacht können wir auch nichts andres bekommen. Halt, da habe ich aus dem Bierhause einige harte Eier mitgebracht, die ich morgen zum Frühstück verzehren wollte, die kommen uns zu statten. (Holt Eier aus der Tasche.)

Wilhelmine. Ich beraube Sie.

Müller. Dummes Zeug! Der Schusterjunge holt morgen was wir brauchen. (Immer emsig beschäftigt alles zusammen zu tragen, was er an verschiedenen Orten, in Tischkästen u. s. w. verwahrt hat.) Sothaner Schusterjunge ist nämlich meine Haushälterin, Magd, mein Bedienter und Stiefelputzer, alles in einer Person. In diesem Häuschen wohnen wir einträchtig zusammen, der Schuster, der Junge und ich. Dem Schuster nämlich gehört das Häuschen, er ist mein Mietsherr. Eine ehrliche Haut der Schuster, aber schweigsam wie seine Kalbs- und Rindshäute. Ich glaube er macht drei paar Stiefeln ehe er ein Wort spricht. Wenn Sie dann gegessen haben, legen Sie sich hier nebenan in mein Bette, und ich gehe hinüber zum Schuster und bleibe die Nacht bei dem. Er hat noch ein Gesellenbette, aber eben jetzt keinen Gesellen. Das paßt uns.

Wilhelmine. Mein Herr, Sie rühren mich mit Ihrer Güte.

Müller. Pah Güte! Und sagen Sie nicht mein Herr, das klingt so fremd. Ich heiße Müller und bin Sprachlehrer. (Hat ihr Eier, Brot und Butter auf Tellern hingesetzt.) Aber nun essen Sie etwas. — In Amerika würde ich mich Professor nennen, hier geht das nicht. Sie würden mich „wegen unbefugter Anmaßung eines Titels“ auf vier Wochen, selbst meines Namens berauben und mich als Nr. 37 oder 56 oder sonst eine Nummer in einer der Wohlthätigkeitsanstalten eines gebildeten Staatswesens aufheben, die den Namen Gefängnis führen. — Hören Sie, das Wasser fängt schon an

zu singen. In drei Minuten sollen Sie eine gute Tasse Kaffee haben — die wird Ihnen wohl thun. Aber essen Sie doch einen Bissen vorher.

Wilhelmine. Ich fühle das Bedürfnis!

Müller. Halt, da fehlt noch das Salz! (Bringt es und schaut sie aufmerksam an. Er hat die Lampe angezündet und auf den Tisch links gesetzt; auf dem Tische rechts brennt das Licht.) Hm hm, je länger ich Sie anschaue — es ist mir so etwas Bekanntes in Ihrem Wesen, als hätte ich Sie schon einmal gesehen — und doch kann ich mich nicht besinnen. Kommen Sie aus Amerika?

Wilhelmine. Nein!

Müller. Da kann ich Sie nicht gesehen haben, denn die letzten zwanzig Jahre war ich dort. Ha endlich kochts! (Gießt Kaffee auf und bringt ihr nachher denselben.) Kaffeemachen verstehe ich; das lernt sich in Amerika. Ist der Labetrunk in den Wäldern, wenn man nichts andres hat. So, das wird Ihnen wohl thun. Nichts über eine Tasse Kaffee wenn man lange gefastet hat. Merkwürdig, je länger ich Sie ansehe — Sie waren gewiß nicht in Amerika?

Wilhelmine. Nein, ich bin nie aus meiner Heimat gekommen als heute. (Trinkt und ißt.)

Müller (setzt sich rittlings auf einen Stuhl, die Arme auf der Lehne und sieht ihr vergnügt zu, lachend). Da müssen Sie eine schlechte Meinung von der Welt bekommen, wenn gleich der erste Schritt Sie in solche Not führt. (Lachend.) Ja ja, es ist manchmal wirklich recht schlecht in der Welt — — aber es giebt auch lustige Stunden!

Wilhelmine. Wie mich das erquickt!

Müller. Wissen Sie wohl daß es eine der größten Freuden ist jemandem zuzusehen, dem es recht schmeckt! Wir trafen einmal in den Wäldern einen Jäger, der zwei Tage nichts gegessen hatte. Wir gaben ihm von unsern Vorräten, den Kerl hätten Sie schlingen sehen sollen!

Wilhelmine (lächelnd). So wie ich.

Müller. Pah Sie nippen ja wie ein Vögelchen; ein hungriger Jäger frißt wie ein Wolf.

Wilhelmine. Aber ich esse allein, wollen Sie nicht teilnehmen?

Müller. Danke! Pflege mein Abendbrot in einem Bierhause zu nehmen, woher ich eben kam, als ich Sie traf. Aber eine Zigarre will ich rauchen, wenn Sie es vertragen können.

Wilhelmine. Ich bitte darum.

Müller (steht auf). Und ein Glas Grog als Schlaftrunk kann auch nicht schaden. Ich mache Ihnen auch ein Schlückchen.

Wilhelmine. Nicht doch, ich danke!

Müller. Ganz schwach, das thut Ihnen gut. (Zündet eine Zigarre an, macht heißes Wasser in der Kaffeemaschine, holt Rum, Gläser und bereitet Grog, alles während der folgenden Erzählung in Pausen, indem er abwechselnd aufmerksam zuhört.)

Wilhelmine. Herr Müller!

Müller. Hm?

Wilhelmine. Sie sollen mich nicht unter Ihrem Dache beherbergen ohne zu wissen wer ich bin.

Müller. Lassen Sie das bis morgen.

Wilhelmine. Nein, nein, Sie sind so gütig gegen mich, daß es mich drückt auch nur einen Augenblick ein Geheimnis vor Ihnen zu haben. In wenig Worten kann ich Ihnen sagen was Sie wissen müssen.

Müller. So reden Sie in Gottes Namen. Ich müßte lügen wenn ich sagen wollte ich wäre nicht neugierig. Weiß der Teufel wie es zugeht, ich fühle die lebhafteste Teilnahme für Sie.

Wilhelmine. Ich bin eine Waise, die nicht einmal einen Namen hat, denn ich habe Vater und Mutter nie gekannt.

Müller. Hm das mag traurig sein!

Wilhelmine. Ich weiß von meiner Kindheit nur was man mir erzählt hat. Zwei junge Eheleute kamen eines Morgens auf einer Reise durch ein großes Dorf, das die Nacht vorher gänzlich abgebrannt war. Hunderte von Menschen ohne Obdach lagerten auf dem freien Felde,

beschäftigt ihre nächsten Bedürfnisse in Jammer und Elend zu decken. Auf einem kleinen Rasenplatz saß auch ein Kind etwa ein Jahr alt, bei ihm ein Hund. Um beide bekümmerte sich niemand. Die Reisenden fragten nach dem Kinde. Mit Mühe stand ihnen jemand Rede, und sie erfuhren nur so viel, daß das Kind ein Pflegling einer Amme sei. Die habe es aus dem brennenden Hause getragen, sei selbst noch einmal dahin zurückgekehrt um noch etwas zu retten, aber von dem einstürzenden Dache erschlagen worden. Wer die Eltern des Kindes waren wußte niemand zu sagen. Der Vorsteher des Dorfes, der es vielleicht gewußt hätte, war bei dem Feuer verunglückt. Die Reisenden von Mitleid ergriffen nahmen das hülflose Kind mit sich und ließen auch den treuen Hund nicht zurück. Das Kind bin ich.

Müller. Die Geschichte ist hübsch. Man könnte einen Roman damit anfangen.

Wilhelmine. Meine Pflegeeltern haben später trotz aller Nachforschungen nie erfahren wer meine Eltern sind. Aber sie erzogen mich wie ihre eigne Tochter mit Liebe und Güte; meine Jugend war eine glückliche, eine sehr glückliche. Erst auf dem Sterbebette vertraute mir meine Pflegemutter daß ich nicht ihre leibliche Tochter sei.

Müller. Sterbebette! Nun wird es traurig.

Wilhelmine. Erst vor vier Wochen traf mich der harte Schlag. Mein Pflegevater war schon vor acht Jahren gestorben, eine plötzliche Krankheit raffte meine Pflegemutter in der Fülle ihrer Kraft hinweg, so rasch, daß sie keine Zeit hatte zu meinen Gunsten eine Verfügung zu treffen. Ein Vetter von ihr nahm als natürlicher Erbe das Haus in Besitz, in dem ich bis dahin Tochter gewesen und in welchem ich plötzlich ein rechtloser Fremdling war. Der Erbe hieß mich im Hause bleiben, war anfangs freundlich gegen mich, ward bald noch freundlicher —

Müller. Aha! Nur weiter!

Wilhelmine. Erlassen Sie mir Ihnen näheres zu sagen. Gestern abend schloß er mich in mein Zimmer ein und drohte

mich des Diebstahls anzuklagen; das Gefängnis würde meinen Trotz wohl brechen. Mir blieb keine Wahl. Ich raffte etwas Wäsche zusammen; aus meinem Zimmer in den Garten zu kommen war nicht schwer, und so entfloh ich.

Müller. Herrlich! Prächtig!

Wilhelmine. Ich lief die ganze Nacht in steter Furcht verfolgt und ergriffen zu werden, bis ich gegen morgen eine Eisenbahnstation erreichte, als eben ein Zug abgehen sollte. Das wenige Geld, das ich besaß, gab ich alles hin um so weit als möglich mitfahren zu können, und so gelangte ich heute abend zehn Uhr hier an ohne Mittel, ohne einen befreundeten Menschen, selbst ohne gesetzlichen Namen.

Müller. Du armes Ding!

Wilhelmine. Ich versuchte in einem Wirtshause ein Nachtlager zu finden; man sah auf mein kleines Bündelchen, flüsterte, musterte mich von oben bis unten, fragte nach Papieren und zuckte endlich die Achseln, daß ich vor Scham in die Erde zu sinken meinte.

Müller. Schon recht; in einem gebildeten Staatswesen hat der Mensch ohne Papiere gar nicht das Recht des Daseins.

Wilhelmine. Ich wagte keinen zweiten Versuch und so auf die Straße gewiesen, allem Ungemach preisgegeben zwang mich die Not Sie um Ihren Beistand zu bitten.

Müller (lacht). Wissen Sie daß es mir Freude macht, daß Sie gerade an mich gekommen sind? Ihr mutiger Entschluß durchzugehen gefällt mir zu gut; ich fühle eine Art Verwandtschaft zwischen uns. Doch trinken Sie jetzt ein Schlückchen Grog; weigern Sie sich nicht, er ist ganz schwach, reines Zuckerwasser, aber er thut Ihnen gut. Ja ich fühle mich Ihnen verwandt, ich bin auch so eine Art Ausreißer.

Wilhelmine. Sie?

Müller. Sehen Sie, Kind, man sagt: dem Menschen sei sein Beruf angeboren; nun ich habe entschiedenes Talent zum Durchgehen. Aus der Schule lief ich davon, aus der Lehre lief ich davon, in keinem Geschäfte hielt ich aus. Ich war ein Taugenichts erster Klasse. Ich that niemandem

böses, aber ich liebte das Umhertreiben, das Nichtsthun, vielleicht etwas das Vergnügen. So war ich dreißig Jahre alt und mein Vermögen war alle geworden. Meine Verwandten meinten nur eine reiche Heirat könnte mich retten; sie fädelten die Sache ein — und ich ließ mich retten. Aber ich hielt diese Rettung nur drei Jahre aus, dann —

Wilhelmine (lachend). Liefen Sie wieder davon?

Müller. Erraten. Das war der wichtigste Durchgang meines Lebens. Sie werden jetzt recht schlecht von mir denken!

Wilhelmine (etwas mißbilligend). Sie haben Ihre Frau verlassen —

Müller (lachend). Liebes Kind, es ging nicht anders. Sie war gut, seelengut, aber sie liebte mich zu sehr.

Wilhelmine. Wie?

Müller. Sie liebte mich mit der wahnsinnigsten Eifersucht. Hätte sie mich in Baumwolle wickeln und in ihren Schrank verschließen oder wie ihren Kanarienvogel in einen Käfig stecken können, das wäre ihr das Liebste gewesen. Ohne sie sollte ich keinen Schritt aus dem Hause gehen; meine alten Freunde sollte ich nicht mehr kennen, ja sogar meinen Pudel mußte ich abschaffen, denn sie meinte meine Freundlichkeit zu ihm wäre ein Abbruch an der Zärtlichkeit, die ich ihr allein schuldig wäre. Liebes Kind, ich bilde mir viel auf meinen Heldenmut ein das drei Jahre ausgehalten zu haben. — Als mir aber eines Tages meine Frau zu verstehen gab: ich sei eigentlich von ihr abhängig, denn unser Vermögen rühre von ihr her, wurde es mir zu arg und ich machte mich davon. In Europa war ich nicht sicher vor ihren Nachforschungen, also ging ich lieber gleich nach Amerika. Dort habe ich mich zwanzig Jahre umhergetrieben als Kellner, Pelzjäger, Lehrer, Kaufmann, Prediger u. s. w., und habe dort meine Lust am Bunten und Abenteuerlichen recht ordentlich gebüßt. Aber weiß der Teufel, in den letzten Jahren zog es mich doch sonderbar nach dem Vaterlande zurück. War ich alt geworden oder konnte ich das Durchgehen gar nicht lassen, genug, ich ging auch aus Amerika

durch und bin erst vor kurzem hier angekommen. Hier gebe ich Sprachunterricht. Reich wird man nicht davon, aber eine Zigarre und ein Glas Grog kommt doch dabei heraus. Nun wissen Sie mit wem Sie es zu thun haben — ich bin ein alter Taugenichts.

Wilhelmine. Sprechen Sie nicht so!

Müller (immer lachend). Fragen Sie nur die ehrbaren Leute.

Wilhelmine. Sie haben mir großmütig Ihr Haus geöffnet, als ich von aller Welt verlassen war —

Müller. Pah habe selbst oft Gastfreundschaft nötig gehabt.

Wilhelmine. Aber ich hoffe Ihnen nicht lange zur Last zu fallen.

Müller. Wie?

Wilhelmine. In dieser großen Stadt wird sich wohl eine Stelle für mich finden.

Müller. Eine Stelle?

Wilhelmine. Als Haushälterin, Gesellschafterin oder sonst. Meine Erziehung befähigt mich überall einzutreten. (Hat schon früher Zeichen von Ermüdung gegeben und schläft jetzt ein.)

Müller (unbehaglich). Eine Stelle — ja ja, so wird es kommen. Wir wollen morgen früh die Zeitungen nachsehen, ob wir etwas finden. Doch hat das keine Eile, ein paar Tage können Sie schon mein Gast sein. Wie? Sie antworten nicht? Sie ist eingeschlafen. Armes Kind, ich glaube es gern. Die Anstrengung war zu groß für dich. Aber hier im Lehnstuhle? Hm hm — ob ich sie wecke? Sie schläft so ruhig. Nein, nein. Ich lasse die Lampe brennen, wird es ihr unbequem, wacht sie auf und kann dann zubette gehen. Ich verfüge mich zu meinem Schuster. (Nimmt einen Schlafrock von der Wand und deckt ihn über ihren Schoß.) Eine Stelle will sie suchen! Freilich, freilich! Bei mir kann sie nicht bleiben. Und doch wäre das hübsch. Manchmal komme ich mir doch recht einsam vor. Wenn ich jemand um mich hätte, der mir gut wäre, der für mich sorgte — eine Tochter, eine Pflegetochter! Und

dieses Mädchen würde so sein wie ichs möchte. Dummer Gedanke! Wer weiß was ihr noch für ein Glück blüht. Darf ich dem in den Weg treten und sie an mich fesseln wollen? (Nimmt das Licht.) Ich kann mich nicht satt sehen an dem lieben Gesichtchen! Ist mir doch als wäre ich seit Jahren mit ihr bekannt und vertraut. Habe auch gegen sie geplaudert wie sonst gegen keinen Menschen. Nun gute Nacht! (Im Abgehen.) Mein Schuster wird sich wundern, wenn er mich morgen in seinem Gesellenbette findet. (An der Thüre kehrt er noch einmal um, hält die Hand vor das Licht und sieht auf die Schlafende.) Gute Nacht! (Ab.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Zimmer mit reicher Ausstattung. Mittelthüre, rechts und links Seitenthüren.

Erster Auftritt.

Frau Schulze, Ida.

Ida (sitzt links und stickt).

Frau Schulze (kommt durch die Mitte mit einem Briefe). Guten Morgen, Ida!

Ida (kalt, ohne aufzusehen). Guten Morgen!

Frau Schulze (redselig, gegen Ida sehr herzlich). Stickst ja als wenn du es bezahlt bekämst! Solltest deine Augen mehr schonen. Denke dir, bekomme ich da eben ein großes Schreiben vom Gerichte. Ein alter Oheim von mir ist gestorben und hat ein großes Hammer= und Eisenwerk hinterlassen. Ich bin seine einzige Erbin. Das Gericht schreibt mir: wenn ein tüchtiger Geschäftsmann das Werk führen könne, sei es sehr wertvoll, ich möge einen solchen Mann bestellen. Denn wolle man es verkaufen, komme nicht viel dabei heraus. Das sind nun wieder neue Sorgen! Wo soll ich einen tüchtigen Mann finden, auf den man sich verlassen kann? Was meinst denn du, Ida?

Ida (wie oben). Ich? Nichts!

Frau Schulze. Ich weiß mir nicht zu helfen. Seit zehn Jahren habe ich sechs Erbschaften gemacht; ich habe das Geld in Aktien angelegt und das Doppelte gewonnen; man hat mir Lotterielose aufgedrängt und immer habe ich Treffer gehabt: ich kann das nicht mehr übersehen. Ach eine arme Witwe, die so allein steht, ist doch sehr zu beklagen. Was meinst du, Ida?

Ida. Ich? Nichts!

Frau Schulze. Ich? Nichts! Ist das eine Antwort! Ach so ich merke du schmollst mit mir. (Sehr gutmütig.) Aber liebes Kind, das ist nicht artig; wer wird mit seiner Mutter schmollen! Komm, sei freundlich, sieh mich an und gieb mir Rat in meiner Not.

Ida (bitter). Was sollte dir mein Rat helfen? Gelten denn meine Worte etwas bei dir?

Frau Schulze. Ob sie mir etwas gelten! Ich habe ja niemanden als dich, mein Goldkind, dem ich vertraue, den ich liebe. Komm, sei gut mit deiner Mutter!

Ida. Ich soll gut sein — und du bist so hart mit mir!

Frau Schulze. Aber Ida! Ich sollte hart mit dir sein? Bist ja doch mein Augapfel!

Ida (wird immer leidenschaftlicher). Ja, hart bist du, unerbittlich hart! Den einzigen Wunsch, den ich habe, versagst du mir!

Frau Schulze (bittend). Komm doch nicht darauf zurück! Ich dachte das hättest du schon aufgegeben.

Ida. Als ob man eine treue, heiße Liebe jemals aufgeben könnte!

Frau Schulze. Ida!

Ida. Du weißt daß ich meinen Alfred liebe mit allen Kräften meiner Seele, aber allen meinen Bitten setzest du ein hartes Nein entgegen.

Frau Schulze. Liebe Ida!

Ida. Du hast ihm das Haus verboten, ich soll ihn nicht sehen, soll keinen Brief von ihm empfangen, du willst uns für ewig auseinanderreißen.

Frau Schulze. Aber so höre doch!

Ida. Und was kannst du gegen ihn einwenden? Jedes Mädchen würde sich glücklich schätzen seine Gattin zu werden. Er wird nächstens Justizrat, ist hübsch, brav, reich; was für einen Grund kannst du haben unsere Liebe nicht zu wollen?

Frau Schulze. Er — er ist zu jung für dich.

Ida. Ich bin achtzehn, er ist achtundzwanzig Jahre alt.

Frau Schulze. Das ist eben noch viel zu jung. Ach Ida, du kennst die Männer nicht! Treulos sind sie alle. Bevor einer nicht vierzig Jahre alt ist, kann man sich nicht auf ihn verlassen. Sie sprechen uns von Liebe vor, sie meinen es vielleicht auch ehrlich, wenn sie so sprechen, aber kaum haben sie unsern Besitz errungen, so werden sie veränderlich und wetterwendisch. Sie werfen ihre Augen auf andere Weiber und Mädchen und lassen die arme Frau in Thränen zuhause sitzen.

Ida. Mein Alfred ist treu wie Gold!

Frau Schulze. Ach liebes Kind, das glaubt jede von dem ihrigen, bis sie sich vom Gegenteil überzeugt. Das Sprüchwort sagt: man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, und so kann man einen Mann nicht für treu halten, bis er graue Haare hat. Ja es giebt deren, die sogar mit grauen Haaren noch nichts taugen. Und sollte ichs erleben daß du, mein Herzblatt, auch unglücklich würdest? Daß dich die Eifersucht verzehrte und du deine hübschen Augen rotweinen müßtest? Ich verginge ja vor Gram um dich! Komm, sei ein verständiges Mädchen. Bin ich dir nicht immer eine treue Mutter gewesen? Habe ich dir nicht jeden Wunsch an den Augen abgesehen?

Ida. Was nützt mir das? Du hast mich als arme Waise aufgenommen, hast mich erzogen, hältst mich wie deine leibliche Tochter, nur um das Recht zu haben mich unglücklich zu machen.

Frau Schulze. Ida!

Ida. Was hilft mir der Reichtum, den ich einst von dir erben soll, wenn ich meiner Liebe entsagen muß? Besser

du hättest mich arm und elend gelassen, so wüßte ich es nicht anders.

Frau Schulze (empfindlich). So sprichst du zu mir? So sehr liebst du deinen Alfred, daß du mir so begegnest?

Ida (eigensinnig). Ja, ich liebe ihn, liebe ihn über alle Maßen!

Frau Schulze (immer bitterer bis zur Heftigkeit). Und über diese Neigung vergißt du die Mutter! Ich gelte dir gar nichts mehr! Das ist der Dank für meine Liebe! Daß ich von den Männern Treulosigkeit erfahren mußte wundert mich nicht; daß aber die Tochter über den Geliebten selbst die Mutter vergißt war mir neu. Eben weil du ihn liebst, ist er mir zuwider, weil du ihn mehr liebst als mich, ist er mir verhaßt. Ich mag den Gedanken nicht ertragen daß ein Anderer dir mehr gilt als ich!

Ida (weint).

Frau Schulze. So! Nun kommen die Thränen! Die Thränen für den Herzgeliebten! Für die Mutter hat man keine! Für die hat man nur Schmollen und Trotzen! Aber ich bin selbst schuld daran. Warum habe ich dich so erzogen. Warum habe ich mein ganzes Herz an dich gehängt! Ich hätte strenger gegen dich sein sollen. (Wird nach und nach wieder milder.) So weine doch nicht! Ich dachte es mir so schön daß du dich nie von mir trennen solltest. Und nun willst du fort. So weine doch nicht! Dein Justizrat wird in die Residenz versetzt, und bist du seine Frau, gehst du mit ihm und ich bleibe allein hier, verlassen auf meine alten Tage. Aber, liebe Ida, so höre doch auf zu weinen! Ich habe einen ganz andern Plan mit dir. Der Rat Weidner ist ein starker Dreißiger, ein ehrbarer Mann, auf den könnte man sich verlassen! Das wäre ein Mann für dich. Du könntest mit ihm hier im Hause wohnen; ich nähme ein paar Zimmer im zweiten Stock für mich, da bliebst du doch um mich, ich hätte dich nicht verloren. (Nimmt ihr Tuch und trocknet ihr die Augen.) Ich habe ihn ins Haus gezogen, er giebt dir Unterricht im Italienischen. Ich hoffe ihr sollt euch näher kennen und lieben lernen.

Ida. Niemals!

Frau Schulze. Still, mein Kind, sprich jetzt nicht mehr, du regst dich wieder auf. Wir reden ein andres mal mehr davon. Aber der Rat wäre wahrhaftig ein Mann für dich. Er ist die Höflichkeit selbst und so bescheiden und zurückhaltend, er hat dir gewiß noch kein Wort von Liebe gesagt. Still nur, still, ich brauche keine Bestätigung. Ich kenne den Mann. Er ist so arglos, ich wette er merkt es kaum wie gut ich es mit ihm vorhabe. Nur jetzt kein Wort weiter; ich bin schon wieder gut, mein Herzenskind, und es wird sich noch alles machen. Du sollst dich mehr zerstreuen. Ich habe eine Anzeige in die Zeitung setzen lassen daß ich eine Gesellschafterin suche. Finde ich ein hübsches, artiges Mädchen, so nehmen wir sie ins Haus, dann hast du mehr Unterhaltung. (Durchs Fenster sehend.) Da sehe ich den Rat zur Stunde kommen. Geh in dein Zimmer, feuchte dir die Augen etwas mit Wasser an, daß man keine Thränenspuren an dir entdeckt. Ich werde ihn ein paar Minuten aufhalten, bis die Röte aus deinen Augen gewichen ist. Geh, geh, mein Herzenskind, sei wieder freundlich. (Führt sie schmeichelnd rechts ab.) Sie ist mir über den Kopf gewachsen, sie ist mir über den Kopf gewachsen! Aber in dem Punkte gebe ich nicht nach. Der Rat ist der rechte Mann für sie. Wenn ihr Geliebter erst in der Residenz ist, wird sie ihn schon vergessen. Man muß nur Geduld haben. Zwar mit dem Rat ist es auch so eine Sache. Das Mädchen, mit dem ich ihn gestern auf der Straße traf, als ich von der Abendgesellschaft beim Präsidenten zurückkam, will mir gar nicht aus dem Kopfe. Sollte ich mich auch in ihm getäuscht haben?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Weidner.

Weidner. Verehrte Frau, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Morgen zu wünschen. Ich hoffe Sie haben wohl geschlafen!

Frau Schulze (spitz). Die Frage könnte ich wohl eher an Sie richten?

Weidner. Wie so?

Frau Schulze. Wenn man des abends ein zärtliches Stelldichein gehabt hat, pflegt man nicht immer gut zu schlafen.

Weidner. Aber verehrte Frau, ich hatte schon gestern abend die Ehre Ihnen zu versichern daß ein Zufall, ein seltsamer Zufall —

Frau Schulze. Ei wer gesteht seine geheimen Liebeshändel ein! Der Zufall ist eine gute Ausrede.

Weidner (ängstlich, lebhaft). Aber verehrte Frau, ich bitte, ich beschwöre Sie, ich habe mich von Jugend auf eines stillen und ehrbaren Lebenswandels befleißigt, wie können Sie glauben daß ich jetzt, schon in meinen reiferen Jahren, meinen strengen Grundsätzen untreu werden würde? Sie wissen daß der Beifall meiner Vorgesetzten, daß mein guter Ruf mir über alles geht. Sollte ich den leichtsinnig auf das Spiel setzen?

Frau Schulze. Sie entschuldigen sich mit einer Lebhaftigkeit, die Sie nur noch verdächtiger macht.

Weidner (erschrocken). Verdächtig! Um Gott welches entsetzliche Wort sprachen Sie aus! Verdächtig! Ich! Ein Mann in Amt und Würden! Meine Vorgesetzten sollten mit Mißtrauen auf mich blicken! Ich wäre verdächtig! Wirklich verdächtig! Oder auch nur des Verdachts verdächtig! Es wäre mehr als ich ertragen könnte. Ich käme in den Mund der Leute! Man spräche ungünstig über mich! Mein Gott wenn ich das ahnte, ich wagte nicht mehr über die Straße zu gehen! Müßte ich nicht fürchten daß mich alle Leute mißtrauisch ansähen! Ach meine verehrte Frau, ich habe Ihnen schon gestern abend alles aufrichtig gesagt und Sie versprachen mir gegen niemanden etwas von der Sache zu erwähnen, bloß um etwaiger Mißdeutungen willen. Ich bitte und beschwöre Sie, wiederholen Sie Ihr Versprechen, ich hätte sonst keine ruhige Stunde mehr!

Frau Schulze. Nun ja doch, ich will Ihnen glauben. Ich wollte Sie nur etwas necken.

Weidner (trocknet sich den Schweiß). Necken! Ach Sie böse Frau! Mir fällt es wie ein Stein vom Herzen. Wenn Sie mir glauben, werden Sie auch von der Sache schweigen.

Frau Schulze. Gewiß, Herr Rat. Sie kommen zur Stunde?

Weidner. Es ist die Zeit. (Zieht die Uhr.) Sehen Sie genau zehn Minuten nach zwölf Uhr.

Frau Schulze. Macht Ida Fortschritte?

Weidner. Je nun das Fräulein ist nicht immer ganz bei der Sache; ein wenig mehr Aufmerksamkeit wäre wohl zu wünschen.

Frau Schulze. Ei Sie müssen strenger sein, müssen sie ausschelten.

Weidner (verblüfft). Ausschelten?

Frau Schulze. Ihr den Kopf zurechtsetzen.

Weidner (verlegen). Hm Kinder in der Schule kann man wohl mit Ernst zurechtweisen, aber erwachsene junge Damen lassen sich wohl füglich nicht mehr ausschelten.

Frau Schulze. Besonders wenn sie hübsch sind und schöne Augen haben.

Weidner (erschrocken). Aber verehrte Frau, ich will nicht hoffen —

Frau Schulze. Was?

Weidner. Ich will nicht hoffen daß Sie glauben ich hätte jemals mein Augenmerk darauf gerichtet — daß —

Frau Schulze (immer lächelnd, neckend). Daß meine Tochter Ida hübsch ist?

Weidner. Ja, so — ungefähr — wie würde ich wagen eine junge Dame, die meiner Obhut als Schülerin anvertraut ist —

Frau Schulze. Darauf anzusehen ob sie schöne Augen hat?

Weidner. Mein Gott, Sie verwirren mich immer mehr. Ich kann Ihnen versichern daß ich meine ganze Aufmerksamkeit

auf die Grammatik richte — mein Gott wenn meine Vorgesetzten erführen — und was sollten die Leute dazu sagen — Sie bringen mich ganz aus der Fassung!

Frau Schulze. Beruhigen Sie sich, Sie nehmen die Sache zu ernst.

Weidner. Ich hoffe Sie wollen mich nur necken.

Frau Schulze. Gewiß. War denn das Mädchen von gestern abend hübsch?

Weidner (sich vergessend, lebhaft). Sehr hübsch! Ein mildes, freundliches Gesicht, das etwas Leidendes hatte, und ein paar Augen, die einen wunderbaren Eindruck machten. Dabei klang die Stimme so wohlthuend —

Frau Schulze. Ei ei, Herr Rat, Sie haben in der kurzen Zeit, wo das Mädchen Sie sprach, doch Gelegenheit gehabt sie recht genau zu betrachten!

Weidner (verlegen). Was man so auf einen flüchtigen Blick in der Dunkelheit sehen kann!

Frau Schulze. In der Dunkelheit sieht man auf einen flüchtigen Blick nicht viel, und Sie haben sehr viel gesehen, denn Sie sprechen mit einem Feuer von dem Mädchen —

Weidner (verwirrt). Feuer — wie können Sie glauben — Feuer — ach nein — es waren eben nur allgemeine Bemerkungen — ich wollte eigentlich sagen — das Mädchen schien mir —

Frau Schulze. Na lassen wir es jetzt gut sein. Ida erwartet Sie und ich muß auch an meinen Anzug denken. Guten Morgen, Herr Rat; zum Abend bleibt es bei unsrer Partie Whist. (Im Abgehen.) Ich traue ihm doch nicht ganz wegen der Geschichte von gestern abend. Amende ist er auch ein Verräter! Ach die Männer, die Männer! (Links ab.)

Weidner (allein). Sie scheint wieder Verdacht zu haben! Wäre ich nur das einzige mal gestern nicht aus dem Hause gegangen! In welche Verwicklungen komme ich da! Wenn es bekannt wird daß ich, der Rat Weidner, nachts elf Uhr mit einem Mädchen auf der Straße gesehen worden bin — mein Gott, was soll der Präsident sagen! Ich hätte auch

von der Schönheit des Mädchens nicht sprechen sollen! Warum trage ich immer das Herz auf der Zunge! Aber hinterhalten, verheimlichen, lügen ist wieder schlecht. Es ist wirklich schwer in der Welt durchzukommen ohne nach einer Seite hin anzustoßen. (Unmutig.) Ich wollte daß das Mädchen —! (Plötzlich mild.) Doch nein, nein, auf sie könnte ich nicht zürnen. Sie war gar zu einnehmend! Ich weiß nicht warum ich immer an sie denken muß und warum es mir immer ist als sähe ich ihre lieben Augen vor mir. (Ist träumerisch geworden, langsam.) Sie waren wirklich lieb, diese Augen, viel angenehmer als ich jemals welche gesehen habe! (Fährt zusammen.) Da schlug es wahrlich ein viertel auf der Rathausuhr, ich versäume die Stunde! (Rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Müller, Wilhelmine, Diener.

Diener. Verzeihen Sie einen Augenblick, ich will Sie der Frau Schulze melden! (Rechts ab.)

Müller (sich prüfend umschauend). Hier sieht es sauberer aus als bei meinem Schuster. Dem Ansehen nach zu schließen kommen Sie in ein gutes Haus.

Wilhelmine. Mich erfaßt eine eigentümliche Unruhe, ich mag nicht sagen Besorgnis.

Müller. Warum sind Sie eigensinnig! Sind noch angegriffen von Ihrer Flucht, Ihrer Reise! Hätten noch ein paar Tage bei mir ausruhen sollen. Aber da war ja kein Halten. Kaum finden Sie die Anzeige daß hier eine Gesellschafterin gesucht wird, drängen Sie mich Sie herzuführen!

Wilhelmine. Sollte ich Ihnen noch länger zur Last fallen?

Müller (polternd, wie oben). Redensarten! Hätte Sies schon merken lassen wenn Sie mir lästig wurden. (Lacht.) Sie und lästig! Kann mirs gar nicht denken! Meine Stube kommt mir ordentlich freundlich vor, seit Sie darin weilten.

Wilhelmine. Sollte ich die gute Gelegenheit, die sich hier bietet, vorübergehen lassen, sollte mir vielleicht eine Andere zuvorkommen?

Müller. Der Grund läßt sich hören! Sonst — (lacht) mir wars recht, wenn die gute Gelegenheit nicht so rasch kam und Sie noch ein paar Tage bei mir bleiben mußten. Ich habe Sie merkwürdig liebgewonnen. Nun Sie brauchen nicht rot zu werden; bei einem alten Knaben, wie ich bin, ist das keine Liebeserklärung.

Vierter Auftritt.

Vorige. Diener (kommt von rechts zurück).

Diener. Frau Schulze läßt bitten einen Augenblick zu verziehen; sie ist beim Ankleiden. (Durch die Mitte ab.)

Müller. So! Hm hm — wissen Sie, ich habe um ein Uhr eine Stunde zu geben. Wenn die Frau vom Hause beim Ankleiden ist, so bedeutet einen Augenblick warten auch eine Viertelstunde; ich laufe und sage meine Stunde ab — und bin vielleicht zurück ehe Frau Schulze kommt. Bleiben Sie indessen allein hier.

Wilhelmine. Versäumen Sie ja nichts meinetwegen.

Müller. Gut. (Geht, kehrt wieder um.) Im Uebrigen bleibt es bei unserer Abrede.

Wilhelmine. Ich sehe die Notwendigkeit ein und doch kann ich mich kaum überwinden.

Müller. Liebes Kind, Sie wollen sich um eine Stelle bewerben, haben keine Zeugnisse, keine Empfehlungen, keinen Ausweis, da nimmt Sie kein Mensch. Ohne Papiere lebt man eben nicht in unserer Zeit. Wollten Sie gar aufrichtig Ihre Geschichte erzählen, so würde man die Achseln zucken, Ihnen nicht glauben, das kenne ich. Also müssen wir die

Sache anders angreifen. Sie sind meine Pflegetochter, und ich, der Sprachlehrer Müller, führe Sie persönlich ein. Das ist der einzige Weg, anders geht es nicht.

Wilhelmine. Ich fühle die Macht Ihrer Gründe und doch widerstrebt es mir die Unwahrheit zu sagen.

Müller. Pah ohne einige kleine Notlügen kommt man nicht durch die Welt. Uebrigens bin ich ja wirklich Ihr Pflegevater! Freilich nur zwölf Stunden lang, allein was thut das? Zwölf Jahre oder zwölf Stunden, wo ist zwischen beiden die Grenze, in der ich mit Recht Ihr Pflegevater heißen könnte? Sie sagen also gar keine Unwahrheit. Nun ich gehe jetzt und komme geschwind wieder. (Durch die Mitte ab.)

Wilhelmine (allein). Wie rasch wechselt das Schicksal! Vor vier Wochen war ich das fröhliche, glückliche Kind einer geachteten Familie und jetzt stehe ich hier mit dem Scheine einer Abenteurerin. Und bin ich das nicht wirklich? Muß ich nicht meinen Namen, meine Herkunft verbergen! Wenn jener Mensch seine Drohung wahr macht mich des Diebstahls anzuklagen; meine Flucht scheint seine Angabe zu bestätigen, wenn man nach mir forscht, mich zurückführt, ins Gefängnis wirft, ach ich bin ja gezwungen die Unwahrheit zu sagen!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ida (von rechts).

Ida (zurücksprechend). Während Sie meine Uebersetzung durchsehen, erlauben Sie wohl daß ich mich einen Augenblick entferne. (Geht nach dem Tische links, nimmt die Arbeit, die sie da liegen ließ und will zurück, dabei bemerkt sie Wilhelmine.) Ach — Sie suchen —?

Wilhelmine. Ich warte auf die Frau vom Hause. Ich bin hier mich um die Stelle einer Gesellschafterin zu bewerben.

Ida. Sie? (Sieht sie scharf an.)

Wilhelmine (hält den Blick ruhig aus, nach einer Pause). Sie betrachten mich so forschend?

Ida. Ich möchte in Ihren Zügen lesen wie ich mit Ihnen daran sein werde.

Wilhelmine. Ich verstehe nicht —

Ida. Meine Mutter sucht für mich eine Gesellschafterin!

Wilhelmine. So freue ich mich Sie zuerst im Hause begrüßen zu können.

Ida. Es kommt auf Sie an ob ich mich auch freuen werde.

Wilhelmine. Ich hoffe daß Sie keine Gelegenheit haben sollen mit mir unzufrieden zu sein.

Ida (immer sehr gerade, ja fast schroff). Das kommt alles auf Sie an. Sie haben ein gutes Gesicht und ich will mich mit Ihnen gleich auf den rechten Fuß stellen. Meine Mutter und ich sind nicht immer einerlei Meinung, besonders in einer Sache gehen wir entschieden aus einander. Zu wem wollen Sie halten? Zur Mutter oder zu mir?

Wilhelmine. Sie fragen so geradezu —

Ida. Und das setzt Sie in Verlegenheit? Es ist meine Art so. Als Gesellschafterin sollen Sie mir willkommen sein und ich könnte Sie vielleicht zu meiner Freundin machen. Allein ich vermute daß meine Mutter weniger eine Gesellschafterin, als vielmehr eine Aufpasserin für mich sucht. Wollten Sie sich dazu hergeben, würden Sie einen harten Stand mit mir haben. Ich sage Ihnen gleich wie es hier steht. Sind Sie klug, so halten Sie zu mir. Zuletzt setze ich doch alles im Hause durch, und wenn ich will, wickle ich die Mutter um den kleinen Finger. Ich bin ein verzogenes Kind sagt die Mutter. Mag sein, warum hat sie mich verzogen? Uebrigens bin ich gut, seelengut, nur meinen Willen muß ich haben, besonders in einem Punkte. Sie werden bald erfahren auf was es ankommt. Ueberlegen Sie und sein Sie klug. Guten Morgen indessen. (Rechts ab.)

Wilhelmine. Welch ein herrischer Ton bei einem jungen Mädchen! Mir sinkt plötzlich aller Mut. Welche Stellung soll das werden zwischen Mutter und Tochter? Will man mich wirklich zur Aufpasserin, das wäre traurig! Und wie kann ich ehrlich und wahrhaft sein, wenn die Mutter verlangt: ich soll die Angeberin machen und die Tochter: ich soll der Mutter etwas verschweigen! Wie schwinden meine Träume einer nach dem andern. In einer Familie hoffte ich eine zweite Heimat zu finden — ach es ist amende besser durch mühsame Handarbeit sein Brot zu erwerben!

Sechster Auftritt.

Vorige. Weidner.

Weidner (kommt rückwärts von rechts und spricht in das Zimmer). Nicht wahr, Sie sind recht fleißig, mein Fräulein?

Wilhelmine (für sich). Diese Stimme!

Weidner. So empfehle ich mich bestens. (Wendet sich, sieht Wilhelminen und stutzt.) Seh ich recht, — sind Sie nicht —?

Wilhelmine. Mein Herr — (verlegen, für sich) o weh nun ist alles verraten!

Weidner (verlegen). Hatte ich nicht das Vergnügen, — wollte sagen die Ehre — Sie gestern abend auf der Straße —

Wilhelmine. Ja, ich bin die Arme, die Sie um Hülfe bat.

Weidner (sieht sich ängstlich um). Und — Sie entschuldigen die dreiste Frage — was führt Sie in dieses Haus?

Wilhelmine. Ich will mich um die Stelle einer Gesellschafterin bewerben, die hier gesucht wird.

Weidner. So so! (Für sich.) Wie hübsch sie am Tage aussieht.

Wilhelmine (für sich). Wenn er mich verrät ist meine Aussicht verloren.

Weidner (für sich). Und sie will hier bleiben. Da würde ich sie öfters sehen. Das freut mich.

Wilhelmine (für sich). Mein Herr, darf ich eine Bitte an Sie wagen?

Weidner. Sprechen Sie, mein Fräulein, sprechen Sie.

Wilhelmine. Vergessen Sie, verschweigen Sie wenigstens daß Sie mich gestern abend gesehen. Ich bin unglücklich, aber nicht schuldig.

Weidner (hastig). Wer möchte Sie für schuldig halten, der sie einmal erblickt!

Wilhelmine. Daß ich gestern obdachlos um Hülfe bat könnte ein falsches Licht auf mich werfen; ich kann Ihnen im Augenblick den seltsamen Zufall nicht erklären, der mich dazu brachte — wollen Sie darüber schweigen?

Weidner (ernst). Ja, ja, gewiß. (Plötzlich sich besinnend, verlegen.) Wenn nur — ich komme da in eine eigentümliche Lage — ich bin der Freund des Hauses — ist es redlich von mir etwas zu verschweigen —?

Wilhelmine. Wenn Sie es für unredlich halten nehme ich meine Bitte zurück. Nie möchte ich jemanden zu einem Unrecht veranlassen.

Weidner. Verstehen Sie mich nicht falsch — ich bedachte nicht gleich — ich mußte erst überlegen — nein, nein, Sie haben Recht, — Sie können Geheimnisse haben, das geht mich nichts an; und wenn ich zufällig ein solches Geheimnis erfahren — ei, ei, Sie haben Recht, — wie ziemte mir es dasselbe zu verraten!

Wilhelmine. Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen herzlich!

Weidner (sie immer freundlicher betrachtend). Bitte, bitte, ich thue nur meine Schuldigkeit. Also hier im Hause wollen Sie bleiben? Das ist ja schön. Als Fräulein Idas Gesell-

schafterin? Das ist ja schön. Vielleicht lernen Sie mit italienisch?

Wilhelmine. Das würde mir Vergnügen machen.

Weidner (sehr erfreut). Das ist ja prächtig! (Plötzlich wieder verlegen.) Aber — ja wie soll ich Ihnen sagen — jetzt müssen Sie mir auch etwas versprechen.

Wilhelmine. Und was?

Weidner (fast ängstlich). Sollte jemals die Rede auf gestern abend kommen — so — so —

Wilhelmine. Wie?

Weidner. So müssen Sie nicht sagen daß ich noch einmal zu Ihnen zurückgekommen bin — es könnte — die Frau vom Hause ist mißtrauisch — nein, nein, was sage ich da — sie hat vielleicht einen kleinen Argwohn — die Leute sind so geneigt alles zu mißdeuten — Sie werden das selbst erfahren haben —

Wilhelmine. Leider habe ich noch wenig Erfahrungen im Leben gemacht. Die ersten, die mir aufstoßen, sind traurig genug.

Weidner. Keine Erfahrungen? Nun ja, Sie sind noch so jung! (Beiseite.) Das Mädchen ist die Unschuld selbst. (Laut.) Also wegen gestern abend — schweigen wir beide?

Wilhelmine. Der gestrige Abend war eine von den bittern Erfahrungen; ich möchte ihn vergessen.

Weidner. Recht so, vergessen wir ihn beide. (Tritt ihr ganz nahe, sie voll Teilnahme betrachtend.) Als ich Sie gestern nur flüchtig sah, hätte ich nicht geglaubt daß Sie so — —

Wilhelmine. Wie?

Weidner (verschämt). Wie soll ich sagen, so, so freundlich aussehen könnten. (Fährt erschrocken zurück.) Still! Die Frau vom Hause!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Frau Schulze (von links).

Frau Schulze. Ah Herr Rat, Sie hier? Ich glaubte Sie hätten Stunde?

Weidner (sehr höflich, etwas verlegen). Hatte, verehrte Frau, hatte. Wir sind zuende!

Frau Schulze (mit scharfen Blicken auf beide). Das ist ja heute recht rasch gegangen?

Weidner. Nicht meine Schuld! Fräulein Ida hat Kopfweh und macht sich zurecht um noch etwas an die frische Luft zu gehen. Ich bin im Begriff das Haus zu verlassen und ergreife die Gelegenheit unserer Begegnung Ihnen einen guten Morgen zu wünschen. (Ab.)

Frau Schulze. Sie wollen Gesellschafterin bei uns werden?

Wilhelmine. Wenn Sie mich für die Stelle passend erachten, ist es mein Wunsch.

Frau Schulze. Kennen Sie den Herrn Rat Weidner schon länger?

Wilhelmine. Ich höre von Ihnen eben erst seinen Namen.

Frau Schulze. Gut, gut! Setzen wir uns. Ich suche eine Gesellschafterin für meine Tochter, und ich muß Ihnen gerade heraus sagen: es ist vielleicht eine schwierige Stellung, in die Sie kommen würden. Meine Tochter ist mir etwas über den Kopf gewachsen — (lächelnd) ich bin eben zu nachsichtig gewesen. Das ist freilich meine Schuld, aber wir kennen unsere Fehler oft sehr gut, ohne sie ablegen zu können. Wie denken Sie sich nun zu verhalten, wenn meine Tochter etwas von Ihnen verlangte — — was Sie nicht billigen könnten — — was Sie hinter meinem Rücken thun müßten?

Wilhelmine. Ihre Fräulein Tochter hat mich schon selbst darauf aufmerksam gemacht —

Frau Schulze. Wie! Meine Tochter?

Wilhelmine. Sie trat ins Zimmer als ich hier wartete und redete mich an.

Frau Schulze. Und was sagte sie?

Wilhelmine (etwas zögernd). Sie deutete darauf hin daß sie nicht immer mit ihrer Mutter über alles einverstanden sei, und daß ich in solchen Fällen Partei für oder wider nehmen müsse.

Frau Schulze. Es ist ein Teufelskind! Gleich treibt sie die Sache auf die Spitze! Daran mögen Sie sie erkennen! Welchen Entschluß würden Sie nun in solchen Fällen fassen?

Wilhelmine. Den einzig möglichen. Ich werde mich bemühen das Vertrauen, die Freundschaft Ihrer Fräulein Tochter zu erringen. Gelingt mir das, so werde ich sie schon dadurch von etwaigen Unvorsichtigkeiten abhalten und würde Ihnen sodann nichts zu verschweigen haben.

Frau Schulze. Gut geantwortet! Sie schmeicheln mir nicht, Sie machen nicht viel Worte, das gefällt mir! Sie gefallen mir überhaupt. Ich gebe viel auf den ersten Eindruck, den ich von jemandem empfange. Sie haben einen günstigen auf mich gemacht. Sie haben etwas in Ihren Zügen, das Vertrauen erweckt. Die Bedingungen, die ich Ihnen gewähren kann, sollen Ihnen genehm sein. Sie haben doch Zeugnisse?

Wilhelmine. Nein.

Frau Schulze. Wie?

Wilhelmine. Es ist das erstemal daß ich gezwungen bin eine Stellung anzunehmen.

Frau Schulze. So so! Da können Sie freilich keine Zeugnisse haben. Vermutlich schmerzliche Familienereignisse! Kann mirs denken. Man sieht es Ihnen an daß Sie aus gutem Hause sind. Vielleicht Geheimnisse? Nun, nun ich frage nicht darnach, wenigstens jetzt nicht; ich

will abwarten was Sie mir mitzuteilen für gut finden werden. Aber Sie werden doch Empfehlungen haben? So ganz wildfremd — —

Wilhelmine. Mein Pflegevater wollte mich Ihnen persönlich empfehlen; er ist nur gegangen, um eine Unterrichtsstunde abzusagen; ich erwarte ihn jeden Augenblick!

Frau Schulze. Eine Unterrichtsstunde? Also die Tochter eines Lehrers? Für die hat man ein günstiges Vorurteil. Nun Sie gefallen mir; ich denke wir bleiben bei einander. Denn wenn der Vater selbst — abgemacht, ich betrachte Sie als meine Hausgenossin.

Achter Auftritt.

Vorige. Diener, dann Müller.

Diener. Herr Sprachlehrer Müller!

Frau Schulze. Ist das —?

Wilhelmine. Mein Pflegevater.

Frau Schulze. Willkommen!

Diener (öffnet Müller die Thüre und geht ab).

Müller (tritt ein und geht langsam vor).

Frau Schulze. Nur näher, Herr Müller, ich bin eigentlich mit Ihrer Tochter schon einig, aber es freut mich Sie auch noch zu sprechen!

Müller (ist bis in den Vorgrund gekommen). Frau Schulze — (starrt sie an).

Frau Schulze (starrt ihn an). Wie ist mir denn —?

Müller. Täuschen mich meine Augen?

Frau Schulze. Moritz!

Müller. Hol mich der Teufel meine Frau! (Wendet sich um Gehen.)

Frau Schulze. Moritz!

Müller (bleibt stehen).

Frau Schulze. Moritz!

Müller (wendet den Kopf).

Wilhelmine (entfernt sich leise).

Frau Schulze. Willst du denn wieder gehen?

Müller. Hm ich weiß nicht — es war mir im Augenblicke so als müßte ich fort.

Frau Schulze. Treuloser, verräterischer Mann, der sein liebendes Weib verlassen, der sie dem Kummer und dem Grame preisgegeben, der sie ihr ganzes Lebensglück gebracht hat!

Müller. Na ich wills aushalten!

Frau Schulze. Was?

Müller. Du hast mich endlich erwischt, nun mache deinem Herzen Luft. Ein bissel Gardinenpredigt habe ich schon verdient. Also lege los. Ich weiß von alters her, du bist stark darin.

Frau Schulze. Habe ich denn nicht Recht dich mit Vorwürfen zu überschütten?

Müller. Ja doch, ich halte ja still. (Sieht nach der Uhr.) Aber machs nicht zu lang!

Frau Schulze (wird weich). Doch nein! Wie ist mir denn? Mein Herz klopft hörbar. In meinem Kopfe drängt sich mir alles durch einander! Ich möchte dir zürnen, und doch wird mir weich zumute, gedenke ich der Vergangenheit. Du hast mich schwer gekränkt — und doch habe ich nicht aufgehört an dich zu denken. Und nun ich dich wiedersehe, ist mir so seltsam zumute als müßte ich dich — (Trat ihm näher.) Moritz, wie siehst du aus? Dir geht es nicht gut?

Müller. Warum nicht? (Besieht seinen Rockärmel.) Du meinst weil mein Rock etwas abgetragen ist? Hm habe auch schon daran gedacht mir einen neuen machen zu lassen. Soll nächstens geschehen. Doch wie ist es dir gegangen?

Frau Schulze. Wie kann es einer verlassenen Frau gehen, die sich in Gram und Kummer verzehrt?

Müller. Na von Verzehren merke ich bei dir nichts, du siehst ganz stattlich aus. Der Kummer muß bei dir besser anschlagen als bei Andern.

Frau Schulze. Kannst du denn deine spöttischen Bemerkungen nicht lassen?

Müller. Empfindsamkeit kann ich nicht leiden. Man muß nicht weich werden.

Frau Schulze. Ja das weiß ich, weich bist du nie gewesen, hart, hart, felsenhart warst du. Warum hast du mich verlassen?

Müller. Das kannst du doch wissen. Deine Eifersucht —

Frau Schulze. War ein Zeichen meiner Liebe.

Müller. Man muß nichts übertreiben, auch die Liebe nicht.

Frau Schulze. Undankbarer Mann! Ist die Liebe nicht das schönste Band das die Menschen umschlingt?

Müller. Ja, das Band war bei dir aber etwas zu fest geknüpft, es drückte! — Ich sollte nie von deiner Seite gehen!

Frau Schulze. Warst du an meiner Seite nicht glücklich?

Müller. Ja doch, aber immer glücklich sein ist langweilig; der Mensch muß eine Abwechslung haben. — Ich mußte jeden Abend mit dir Whist spielen — spielst du noch Whist?

Frau Schulze. Ja.

Müller. Dachte mirs! Alte Leidenschaften sind nicht auszurotten. Blieb ich abends einmal aus, fand ich dich voll Thränen und Vorwürfe.

Frau Schulze. Weil ich mich ängstigte dir möchte ein Unglück zugestoßen sein.

Müller. Als ob unsere gute Polizei uns nicht vor jedem Unglück bewahrte! Mit jungen Mädchen sollte ich gar nicht sprechen.

Frau Schulze. Weil ich den Wankelmut der Männer kenne! Ein hübsches Lärvchen verdreht euch gleich den Kopf.

Müller. Als mir dein hübsches Lärvchen den Kopf verdrehte hast du das ganz natürlich gefunden.

Frau Schulze. Damals warst du unverheiratet! Ein Ehemann soll sich den Kopf nicht verdrehen lassen.

Müller. Man kann den Kopf nicht immer geradeaus halten, sonst bekommt man einen steifen Hals. Wir haben die Augen zu beiden Seiten, damit wir nach rechts und links sehen können.

Frau Schulze. Du bist unverbesserlich!

Müller. Kann sein. Ich bessere mich schon seit fünfzig Jahren, merke aber selbst nicht viel Erfolg. Aber besinne dich daß du mir eines Tages zu verstehen gabst: unser Vermögen sei eigentlich das deinige und ich —

Frau Schulze (rasch). Das war unrecht von mir. Hast du mir das nicht vergeben?

Müller. Pah — Groll zu nähren ist meine Art nicht. Aber das hat mich fortgetrieben.

Frau Schulze. Wo warst du denn?

Müller. In Amerika.

Frau Schulze. So weit?

Müller (lacht). Ich wollte mich eben nicht finden lassen. Du hast gewiß nach mir gesucht.

Frau Schulze. Gesucht, geforscht, alles habe ich aufgeboten!

Müller. Dachte mirs!

Frau Schulze. Erst in den letzten Jahren habe ich die Hoffnung aufgegeben dich wiederzusehen. Wie ging dirs in Amerika?

Müller. Schlecht und gut, heute so, morgen so.

Frau Schulze. Und hast du auch noch an mich gedacht?

Müller. Lügen mag ich nicht, ja, ich habe manches mal an dich gedacht.

Frau Schulze. Freundlich?

Müller. Wie mans nimmt, zuweilen so, zuweilen so.

Frau Schulze. Und ist dir nie der Gedanke gekommen zu mir zurückzukehren?

Müller. Wem fällt nicht einmal allerlei ein!

Frau Schulze. Und du hast ihn nicht ausgeführt?

Müller. Du kennst die Geschichte vom verlornen Sohne, der barfuß und zerlumpt zu den Bratenschüsseln seines Vaters zurückkehrte. Mir hat die Geschichte niemals gefallen. Hätte ich mein Glück in Amerika gemacht — war es vielleicht etwas anderes.

Frau Schulze. Du bist aber endlich doch zurückgekehrt?

Müller. Hm wenn man alles vergißt, das Vaterland vergißt man nicht. Es ist ein närrischer Zug im menschlichen Herzen! Als wenn der Himmel da blauer wäre als anderswo. Die Menschen sind Narren. Aber man ist ein Mensch und also einer mit.

Frau Schulze. Also mich aufzusuchen kamst du nicht in die Heimat?

Müller. Wenn du die Wahrheit wissen willst, — nein.

Frau Schulze. So hat uns nur der Zufall zusammengeführt?

Müller. Nur der Zufall. Wie wußte ich daß du hier wohnst? Ich dachte dich in unsrer alten Heimat. Und du nennst dich Frau Schulze.

Frau Schulze. Meine Verwandten waren erzürnt über deine Flucht und nötigten mich meines Vaters Namen wieder anzunehmen.

Müller. Und da halb Deutschland Schulze heißt fiel mir nicht im Traume ein dich unter diesem Namen zu vermuten.

Frau Schulze. So wenig wie ich an dich dachte, da mir ein Lehrer Müller gemeldet wurde.

Müller (lacht). Richtig, denn Müller heißt die andere Hälfte Deutschlands.

Neunter Auftritt.

Vorige. Ida (zum Ausgehen bereit, von rechts).

Ida. Liebe Mutter, ich gehe noch etwas ins Freie: mein Kopfweh ist sehr arg.

Müller. Mutter? Ja, ja, kurz ehe ich fortging hast du mir eine Hoffnung angedeutet — sieh, sieh, das ist ja ein prächtiges Mädchen. (Phlegmatisch.) Komm, meine Tochter, umarme mich.

Frau Schulze (dazwischentretend, eifersüchtig). Bemühe dich nicht!

Müller. Wie?

Frau Schulze. Geh nur, Ida, und komm nicht zu spät wieder. Und nimm dein Tuch gut zusammen, es geht ein scharfer Wind, du bist so nicht stark auf der Brust. (Führt sie an die Thüre.)

Ida (hatte Müller verwundert angesehen). Schon gut, Mutter! (Ab.)

Müller. Soll ich denn mein Kind nicht umarmen?

Frau Schulze. Es ist nicht dein Kind.

Müller. Wie?

Frau Schulze. Sie ist eine arme Waise, die ich angenommen habe, meine Pflegetochter.

Müller. So.

Frau Schulze. Ich war so einsam und allein. Sollte ich mir nicht ein Herz suchen und heranbilden, das mich liebt?

Müller. So, deine Pflegetochter? Drum regte sich in mir auch keine Stimme der Natur, wie die Dichter sagen.

Frau Schulze. Du warst doch sehr rasch bei der Hand sie zu umarmen.

Müller (lacht herzlich). Und das fuhr dir in die Nase! Alte Schwäche!

Frau Schulze. Aber da fällt mir ein, du bist hier mir deine Pflegetochter zu empfehlen? Wie kommst du zu dem Mädchen?

Müller. Vielleicht habe ich mich auch einsam und allein gefühlt.

Frau Schulze (zweifelnd, scharf). Und du nahmst ein Kind an?

Müller. Wenn du eine Pflegetochter hast, kann ich doch auch eine haben.

Frau Schulze. Moritz, ist sie wirklich deine Pflegetochter?

Müller (lacht). Habe ich dich denn so genau nach deiner gefragt?

Frau Schulze. Moritz, du bist boshaft, bloß um mir auszuweichen! (Sehr aufgeregt.) Moritz, wenn es wahr wäre was mir als Ahnung aufsteigt!

Müller (sieht nach der Uhr). Du entschuldigst, in meinem Kosthause wird pünktlich gegessen, mir entgeht die Suppe wenn ich zu spät komme.

Frau Schulze. Du willst gehen?

Müller. Ja. Ich habe mir in Amerika manches abgewöhnt, aber das Essen noch nicht.

Frau Schulze. Willst du denn nicht hier essen?

Müller (sieht auf seinen Rockärmel). Mein Rock und deine Tapeten — das stimmt nicht zusammen.

Frau Schulze. Moritz!

Müller. Später einmal, wenn ich einen neuen habe.

Frau Schulze. Später? Einmal? Verstehe ich dich? Der Himmel hat uns nach zwanzig Jahren wieder zusammengeführt, ich habe dir vergeben, ich fühle daß ich nie aufgehört habe dich zu lieben, kannst du denn daran denken auch ferner getrennt von mir zu leben?

Müller (sieht sie groß an). Du meinst also — —?

Frau Schulze. Ja!

Müller. Wir sollten wieder — —?

Frau Schulze. Ja!

Müller. Als Mann und Frau — —?

Frau Schulze. Ja, ja!

Müller. Hm der Gedanke ist mir noch gar nicht eingefallen.

Frau Schulze. Jetzt ist er ausgesprochen, halte ihn fest, erfülle ihn.

Müller. Das muß man doch erst überlegen.

Frau Schulze. Wie?

Müller. Du spielst immer noch Whist.

Frau Schulze. Moritz!

Müller. Als du mich vorhin von deiner Pflegetochter wegschobst machtest du die nämlichen Augen wie vor zwanzig Jahren, wenn ich einem hübschen Mädchen guten Tag sagte.

Frau Schulze. Aber Moritz!

Müller. Und Gardinenpredigten kannst du auch noch halten. Wenn du den Stoff, den du in zwanzig Jahren gesammelt hast, über mein sündiges Haupt ausschütten willst, dann sei Gott mir gnädig.

Frau Schulze. Moritz, du hast deine alte Art noch nicht verlernt deine Rührung unter Spott und herben Worten zu verbergen. Denn ich weiß du hast ein Herz, kannst warm und weich fühlen. Du hast mich treulos verlassen sage ich, du sagst ich hätte dich davongetrieben. Ich will unsere gegenseitige Schuld nicht abwägen. Zwanzig Jahre sind vergangen, ich war nicht glücklich, du warst es auch nicht, aber beide sind wir ruhiger geworden. Das Geschick führt uns wieder zusammen, es bietet uns einen heitern Lebensabend, willst du mich abermals verlassen?

Müller. Das Geschick hat uns zusammengeführt? Hm das Geschick macht kluge und dumme Streiche.

Frau Schulze. Ich will dir mehr sagen, ich bedarf deiner. Mein Vermögen hat sich durch allerhand Glücksfälle verdoppelt, verdreifacht. Ich vermag es nicht mehr zu übersehen, zu verwalten. Ich bedarf eines Mannes, dem ich alles vertrauen kann — wer könnte das besser sein als mein Mann?

Müller. Ueber das Whist käme ich hinweg, ein paar Predigten wollte ich allenfalls auch in den Kauf nehmen, aber du bist immer noch reich, ja reicher, wie du sagst, und ich ein armer Teufel. Darüber komme ich nicht hinweg.

Frau Schulze. Moritz!

Müller. Was sollten die Leute sagen? Frau Schulze hat ihren verlaufenen Mann wieder zu Gnaden angenommen und heißt jetzt Frau Müller.

Frau Schulze. Hast du dich denn früher um das Gerede der Leute bekümmert?

Müller. Pah früher mögen die Leute gesagt haben: ich wäre ein flotter Taugenichts, das kann man sich schon gefallen lassen. Aber es giebt einen Ehrenpunkt, über den kommt kein Mann hinweg. Die Rolle des verlornen Sohnes ist zu schmählich, die kann ich nicht spielen.

Frau Schulze. Ist dir der Gedanke wirklich möglich unsere Ehe noch einmal zu zerreißen?

Müller. Die ist schon zerrissen. Es wäre ja eine ganz neue Ehe, blieben wir zusammen.

Frau Schulze. Sei es denn eine neue Ehe.

Müller (lacht). Hm als junger Mensch tappt man blind zu beim Heiraten, als Mann von Erfahrung besinnt man sich.

Frau Schulze. Nun so besinne dich.

Müller. Gut, das verspreche ich, ich will mich besinnen.

Frau Schulze. Wie lange?

Müller. Hm je mehr man eine Sache überlegt, desto schwerer kommt man zu einem Entschlusse, und ich habe mich immer rasch entschlossen.

Frau Schulze. Also?

Müller. Bis heute nachmittag sollst du Antwort haben.

Frau Schulze. Gut!

Müller. Gesegnete Mahlzeit! (Geht.)

Frau Schulze. Moritz!

Müller (bleibt stehen). Hm?

Frau Schulze. So gehst du? Nicht einmal eine Hand reichst du mir?

Müller (kehrt langsam um, sieht sie lange an, reicht ihr dann die Hand). Da!

Frau Schulze (sehr zärtlich). Mein lieber, guter Moritz!

Müller. Ich komme wahrhaftig um die Suppe! (Läuft fort.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Dasselbe Zimmer.

Erster Auftritt.

Frau Schulze (am Fenster). Er kommt noch immer nicht. Bis nachmittag sagte er; es wird bald Abend. Der Undankbare! Ich hätte Ursache ihm die bittersten Vorwürfe zu machen und habe ihn fast flehentlich gebeten bei mir zu bleiben. Ich hätte ihm mehr Stolz zeigen sollen. Ach nein, damit hätte ich alles bei ihm verdorben! Aber mit den Bitten nicht vielleicht auch? Liebe ich ihn denn noch? Gedacht habe ich täglich an ihn, fast immer im Zorne, und stets war doch eine Stimme in mir, die ihn entschuldigte. Ich habe ihn vielleicht doch zu arg gequält! Eifersucht vertragen die Männer einmal nicht. Und war er auch leichtsinnig, wild, zu lebenslustig, er war immer brav und ein Mann im vollsten Sinne des Worts. Und den brauche ich so notwendig! Aber ihn hält sein Stolz von mir zurück und ich kann mich ihm doch nicht förmlich anbetteln. O die verwünschte Eifersucht, sie hat mich unglücklich gemacht! Doch jetzt bin ich ja ruhiger. Wenn er bei mir bliebe, es würde ja alles gut gehen. Aber wo ist das Mädchen her? Sie hat eine vortreffliche Erziehung genossen, konnte er ihr die geben? Warum nicht? Er hat viel

Wissen. Aber seine Pflegetochter! Pflegetochter? Warum wich er mir aus, als ich nach den nähern Verhältnissen fragte? Seltsam, ich fühle mich merkwürdig zu dem Mädchen hingezogen und doch ist mirs als warnte mich eine innere Stimme vor ihr. Wenn sie nicht seine Pflegetochter, wenn sie sein wirkliches Kind wäre? Ha der Treulose! Dann kämen wir nicht zusammen, denn ich könnte das Mädchen nicht um mich sehen, ich fühle wie ich sie hassen würde! Hassen! Sie ist doch unschuldig. Gleichviel! Sie wäre mir doch ein Dorn im Auge! Ich will sie fragen. Doch wird sie die Wahrheit wissen? Und wenn sie sie weiß, wird sie sie sagen, sagen dürfen? Wer mir darüber Aufklärung gäbe!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Diener.

Frau Schulze. Wohin?

Diener. Zum Fräulein.

Frau Schulze. Was ist?

Diener. Ich habe eben einen Jungen erwischt, der die Treppe herauf schlich. Ich wies ihn fort, er meinte aber: er müsse das Fräulein sprechen und gab mir endlich diesen Zettel. Vermutlich eine Bettelei.

Frau Schulze. Das Fräulein spielt Klavier und läßt sich dabei nicht gern stören. Lassen Sie den Jungen warten und geben Sie den Zettel indessen her.

Diener (ab).

Frau Schulze. Was ist das? Ein Junge schleicht ins Haus und bringt einen Zettel? Nicht einmal versiegelt? „Alles bereit. Punkt neun Uhr.“ Was heißt das? Doch die Aufklärung liegt nahe! Ein Stelldichein. Aber nein, die Worte „alles bereit“ deuten auf noch schlimmeres, gar auf eine Entführung. Wäre es möglich! So weit könnte sie sich vergessen? Nun ich will den Jungen ausfragen, vielleicht erfahre ich von ihm den ganzen Plan. (Will ab.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Wilhelmine (kommt von rechts mit einer Arbeit).

Wilhelmine. Ich darf wohl hier bleiben?

Frau Schulze. Warum?

Wilhelmine. Fräulein Ida fühlt sich unbehaglich, wenn sie in meiner Gegenwart üben soll. (Setzt sich.)

Frau Schulze. Das sind so ihre Launen! (Für sich.) Wenn ich sie ansehe, ist es mir als könnte ich sie ans Herz drücken und ihr mein Innerstes öffnen — und vielleicht ist sie meine ärgste Feindin. Ob sie um Idas Heimlichkeit weiß? Wenn auch das noch wäre! Ich will den Jungen ausfragen! (Durch die Mitte ab.)

Wilhelmine (allein). Wie wird sich das hier im Hause gestalten? Die Frau betrachtet mich bald freundlich forschend, bald mit finsterm Ausdruck. Wie bin ich mit ihr daran? Und das Fräulein? Bei ihr wechselt Güte mit Schroffheit! Was überwiegt in ihrem Charakter? Und der Rat, der Freund des Hauses? (Etwas träumerisch.) Er scheint von großer Herzensgüte zu sein. Gewiß ist er das, sein ganzes Wesen verrät es.

Vierter Auftritt.

Vorige. Ida (von rechts).

Ida. Das Klavierspielen langweilt mich, mich langweilt heute alles. Ich will mit Ihnen plaudern. (Wirft sich in einen Lehnsessel.)

Wilhelmine. Schön! Ueber was plaudern wir denn?

Ida. Ueber — hm — (Springt auf, stellt sich vor Wilhelminen.) Haben Sie schon einmal geliebt?

Wilhelmine. Einen Mann?

Ida. Natürlich. Das versteht sich von selbst. Also: haben Sie schon einmal geliebt?

Wilhelmine. Nein!

Ida. Warum nicht?

Wilhelmine. Wie kann ich das wissen!

Ida. Ich weiß es! Sie haben noch keinen gefunden, der liebenswert war.

Wilhelmine. Mag sein.

Ida. Sonst hätten Sie die süßen Regungen schon gefühlt, von denen kein Mädchen frei bleibt. (Mit tiefem Seufzer.) Aber es ist schlimm daß Sie noch nicht geliebt haben!

Wilhelmine. Schlimm?

Ida. Für Sie und für mich. Sie werden mich nicht verstehen — und Sie entbehren das süßeste Gefühl des Lebens. Ach wer es beschreiben könnte!

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!“

Wilhelmine. Die Verse sind schön. Sie haben mich immer wunderbar angesprochen.

Ida. Haben sie? Ach ich glaube daß Sie recht warm und leidenschaftlich lieben können. Ihr Auge leuchtet zuweilen auf in schönem Feuer. Aber es ist doch schlimm daß Sie es noch nicht thun.

Wilhelmine. Warum?

Ida. Weil — ach ich möchte Ihnen gern alles vertrauen, möchte Ihnen mein ganzes Herz öffnen — aber Sie werden mich nicht verstehen.

Wilhelmine. Versuchen Sie es. Ihr Vertrauen zu gewinnen ist ja mein lebhaftester Wunsch.

Ida. Wirklich? Sie wollen lieber meine Freundin sein, als die Aufpasserin der Mutter?

Wilhelmine. Können Sie fragen? Wer möchte in dieser Wahl schwanken?

Ida. Nun denn, ich will es Ihnen entdecken. Ich liebe.

Wilhelmine. Sie lieben?

Ida. Nicht so laut, die Wände haben Ohren. Wenn Sie ihn kännten, den Mann meines Herzens, Sie würden es begreifen! Seine hohe, schöne Stirn verrät Geist, sein dunkles Auge Feuer und Mut, das Lächeln um seinen Mund Herzensgüte — ich muß ihn lieben. Ach und er liebt mich wieder!

Wilhelmine. Sie schildern so lebendig, daß man zur Teilnahme hingerissen wird.

Ida. Nehmen Sie teil? (Küßt sie.) Ich wußte es wohl, Sie haben ein fühlendes Herz! Und nun denken Sie, ich soll ihn nicht lieben. Meine Mutter will es nicht.

Wilhelmine. Sie wird ihre Gründe haben.

Ida. Keine als ihren Eigensinn! Sie kann nichts gegen ihn einwenden, als daß ich mich von ihr trennen müßte, würde ich seine Frau.

Wilhelmine. Es ist freilich hart für eine Mutter ihr Kind zu verlieren.

Ida. Mag es hart sein, es ist das allgemeine Los. Sind wir einmal alt, müssen wir uns auch von unsern Kindern trennen. Das geht so fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Wilhelmine. Sie sind in schlimmer Lage.

Ida. Nicht wahr? Und aus schlimmer Lage muß man sich befreien! (Immer vertraulicher und leise.) Ich sehe schon, Ihnen kann ich mich ganz vertrauen. Meinen Alfred zu lassen vermag ich nicht. Ohne seine Liebe ist mir das Leben nichts. Was bleibt mir übrig? Ich muß mit ihm entfliehen.

Wilhelmine. Um Gotteswillen!

Ida. Erschrecken Sie nicht, das klingt schlimmer als es ist. Wir entfliehen, ich werde seine Frau, wir bitten dann die Mutter um Vergebung — und sie wird verzeihen. Alles ist vorbereitet, wollen Sie uns unterstützen?

Wilhelmine. Wie kann ich? Meine Pflicht —

Ida. Still, ich höre jemanden auf der Treppe. Das ist der Rat, ich kenne seinen Schritt. Kein Wort jetzt weiter! Später mehr! Sie geloben mir vorderhand Verschwiegenheit!

Wilhelmine. Fräulein, bedenken Sie!

Ida. Still! Sie können, Sie dürfen mich nicht verraten, das wäre abscheulich. (Rechts ab.)

Wilhelmine (sehr aufgeregt). Was soll ich thun? Da ist es eingetroffen was ich fürchtete. Da stehe ich zwischen Mutter und Tochter. Rede ich, schweige ich? Was ich thun mag, ich täusche ein Vertrauen. O das Leben wirft mich gleich in die schlimmsten Verlegenheiten! Und niemand der mir hilft, niemand der mir Rat giebt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Weidner (durch die Mitte).

Weidner. Ah guten Tag, mein Fräulein, man könnte wohl guten Abend sagen; die Sonne neigt sich stark zum Untergehen.

Wilhelmine (steht auf, macht ihm eine Verbeugung).

Weidner. Bitte, bitte, bleiben Sie sitzen. Lassen Sie sich nicht stören. (Legt den Hut ab.) Nun wie gefällt es Ihnen hier im Hause? Gut, nicht wahr? Konnte mir es denken. Eine brave Frau, die Frau vom Hause — das Töchterchen ein wenig verzogen — (immer höflich lächelnd) ich denke Ihr Einfluß wird hier wohlthätig wirken.

Wilhelmine (immer im Kampfe mit sich, steht auf). Herr Rat —

Weidner. Was sehe ich? Sie sind bewegt? Ihre Stimme zittert? Ist Ihnen etwas begegnet?

Wilhelmine. Ja, — nein — ja — ach Gott, ich weiß nicht was ich spreche.

Weidner. Sie beunruhigen mich — kann ich Ihnen vielleicht helfen?

Wilhelmine (zögernd). Ich weiß nicht.

Weidner. Sie haben kein Vertrauen zu meiner Hülfe, weil ich Sie gestern so stehen ließ. (Wie beschämt, im Verlauf der Scene immer teilnehmender, fast zärtlich, aber immer mit höflicher Zurückhaltung,

wodurch er stets verlegen erscheint.) Ich kann es Ihnen nicht verdenken — — aber ich war so überrascht, als Frau Schulze plötzlich — — und in der Verwirrung — — Sie müssen mir verzeihen — — ich bin sonst wahrlich nicht der Mann, der einem Bittenden etwas abschlägt. Ich habe mir Vorwürfe genug gemacht über mein Benehmen — ich kann den Auftritt nicht vergessen, — wo ich gehe und stehe, sehe ich Sie im Geiste vor mir (erschrocken, als habe er zu viel gesagt, verlegen, leise) sehe ich Sie — — im Geiste — — vor mir.

Wilhelmine (mehr mit sich beschäftigt). Sie sind der Freund des Hauses?

Weidner. Ja! Das heißt — — die Mutter liebt meine Gesellschaft — vielleicht weil ich gut Whist spiele — der Tochter bin ich Lehrer, (eifriger) nur Lehrer, weiter nichts. Mir macht es Vergnügen ihr Unterricht zu geben, die italienische Litteratur ist meine Liebhaberei — so habe ich mich bereit finden lassen — aber ich bin der Tochter nur Lehrer! Wenn Sie das einen Freund das Hauses nennen wollen —

Wilhelmine. Ich befinde mich in eigentümlicher Verlegenheit —

Weidner. Ist man Ihnen zu nahe getreten? Ich habe so etwas gefürchtet! Die Tochter kann sehr abstoßend sein, die Mutter ist zuweilen sehr heftig — (höflich) das heißt es sind das so kleine Schwächen — ich will damit keinen Tadel gegen die Damen ausgesprochen haben.

Wilhelmine. Ach, Herr Rat, wenn Sie wüßten in welch übler Lage ich bin! Bis vor wenig Wochen lebte ich sorglos am Herzen meiner guten Pflegemutter und plötzlich werde ich in das Leben geworfen, das ich so wenig kenne!

Weidner. Dachte mirs, dachte mirs gleich.

Wilhelmine. Was?

Weidner. Auf den ersten Blick sah ich es Ihnen an, daß Sie — von guter — — (verwirrt sich) daß Sie brav — und liebenswert —

Wilhelmine. Und nicht genug daß mich plötzlich der Ernst des Lebens faßte — auch hier, wo ich Ruhe zu finden

dachte, wo ich mit der Zeit mir eine angenehme Stellung zu gründen hoffte, auch hier sehe ich mich aufs neue in einen Zwiespalt gestürzt, in dem ich mir nicht zu helfen weiß.

Weidner (wärmer, ohne den rechten Mut gerade heraus zu sprechen). Wenn Sie mir vertrauen wollten, vielleicht könnte ich helfen. Ei, ei ich habe mein schlechtes Benehmen von gestern abend noch gut zu machen. Und wenn man Sie hier im Hause nicht so behandelt, wie Sie es verdienen — je nun — dieses Haus ist nicht die Welt, — und wenn Sie es verlassen wollten — ich würde alles — wahrhaftig ich würde alles —

Wilhelmine. Herr Rat, ich fühle das wohlwollende Ihres Anerbietens — doch leider ruft die Güte eines unverheirateten Mannes gegen ein Mädchen nur zu leicht Mißdeutungen hervor.

Weidner. Ja, ja diese Mißdeutungen! Sie sind das größte Uebel auf der Welt. Wenn man noch so vorsichtig ist wenn man nach allen Seiten hin die gebührenden Rücksichten beobachtet, man entgeht doch den Mißdeutungen nicht. Wahrhaftig ich habe schon manchmal gedacht: es wäre besser wenn man nicht so ängstlich auf alles Rücksicht nähme. Man läßt sich dadurch vielleicht manchen Genuß, manche schöne Stunde im Leben entgehen. Machen Sie es auch so. Bedürfen Sie Hülfe, nehmen Sie sie von mir an — ohne zu ängstliche Rücksicht.

Wilhelmine. Ich hoffe nicht daß es so weit kommt —

Weidner. Aber wenn es so weit kommt —

Wilhelmine (verlegen, zurückhaltend). Dann —

Weidner. Dann wenden Sie sich an mich, wollen Sie?

Wilhelmine. Ihre Güte thut mir wohl —

Weidner. Weichen Sie mir nicht aus. Geben Sie mir die Hand darauf. Weisen Sie einen Freund nicht zurück, der es herzlich gut mit Ihnen meint. Geben Sie mir die Hand darauf!

Wilhelmine (thut es zögernd). Ich hoffe ich werde Ihnen nicht beschwerlich fallen müssen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Frau Schulze (durch die Mitte).

Frau Schulze (mit dem Zettel in der Hand). Was ist das?

Wilhelmine
Weidner (fahren aus einander).

Weidner. Verehrte Frau, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Abend zu wünschen.

Frau Schulze (argwöhnisch, hart, bitter). Hand in Hand? Ist das die Besiegelung einer neuen Bekanntschaft oder die Erneuerung einer alten, wie ich gleich vermutet hatte? Ei ei, Herr Rat, was soll ich davon denken?

Weidner (betreten). Ich hoffe daß keine Mißdeutung —

Frau Schulze. Nun nun, ein Mann mit einem Mädchen Hand in Hand, das läßt nur eine Deutung zu.

Weidner. Ich bitte Sie dringend —

Frau Schulze. Vorderhand bitte ich, Fräulein, denn ich muß mit Ihnen aufs reine kommen. Das Geheimnisvolle an Ihnen muß aufgeklärt werden, ich muß wissen woran ich mit Ihnen bin.

Weidner. Aber verehrte Frau und Freundin —

Frau Schulze. Was beliebt?

Weidner. Sie sprechen in so hartem Tone — wenn das Fräulein sich verletzt fühlt —

Frau Schulze. Wenn das Fräulein ganz rein ist von aller Schuld, wird sie sich durch die Untersuchung und durch meinen Ton nicht verletzt fühlen. (Spitz.) Sie sind ja auf einmal besonders zartfühlend geworden und besorgt für das Fräulein! Gut also daß Sie da sind. Da können Sie gleich entscheiden ob ich hart oder zu hart bin. Wollen Sie mir einige Fragen beantworten, Fräulein?

Wilhelmine. Sie sollen die strengste Wahrheit hören.

Frau Schulze. Gut. Von Ihrem Verhältnisse zum Herrn Rat nachher, vorerst handelt es sich um etwas anderes.

Meine Tochter unterhält hinter meinem Rücken ein Liebesverhältnis, das ich verboten habe. Haben Sie darum gewußt?

Wilhelmine. Ich — —

Frau Schulze. Sie stocken? Ja oder Nein.

Wilhelmine (zögernd). Ja!

Frau Schulze. Meine Tochter will entfliehen oder sich entführen lassen. Wissen Sie auch darum? — Warum stocken Sie wieder?

Wilhelmine (wie oben). Ich weiß darum.

Frau Schulze. Nun, Herr Rat, bin ich zu hart? Ich nahm das Fräulein ins Haus, damit sie meine Tochter beaufsichtige, — und hinter meinem Rücken spinnt sie mit ihr Ränke.

Weidner. Hm — das klingt allerdings — aber vielleicht liegt hier wiederum eine Mißdeutung vor, vielleicht kann das Fräulein sich rechtfertigen.

Frau Schulze. Warum spricht sie nicht?

Wilhelmine. Ich weiß von der Liebe und dem Plane Ihrer Fräulein Tochter seit wenigen Minuten. So lange ist es her, daß sie mich wider meinen Willen zur Vertrauten machte. Ich war in peinlichster Verlegenheit. Durfte ich das mir anvertraute Geheimnis verraten? Durfte ich es der Mutter verschweigen? Ich überlegte was ich thun sollte, und ehe ich einen Entschluß fassen konnte, trat der Herr Rat herein.

Weidner (eifrig). Das kann ich bezeugen. Das Fräulein war sehr unruhig und ließ mich merken daß sie in peinlichster Verlegenheit sei.

Frau Schulze. So so! Das klingt allerdings sehr schön, wer steht mir aber dafür daß es wahr ist? Wenn nun das Fräulein sich in mein Haus eingeschmuggelt hätte, bloß um die Pläne meiner Tochter zu unterstützen?

Wilhelmine. Wie können Sie glauben —?

Frau Schulze. Glauben verdienen nur Leute die man kennt oder genau geprüft hat. Ich kenne Sie noch gar nicht. Also lassen Sie mich Sie kennen lernen. Sie sind als Pflege-

tochter des Herrn Müller in mein Haus gekommen, der, wie Sie gehört haben, mein Mann ist. Wie hat sich das Verhältnis gemacht?

Weidner (rasch). Als Pflegetochter des Herrn Müller?

Frau Schulze (rasch). Aha! Sie sind darüber erstaunt, Sie glauben es also auch nicht?

Weidner (verlegen). Ich — — allerdings — — das wußte ich nicht.

Frau Schulze. Aber anderes scheinen Sie zu wissen. Wir werden ja sehen. Nun, Fräulein, wollen Sie sich nicht erklären?

Wilhelmine. Ich mag die Wahrheit nicht verleugnen. Ich kenne Herrn Müller erst seit gestern abend.

Frau Schulze. Wie?

Wilhelmine. Fremd und hülflos war ich in dieser Stadt, er allein nahm sich meiner an, als ich ohne Obdach gestern nacht auf der Straße stand.

Frau Schulze. Gestern nacht? Da geht mir ein Licht auf! Ja ja, das ist dieselbe Gestalt! Das Gesicht konnte ich gestern nacht nicht erkennen. Haben Sie nicht auch den Herrn Rat auf der Straße angesprochen?

Wilhelmine (sieht Weidner zweifelnd an).

Frau Schulze. Aha der Blick fragt ob Sie die Wahrheit sagen sollen.

Weidner (wird wärmer und mutiger). Reden Sie nur. Ja ja, das ist die Dame, die ich gestern abend traf.

Frau Schulze. So so! Und wer sind Sie denn eigentlich?

Wilhelmine. Eine Waise, ohne Heimat, ohne Freunde —

Weidner. Sie hören, eine Waise, ohne Heimat, ohne Freunde —

Frau Schulze. Ich höre und habe genug gehört. Mein Fräulein, ein Mädchen, das mit der Tochter Ränke gegen die Mutter spinnt, das heimatlos in der Welt umherstreift, das sich ohne Scheu für die Pflegetochter eines Mannes ausgiebt, den sie kaum kennt, und mit einem andern

Manne (mit scharfem Blicke auf Weidner) sehr rasch in ein vertrauliches Verhältnis tritt, hat gelinde gesagt ein sehr abenteuerliches Ansehen, und Sie werden begreifen daß sie in meinem Hause keinen Platz finden kann.

Weidner. Wie? Sie wollten —?

Wilhelmine (rasch). Sie mögen Recht haben. Ich muß Ihr Haus verlassen — und sogleich.

Weidner. Aber —

Wilhelmine. Lassen Sie, Herr Rat, hier ist keine Verständigung möglich.

Weidner. Aber wohin wollen Sie denn?

Wilhelmine. Ich weiß es nicht. Aber einen Platz wird es doch für ein armes Geschöpf geben, das mit dem Leben doch auch die Berechtigung zu leben hat.

Weidner. Nun, Fräulein, ist der Fall eingetreten, in dem Sie mir versprachen meine Hülfe anzunehmen.

Frau Schulze (spöttisch). Sie wollen ihr helfen? Und sie will Ihre Hülfe annehmen? Recht artig, Herr Rat.

Weidner (gereizt, wärmer). Ja, ich will ihr helfen, denn ich erkenne in dem Fräulein eine vom Schicksal bitter heimgesuchte Unglückliche.

Frau Schulze (immer höhnisch). Schön, Herr Rat, schön! Sie geben den Leuten auch einmal etwas zu reden.

Weidner. Mögen die Leute reden! Es wäre eine Feigheit von mir wollte ich aus Furcht vor dem müßigen Geschwätze der Menschen eine Bedrängte verlassen, der ich schon gestern abend hätte beistehen sollen.

Frau Schulze. So? Sie gaben ja immer so viel auf das Urteil der Welt, Sie hielten so viel auf Ihren guten Ruf und Sie wollen sich plötzlich über alles wegsetzen?

Weidner. Ja, ich erkenne daß meine Furcht vor dem Urteile der Welt zu weit getrieben war. Und hier, wo Sie hart ein hülfloses Geschöpf auf die Straße stoßen, gebietet es die Menschlichkeit das arme Mädchen zu schützen.

Frau Schulze. Also gegen meine Härte wollen Sie sie in Schutz nehmen? Und wie denken Sie das anzufangen?

Weidner. Ich kenne eine ehrbare Witwe, bei der das Fräulein vorderhand ein Unterkommen finden wird.

Frau Schulze (mit bitterstem Hohne). Eine ehrbare Witwe! Ei ei, Herr Rat, Sie enthüllen sich ja plötzlich in einer neuen Gestalt! Wer hätte das hinter Ihrer Scheinheiligkeit gesucht?

Weidner. Mißdeuten Sie mich schon wieder?

Frau Schulze. Nun, Herr Rat, wenn ein unverheirateter Mann ein Mädchen bei einer ehrbaren Witwe unterbringt, so ist wohl keine Mißdeutung möglich.

Wilhelmine. O mein Gott!

Weidner (in höchster Erregung, aber immer den höflichen Ton festhaltend). Ich werde die Mißdeutung zuschanden machen! Das Fräulein soll nur so lange dort bleiben — bis — bis ich sie als Frau in mein Haus führe.

Wilhelmine (verhüllt das Gesicht).

Frau Schulze. Wie wäre das?

Weidner. Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich so kühn bin so unvorbereitet Ihnen diesen Antrag zu machen. Aber vom ersten Augenblicke an, wo ich Sie sah, machten Sie einen unvergänglichen Eindruck auf mich. Vielleicht hätte ich noch lange geschwankt, ehe ich mich entschlossen Ihnen das zu gestehen; jetzt zwingt mich die Notwendigkeit Ihnen gleich mein Herz zu öffnen. Wollen Sie mir folgen? Wollen Sie die meine sein?

Wilhelmine. Herr Rat, Sie fühlen wohl daß ich Ihnen darauf im Augenblicke keine entscheidende Antwort geben kann. Von Ihrem Edelmute lassen Sie sich zu einem Schritte hinreißen, den man nur nach reifer Ueberlegung thun soll. Ich würde den Verdacht verdienen eine Abenteurerin zu sein, könnte ich die edle Aufregung des Augenblicks benutzen. Allein mit vollstem Vertrauen nehme ich jetzt Ihre Hülfe an. Führen Sie mich wohin Sie wollen. Da Sie mir aber die Ehre erzeigten mir Ihre Hand anzubieten, so muß ich mich von dem Verdachte reinigen, der auf mir ruht. Denn man soll Ihnen nicht nachsagen daß Sie eine

zweideutige Person zu Ihrer Gattin hätten erheben wollen. Erlauben Sie einen Augenblick. (D. d. M. ab.)

Frau Schulze. Aber Herr Rat!

Weidner. Aber Frau Schulze!

Frau Schulze. Sie wollten wirklich?

Weidner. Ich will wirklich!

Frau Schulze. Ich kenne Sie nicht wieder.

Weidner (immer seine Aufregung durch den höflichen Ton zu mäßigen suchend). Alles hat eine Grenze! Ich bin immer bemüht gewesen alle Rücksichten zu beobachten und allen Forderungen der Höflichkeit zu genügen, wenn ich aber aus Rücksicht und Höflichkeit nicht thäte was ich für Recht erkenne, so wäre ich eine Schlafmütze — — bitte um Verzeihung für das Wort, aber es kommt mir kein andres auf die Zunge — — und eine Schlafmütze mag ich nicht sein.

Frau Schulze. Aber das Mädchen —

Weidner. Ist eine brave, feingebildete junge Dame.

Frau Schulze. Sie steckt mit meiner Tochter zusammen.

Weidner. Darüber hat sie sich gerechtfertigt.

Frau Schulze. Sie nennt sich Pflegetochter eines ihr ganz fremden Mannes.

Weidner. Dazu mögen die Umstände sie genötigt haben.

Frau Schulze. Sie ist eine Heimatlose.

Weidner. Eine Heimatlose ist noch keine Landstreicherin. Danken Sie Gott daß Sie sich in gesicherten Lebensumständen befinden und verachten Sie die Armen nicht, die das Geschick mit Sorgen und Not heimsuchte. Daß das Fräulein meinen Antrag nicht gleich annahm beweist ihr feines Gefühl, eine Abenteurerin hätte eifrig nach der rettenden Hand gegriffen. Aber ich hoffe sie wird ihn doch annehmen, denn auf ihren Besitz will ich voll Zuversicht mein Lebensglück bauen. Es sollte mir leid thun, verehrte Frau, wenn dieser Fall etwas in den freundschaftlichen Beziehungen änderte, die zwischen uns bestehen, allein ich kann nicht anders, ich will keine Schlafmütze sein. (Trocknet sich den Schweiß.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Wilhelmine (mit ihrem Bündelchen).

Wilhelmine. Ich bin bereit Ihnen zu folgen, Herr Rat. Vorher gestatten Sie mir noch einige Worte zur Rechtfertigung. Daß ich durch Herrn Müller als seine Pflegetochter mich hier einführen ließ that ich auf den Rat desselben, der mir sagte ohne Empfehlungen und Zeugnisse würde man mich nirgends aufnehmen. Ich that es mit Widerstreben und bangem Herzen. Lange hätte ich die Lüge nicht durchgeführt, vielleicht schon morgen hätte ich Ihnen die Wahrheit entdeckt, denn Sie erschienen mir freundlich und wohlwollend. Ich entdecke sie Ihnen jetzt, weil auch der Herr Rat wissen soll daß er keine Unwürdige beschützt. In frühester Kindheit meiner Eltern beraubt wuchs ich im Hause einer trefflichen Familie als angenommene Tochter auf, bis der Tod meiner unvergeßlichen Pflegemutter mich dieser Freistatt beraubte und unwürdige Nachstellungen mich zwangen meine Ehre durch die Flucht zu retten. Hier sind die gerichtlich beglaubigten Erklärungen meiner Pflegeeltern über meine Herkunft. Ich ersuche Sie dieselben zu prüfen. (Nimmt die Papiere aus dem Bündelchen.)

Frau Schulze (nimmt die Papiere zwar zögernd, doch nicht ohne Neugierde und setzt sich an den Tisch sie lesend).

Weidner. Sie brauchen sich vor mir nicht zu rechtfertigen, ich würde Ihr Geheimnis geehrt haben.

Wilhelmine. Es ist besser so — und imgrunde habe ich auch nichts zu verbergen.

Frau Schulze (lallend). Effertzhaim?

Wilhelmine. So hieß das niedergebrannte Dorf, in dem meine Pflegeeltern mich entdeckten.

Frau Schulze (nimmt ein gehenkeltes Goldstück an einer Schnur aus den Papieren). Und dieses Goldstück —?

Wilhelmine. Ich trug es um den Hals als ich gefunden wurde.

Frau Schulze (zitternd). Und wie heißen Sie?

Wilhelmine (befremdet). Wilhelmine.

Frau Schulze (fast schreiend). Nein! Nein!

Wilhelmine.
Weidner. } Wie?

Frau Schulze. Es ist nicht wahr! Du heißest Marie! So habe ich dich taufen lassen! Denn — ach wie soll ich es sagen, denn — du bist ja meine Tochter.

Wilhelmine (erstaunt). Sie meine Mutter?

Frau Schulze (durch Thränen). Alles trifft zu — es ist kein Zweifel! Bleibe doch nicht so fern — ich kann ja nicht aufstehen, mich hat es zu sehr erschüttert. Komm doch her zu mir.

Wilhelmine. Meine Mutter? Wäre es möglich. (Geht zu ihr und sinkt wie unwillkürlich vor ihr auf die Kniee.)

Frau Schulze (hält sie bei den Schultern und starrt ihr in die Augen). Ja ja, in diesen Zügen finde ich die meinigen, finde ich die deines Vaters wieder. Jetzt weiß ich auch warum es mir bei deinem ersten Anblick so vorkam als ob ich dich schon gesehen haben müßte, deshalb fühlte ich mich so zu dir hingezogen. Marie, bist ja meine Tochter. Eine langwierige Krankheit zwang mich dich einer Pflegeamme zu übergeben und selbst in einem südlichen Klima zu leben — bei meiner Rückkehr erfuhr ich den Brand des Dorfes. Alle meine Nachforschungen nach dir waren vergeblich — „du müßtest mit verbrannt sein“ war die einzige Auskunft, die ich erhielt. Achtzehn Jahre habe ich deinen Tod beweint — und nun — nun habe ich eine große, schöne, liebe Tochter.

Wilhelmine (sinkt ihr in den Schoß). Meine Mutter.

Frau Schulze. Ach wie das klingt! Das habe ich so noch nie gehört!

Weidner (zerdrückt mit der Hand eine Thräne und will leise abgehen).

Frau Schulze. Wo wollen Sie hin?

Weidner. Verzeihen Sie — ich darf hier wohl nicht stören!

Frau Schulze (reicht ihm die Hand). Bleiben Sie, Sie gehören jetzt erst recht in unsern Kreis. Ihrem edlen Benehmen danken wir ja die freudige Aufklärung.

Achter Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener. Herr Lehrer Müller!

Frau Schulze. Dein Vater!

Wilhelmine. Wie? Er!

Frau Schulze (winkt dem Diener bejahend).

Diener (ab).

Frau Schulze. Ja, er ist dein Vater, der noch keine Ahnung von deinem Dasein hat. Sechs Monate nachdem er mich verlassen wurdest du geboren, und noch hatte ich keine Gelegenheit es ihm mitzuteilen. Doch jetzt geschwind, hier hinein mit euch.

Wilhelmine. Wie?

Frau Schulze. Ich muß deinen Vater erst allein sprechen, zu rechter Zeit rufe ich dich schon. (Führt Weidner und Wilhelminen in das Zimmer links.) Ah, ah, wenn ich das überstehe! Die Freude soll ja auch tötlich wirken können. (Lehnt sich an den Tisch.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Müller.

Müller. Guten Abend, Ulrike.

Frau Schulze (zitternd). Willkommen, Moritz! Nun?

Müller. Hm!

Frau Schulze. Du bringst mir deinen Entschluß?

Müller. Ja, nimm es nicht übel, aber es geht nicht.

Frau Schulze. Wie?

Müller. Ich habe mirs von vorn und hinten überlegt, aber es geht nicht.

Frau Schulze. Du wolltest wirklich noch einmal mich verlassen?

Müller. Kann ich anders? Es könnte mir schon gefallen nach so langem unruhigen Leben ein sicheres Plätzchen zu haben — aber —

Frau Schulze. Aber?

Müller. Mich von dir füttern zu lassen — das halte ich nicht aus. Das Gnadenbrot ist ein harter Bissen; es zu verdauen muß man einen bessern Magen haben als ich.

Frau Schulze. Moritz!

Müller. Wir könnten wieder einmal einen kleinen Streit bekommen, und du könntest wieder einmal sagen daß dein Vermögen —

Frau Schulze. Moritz, kannst du das von mir denken?

Müller. Nimm es nicht übel; du sagst es vielleicht nicht, aber ich laufe immer in der Furcht herum du könntest es doch sagen. Und das wäre ein Hundeleben. Also nimm es nicht übel und lebe wohl.

Frau Schulze. Warte einen Augenblick. (Läßt Weidner und Wilhelminen heraustreten.) Wenn du nicht bei mir bleiben willst, bleibst du vielleicht bei dieser?

Müller. Wie?

Frau Schulze. Sage ihm daß er nicht gehe, Marie!

Marie (reicht ihm beide Hände). Mein Vater!

Müller. Was?

Marie. Das Kind aus dem verbrannten Dorfe hat seine Eltern gefunden. (Reicht die eine Hand Müller, die andere Frau Schulze.) Vater! Mutter!

Müller. Du meine Tochter?

Frau Schulze. Ja, ja, wahrhaftig deine Tochter.

Müller. So war jene Hoffnung doch richtig! Siehst du, Ulrike, für die sprach die Stimme der Natur, die bei deiner Pflegetochter nicht laut werden wollte. Ich hatte das Mädel ja gleich gern wie ich sie sah.

Frau Schulze. Willst du jetzt noch gehen?

Müller. Da habt ihr mich schön in der Klemme!

Wilhelmine. Wie? Sie wollten uns verlassen?

Müller. Rückt mir denn doch nicht so gewaltig auf den Pelz.

Frau Schulze. Ich bin ja ruhiger und besser geworden, und sollten wir wieder einmal in Zwiespalt kommen, sie wird dazwischentreten und ausgleichen.

Müller (nach kurzer Pause). Na da!

Frau Schulze.
Wilhelmine. } Wie?

Müller. Ich bin gefangen. Da habt ihr mich. (Küßt beide.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Ida (in Hut und Mantel, tritt von rechts auf und stutzt, da sie die Anwesenden sieht).

Frau Schulze. Aha! Weg mit Hut und Mantel! Brauchst nicht davonzulaufen. Sollst deinen Alfred haben!

Ida. Mutter!

Frau Schulze. Und hier noch eine Schwester dazu!

Ida. Wie?

Wilhelmine (geht zu ihr und umarmt sie). Meine Schwester!

Ida. Wie ist das?

Wilhelmine (spricht leise mit ihr).

Weidner (tritt vor). Und ich?

Frau Schulze. Sie närrischer Kauz, ich hatte Sie schon lange zu meinem Eidam erlesen, und Sie merkten nichts. Wenn Marie will, meinen Segen haben Sie!

Weidner. Marie — Fräulein Marie wollte ich sagen.

Wilhelmine (reicht ihm die Hand). Lassen Sie dieser Stunde ihr Recht, lassen Sie mich heute nur meinen Eltern gehören.

Müller (hat Ulriken umarmt). Das hätte ich mir doch nicht träumen lassen!

Frau Schulze. Bösewicht, meinetwegen bliebst du nicht, nur des Mädchens wegen.

Müller (tritt einen Schritt zurück). Da bist du ja schon wieder eifersüchtig!

Frau Schulze (hält ihn fest). Nein nein, ich bin wahrhaftig ganz gebessert.

Der Vorhang fällt.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.